Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Ratzeburgische Literarische Blätter

1808

Ratzeburg, 1808

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1734974737

Band (Zeitschrift) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

Ratzeburgische
Literarische Blätter.

Herausgegeben

von der

Literarischen Gesellschaft

in

Ratzeburg.

Jahrgang 1808.

Enthaltend 52 Stücke, 1 Beilage, und 1 Musik-Blatt.

Inv. Universitäts-Bibliothek
Kk.

Lübeck.

Bei G. B. Niemann und Comp.

1808.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

1. Stück.

Sonnabends, am 2. Januar, 1808.

Vorerinnerung.

Die Literarischen Blätter haben, wie die Ankündigung angab, Belehrung und Unterhaltung zur Absicht. Sie sollen in bunter Reihe kleinere Aufsätze aus dem Gebiethe der Literatur und Kunst, der Philosophie des Lebens, der Naturkunde, der Gesundheitskunde, der Land- und Hauswirthschaft, der Geschichte, besonders der vaterländischen, kurze Biographieen und Reisebeschreibungen, Nachrichten von nützlichen Anstalten, von Manufacturen, Fabriken u. s. w., ferner gemeinnützliche Vorschläge, bedeutende Anfragen in Betreff wissenschaftlicher Gegenstände, endlich kleine Romane und Erzählungen, Gedichte, Charaden und Räthsel, vielleicht Musik-Stücke, u. s. w. liefern.

Sie sind ein gut und ernstlich gemeintes Unternehmen der Ratzeburgischen Literarischen Gesellschaft. Die Gesellschaft hätte, anspruchlos, wie sie ist, und erscheinen will, gern einen noch bescheideneren Rahmen für sich und für ihr Wochenblatt gefunden. Sie hat keinen gewußt, der mindestens ihre Absicht in beiden Fällen so geradezu und bestimmt ausspräche. Und mehr, als diese Absicht, hat er nicht bezeichnen sollen. Sie hat keinen Anlaß zu Mißdeutungen geben wollen; sie erklärt sich für unschuldig, wenn er genommen werden könnte.

Eine Zahl literarisch gebildeter, für Literatur und Kunst lebhaft interessierter Männer hat einen Vereinigungspunct zu gegenseitiger Mittheilung, Belehrung und wissenschaftlicher Unterhaltung haben wollen. Sie haben dieser Neigung, dieser humanen Tendenz einen gewissen Tag und gewisse Stunden dieses Tages bestimmt, und sie finden eine freundliche und belohnende Erhohlung von ihren Amts- und Berufsgeschäften dabei. Sie haben sich in eine Gesellschaft vereinigt, welche die Befriedigung dieser Neigung ausdrücklich für den Grund ihrer Vereinigung erklärt. Die Gesellschaft hat ihre Constitutions-Urkunde drucken lassen, unter dem Titel: Zweck und Verfassung der Literarischen Gesellschaft in Ratzeburg. 4. Darin heißt es: „Der alleinige Zweck der Gesellschaft ist literarische Beschäftigung und Unterhaltung und gemeinnützliche wissenschaftliche Thätigkeit. Diesen Zweck sucht sie zu erreichen: I. In ihren Zusammenkünften: 1. Durch Vorlesungen eigener poetischen und prosaischen Arbeiten der Mitglieder. 2. Durch Mit-

theilungen interessanter Gegenstände aus dem ganzen Gebiethe der Literatur und Kunst, gelehrter Fragen, Zweifel, Wünsche, u. s. w. Nur die Politik ist von allen Verhandlungen ausgeschlossen. II. Außer den Zusammenkünften durch die Herausgabe eines periodischen Blattes gemeinnützlichen Inhalts."

Die Gesellschaft hat sich am 30. September des vorigen Jahres constituiert Sie zählt jetzt vierzehn ordentliche Mitglieder, vier einheimische und acht auswärtige Ehrenmitglieder. Ihre innere Verfassung ist in der oben angeführten gedruckten Schrift enthalten.

Die Gesellschaft hat gleich Anfangs geglaubt, die Vorlesungen zur Hauptsache und zur Regel machen zu müssen. Der Erfolg hat bisher gezeigt, daß sie von dem guten Willen und der Thätigkeit ihrer Mitglieder nicht zu viel begehrte und erwartete. Die Bedenklichkeiten gegen einen Verein von Männern aus so verschiedenen gelehrten Ständen sind glücklich durch die That widerlegt. Nahmentlich die Bedenklichkeit, daß Mancher, in einer bestimmten Wissenschaft und Kunst zu Hause, für ein besonderes Fach lebend, für seinen näheren Beruf thätig, nicht wissen möchte, oder fürchten möchte, nicht zu wissen, woher er den Stoff zu einer Vorlesung nehmen solle, die von allgemeinem Interesse, oder für alle seine Zuhörer gleich unterhaltend wäre. Herr Hofrath Reinhard aus Göttingen, der hier einen Besuch macht, nahm auf diesen Einwurf in der Anrede, womit derselbe das Institut eröffnete, Rücksicht Es sey uns erlaubt, dessen eigenen Worte aus jener Anrede anzuführen. „Für den echten Freund der Wissenschaft und Kunst gibt es überall nichts, was seiner Wißbegierde fremd seyn könnte; nichts, so entlegen es auch seinen eigenen Studien scheinen möchte, das ihn nicht anzöge, worüber er nicht belehrt und aufgeklärt zu werden wünschte. Das allgemeine und schöne Band, das die Wissenschaften und Künste unter sich vereinigt, das zieht auch ihre wahren Verehrer an, und knüpft den göttlichen Verein, den kein Despot, kein Weltstürmer zu zerreissen vermag, diesen unauflöslichen Verein, der noch bleibt, wann alle gesellschaftlichen Verhältnisse zerstört werden und untergehen, diesen ewigen Verein, den der Genius der Menschheit aus den Ruinen einer zertrümmerten Ordnung retten wird. Wissenschaft und Kunst sind das heilige Palladium, das eine Götterhand dem allgemeinen Brande entreissen, und um welches die Kinder der Erde das allgemeine Unglück und das allgemeine Verlangen wieder versammeln wird. Alles menschliche Wissen, alle menschliche Kunst hat gleichen Werth und gleiche Ehre. Alles, was wir nicht selbst können, Alles, was Andere mehr verstehen, als wir, sollte zwiefachen Lohn ernten, und jede Mittheilung davon sollte mit Achtung und Dank empfangen werden. Wahrlich, der wäre sehr engbrüstig und einseitig, der wäre ein bloßer Butter- und Brotbeflissener, wie Bürger es nennt, der nur Sinn fühlte für das, was unmittelbar in sein Fach gehörte, und was er unmittelbar wieder in Butter und Brot zu verwandeln wüßte. Es müßte auch schlimm seyn, wenn sich nicht über Alles, was des Lernens werth war, mit Interesse belehren ließe, ja, wenn es nicht selbst zum

Mittel der Unterhaltung und des Vergnügens für Viele gemacht werden könnte. Es scheint sogar, als müßte es uns von Zeit zu Zeit willkommener seyn, einen erfahrenen und denkenden Mann über das zu vernehmen, was ihn vorzugsweise beschäftigt, willkommener, als wenn wir immer und immer von Gegenständen unseres eigenen Denkens und Forschens, worin wir ohnehin täglich vorgehen und weiter gelangen, hören würden. Gerade weil wir darin fortschreiten, und jeder besondere Theil des Wissens seinen Mann verlangt, wird es uns bei der Kürze unseres Lebens unmöglich, uns zugleich auch auf fremden Gebiethen umzusehen und bekannt zu machen. Der erwarte also nicht Gleichgültigkeit und Kälte, der uns den weiten Weg erspart, den er selbst zum Ziele seiner Arbeiten und seines Nachdenkens zu machen hatte, und der uns gerade vor dieß Ziel hinstellt, u. s. w."

Zunächst sind nun diese Blätter dazu bestimmt, einen Theil der Vorlesungen, welche in der Literarischen Gesellschaft gehalten werden, aufzunehmen, und einem größeren Publicum zur nachsichtsvollen Beurtheilung vorzulegen. Sie sind aber nicht allein auf diese Vorlesungen eingeschränkt, sondern sollen über dieß eine Menge kleinerer Beiträge, wie sie die Ankündigung genannt hat, und, weil man es zu wünschen scheint, von Zeit zu Zeit auch Anzeigen von neuen Schriften allgemeineren und wichtigeren Inhaltes liefern. Nicht bloß die Mitglieder unserer Gesellschaft, sondern außer derselben auch andere und entferntere Freunde der Herausgeber wollen an dem Blatte und an ihrem Bestreben, ihm eine günstige Aufnahme bei den Lesern zu verschaffen, Theil nehmen. Die Gesellschaft wird sich sehr freuen, die Zahl dieser Theilnehmer immer vermehrt zu sehen. Ratzeburg, am 1. Januar, 1808.

Die Herausgeber.

Über das Recht der eigenen Meinung.

Ist es erlaubt, seine eigene Meinung zu haben? Und ist es erlaubt, sie zu sagen, wenn man sie haben darf? -- Eine höchst wichtige Frage in der Rechtslehre, ganz vorzüglich wichtig in Zeiten, da gerade ein starker Conflict von Meinungen herrscht.

Peter der Große sagte der Synode seiner Geistlichkeit, die einen Patriarchen verlangte, seine Meinung, daß er ihr Patriarch sey, und schlug dabei mit dem Säbel auf den Tisch; und dabei blieb es. Friedrich der Große sagte seine politischen Meinungen laut genug, und ließ sie wohl gar drucken, sie mochten gefallen, oder nicht. Er blieb König nach wie vor. Savonarola der Mönch und Johann Huß sagten ihre religiösen Meinungen, und wurden verbrannt. Charlotte Corday hatte ihre besondere, von der herrschenden abweichende Meinung über das Wohl ihres Vaterlandes, und commentierte sie durch einen Dolchstich in des scheußlichen Marat Brust; und man widerlegte sie durch die Guillotine. Bei dieser großen Verschiedenheit in der Art, Meinungen aufzunehmen, zeigt sich noch die sonderbare Erscheinung, daß man Meinungen, die in diesem Lande mit Gold und Ehre be-

lohnt werden, in einem andern mit Feuer und Schwert bestraft. Gescheute Leute sind daher schon von jeher nicht selten in Verlegenheit gerathen, was sie mit ihren Meinungen machen sollten. Man könnte sagen: sie hätten sie für sich behalten sollen. Aber, vorausgesetzt, daß Jemand auch diese in der That nicht kleine Geschicklichkeit besäße, so wäre ihm damit noch nicht immer geholfen. Die Leute bestehen oftmahls darauf, eure Meinung zu vernehmen. Besteht Ihr eurer Seits darauf, sie für euch zu behalten, so recurriert man alsdann gewöhnlich zu der rechtlichen Präsumtion: daß Ihr eine Meinung habet, die derjenigen, welche man von euch verlangt, widerspricht. Dann ist die Sache schlimm. Ist z. B. der Jacobinismus in euerm Städtchen ein Gräuel, oder glaubt man dort an den weißen Stier, so stämpelt man euch ohne Umstände, und von Rechtswegen, zu einem Jacobiner, oder zu einem Anhänger des schwarzen Stiers, und Ihr könnt von Glücke sagen, wenn Ihr der Guillotine oder dem Scheiterhaufen entgeht. Manche Philosophen haben zwar behauptet, daß man eine eigene Meinung haben, und sie in petto behalten könne, und beziehen sich dabei auf das triviale Sprichwort: daß Gedanken zollfrei seyen. Aber wie wollen sie das gegen die Erfahrung beweisen? Ist es nicht vielmehr mit den Gedanken, wie mit jeder andern Contrebande? Freilich kommen sie zollfrei durch, wenn die Visitatoren Leute sind, die sich handeln lassen, und eure Coffer nicht durchschnüffeln. Verstehen die Kerl aber ihren Dienst, wie es unter Tausenden wohl einige geben wird, so müßt Ihr ohne Gnade aufschließen, und der Himmel sey euch gnädig, wenn man nur ein Paar noch nicht verarbeitete Stückchen Englischen Tuches, oder ein elendes Viertelpfund Suicent in dem Winkel eures Felleisens entdeckt. Eure Entschuldigung, wenn Ihr z. B. ein Schneider wäret, daß das Stückchen Tuch ehrlich im Lande erworben und ein Restchen von dem Zeuge sey, woraus Ihr dem Finanzminister selbst einen Staatsrock gemacht habet, und daß es kaum zu einem Paar altfränkischen Hosen ausreiche, (denn die neufränkischen erfordern allerdings nicht wenig Ellen, wie man das sehr gut von jedem Schneider oder Armee-Lieferanten erfahren kann,) oder wenn Ihr den Suicent etwa auf der letzten Station gestohlen, und keinesweges über die Gränze gebracht hättet, alle dergleichen Ausflüchte würden euch wenig frommen, wenn, — wie wir einmahl zum Scherze angenommen haben, — der Visitator im Ernst ein ehrlicher Kerl war. Mit dem In petto behalten ist es also offenbar nichts. Denn entweder, man supponiert in Kraft rechtlicher Präsumtion den Suicent in euerm verschlossenen Coffer, und straft euch, oder man findet ihn, und Ihr müßt, wie sich's versteht, die Pön der Defraudation erlegen.

Wollet Ihr aber mit Gewalt, wie mehrere der oben angezogenen Beispiele, den Stoiker machen, alle Vorstellung verschmähen, und keck und dreist euer unmaßgebliches Dafürhalten über des Kaisers Bart heraussagen, und ihn etwa geradezu blau nennen, weil er euch so scheint, da doch die Majorität ihn längst für roth erklärt hat, oder wählet Ihr auch den bescheidenen Mittelweg, zu sagen: Sr. Majestät

Bart sey ein Blau, welches wie Roth aussehe, (wie man denn diese artige Manier, sich über ein obiectum litis auszudrücken, unter Leuten von feiner Lebensart gar häufig antrifft,) so hieße das, mit dem Kopfe gegen die Wand rennen; und was hätte man weiter davon, als Beulen? Alle Köpfe der Welt richten ja doch nichts aus gegen eine gute handfeste Wand, und wäre es auch nur eine gemahlte, wie die Vexierstädte des wohlseligen Fürsten und Staatsministers Potemkin, wodurch er, mit dem unbedeutenden Kostenaufwande von wenig Bretern und etwas Farbe, seiner erhabenen Monarchinn die reinsten Regentenfreuden en passant zu verschaffen wußte.

Bei dieser höchst kritischen und im Grunde höchst epinensen Verlegenheit, worein ein Mann mit seiner armen Meinung kommen kann, so daß er von allen Seiten zwischen mehrgedachten Wänden gefangen, und ihm jeder Ausweg, bis auf einen einzigen, abgeschnitten wird, ist es ein großes Glück, daß er diesen einzigen hat. Ich könnte mir etwas darauf zu gute thun, daß ich ihn hier mittheile, und mein Arcanum verrathe, ehe ich mir ein Patent darüber habe geben lassen; aber da es, (wie oben sachdienlich auseinander gesetzt worden,) wenig helfen kann, seine Einfälle, Meinungen und Erfindungen für sich zu behalten, auch bereits das gerühmte Mittel, sich mit seinen Meinungen in heiler Haut durch die Welt zu helfen, Jedermann bekannt ist, so werde ich es ohne Bedenken hier divulgieren. Es ist so simpel, wie jedes gute Hausmittel, und heißt: **Sey immer der Meinung desjenigen, mit dem du zu thun hast.** — Mich dünkt, man sieht es dieser Maxime an, daß sie, als eine Haupt-Maxime in dem Systeme der practischen Lebensweisheit, allgemein gültig ist, d. h. Cours hat, und ich wüßte nicht, was man gegen dieses unschuldige Expediens einwenden könnte.

Wenn wir auf die Geschichte zurück gehen, so werden wir in tausend Exempeln die wohlthätigen Früchte dieses weisen Grundsatzes erkennen, und wahrnehmen, wie von jeher die weisesten Staatsmänner, ja selbst Philosophen, und vornehmlich Hofleute, — die doch wohl in der guten Lebensart als Muster aufgestellt werden müssen, — dieser Regel gehuldigt, und solche zur unverbrüchlichen Norm ihres Betragens gemacht haben. Will man die unzähligen Beispiele der Favoriten an allen Höfen der heidnischen und christlichen Welt übergehen, so darf man nur, gleichsam als ihren Repräsentanten, den Höfling herbeiziehen, welchen uns der Englische Poet und Tragoedus auch Comicus, Shakespear, fürstellet, und welcher jederzeit dem Dänischen Prinzen Hamletio, (obgleich derselbe dem Anscheine nach so bald nicht zum Throne gelangen konnte,) in allen seinen sich selbst contradicierenden Meinungen über einige vorbei passierende Wolken beipflichtete.

Was aber dieser Art, fremden Meinungen zu begegnen, ganz vorzüglich das Wort redet, und alles Gewäsche von Moral, -- diesem pedantischen Popanz, der jetzt, Gott sey Dank! wenigstens in der Politik gänzlich removiert und beseitigt worden ist, -- mit Einem Mahle von der Schule schlägt, sind die profitabeln Folgen gedachter manierlichen Nachgiebigkeit. Es

würde mich zu weit führen, wenn ich nach allen Seiten den unermeßlichen Nutzen erörtern und beleuchten wollte, der aus diesem höflichen Betragen und dieser complaisance herfließet. Alles, ja, ich sage nicht zu viel, Alles kann man damit erlangen. Hätte z. B. ein Minister einen Britisch bull oder Irish blunder oder einen Deutschen Bock gemacht, und Ihr riefet ihm unter vier Augen euer unterthänigstes Bravo entgegen, so kämet Ihr unfehlbar bei dem Herrn Minister in den Ruf eines guten Kopfes, und wenn Ihr es auch eben so wenig wäret, als Se. Excellenz. Eben so unfehlbar werdet Ihr diesen Ruf in der nächsten Tabagie, wo man dem obigen Minister eben den Stab gebrochen hat, behaupten, wenn Ihr, nachdem Ihr vernommen, wen es gelte, mit vernehmlicher Stimme in das pereat einstimmet, und gleichfalls euern Stein oder faulen Apfel auf den verwünschten Minister losschleudert. — Oder versichert Ihr einem Deutschen Poeten, (d. h. aus der einzigen wahren Schule des Athenäums, denn vorher hatte man bekanntlich gar keine,) versichert Ihr einem solchen, das Wasser des vorliegenden Sonettes sey, wie der Herr Autor selbst ganz richtig observiere, wahr und wahrhaftig aus der Hippokrene, (ob es gleich nur schlechtes Wasser aus seinem, des Autoris Wasserkopf ist, und nur der Glaube, so solchem Wort im Wasser trauet, dasselbe zu heiligen vermag,) so könnt Ihr mit Sicherheit darauf rechnen, von jedem Mitgliede der Loge als Kenner begrüßt zu werden. Und so ließe sich leichtlich per inductionem zeigen, wie alles Ersprießliche, was Ihr hienieden wünschet, auf den bescheidenen Beifall fremder Meinungen herab zu regnen pflege.

Kommt man euch aber mit Einwendungen aus der Moral, und wollte man etwa die quäst. Regel der politique mit dem Nahmen der Schwachheit, Schmeicheley oder Speichelleckerei, und wie alle dergleichen injuriösen Schimpfreden und Sarcasmi heißen mögen, belegen, so ist das ein einfältiges Geschwätz, und würde eben so wenig verfangen, als wenn man etwa aus diätetischen Gründen eine abgeschmackte Mode, z. B. den Damen warme Kleidungen im Winter, statt des Musselins, empfehlen, oder einem Glatzkopfe in den Zeiten des eigenen Haars eine Perrücke aufschwatzen wollte. Und hieraus ist es also klärlich erwiesen, was zu erweisen war: daß es, der Meinungen in der Welt ungeachtet, gar wohl möglich sey, durch selbige hindurchzukommen.

L. Nauwerck.

Der Wetterprophet.

Der verstorbene Hofrath Gatterer zu Göttingen hofft nicht allein in seiner Geographie*), daß, wenn die Atmosphäre nach den von ihm angegebenen Regeln, Instrumenten und Hülfsmitteln beobachtet würde, die Naturgesetze der Witterung mit der Zeit sicher entdeckt, und nach und nach, diesen Gesetzen gemäß, die Witterung selbst vorhergesagt werden könnte, sondern er rühmte sich auch, die Kunst wirklich zu verstehen, den je-

*) S. 1. Band. §. 15. Die Stelle verdient, von allen Wetterbeobachtern nachgelesen und beherziget zu werden.

desmaligen Witterungszustand auf lange Zeit hinaus, aber nur für einen gewissen District, nicht für ganz Deutschland, noch weniger für Europa, bestimmt angeben zu können. In seinen geographischen Vorlesungen legte er nicht allein Sonnen- und Mondstafeln vor, deren er sich bei seinen Wetterbeobachtungen bediente, sondern erzählte auch, daß er mit seinem Sohne, dem jetzigen Forstrathe zu Heidelberg, über ein Jahr Nacht und Tag beobachtet, Blicke in die Witterungsgeheimnisse gethan, und sehr oft Gewitter, Regen, Frost und heitere Tage lange voraus berechnet und bestimmt angegeben habe. Von den vielen Fällen, da er nach seiner Aussage die Veränderung der Atmosphäre prophezeiet hat, will ich hier nur Einen anführen.

In einem Winter — das Jahr habe ich vergessen — habe es, so erzählte er, mehrere Wochen lang beständig geregnet. Täglich seyn seine Zuhörer mit triefenden Mänteln und nassen Kleidern in das Auditorium gekommen. Dieß habe ihn gejammert. Eines Tages habe er ihnen zum Troste angezeigt, daß nach vier Wochen den und den Tag sie ihn auf dem Froste besuchen würden. Den Nachmittag vor dem bestimmten Tage haben seine Zuhörer wegen des anhaltenden Regens noch nicht die mindeste Hoffnung zu einer Veränderung des Wetters gehägt, vielmehr schon im voraus sich gefreuet, ihn Lügen strafen zu können. Allein mitten in der Nacht seyn auf Ein Mahl die Barometer so schnell gestiegen, daß selbst Lichtenberg des Morgens sehr früh seinen Bedienten mit der Anfrage zu ihm geschickt habe, ob sein Barometer auch so hoch stehe? Plötzliches Frostwetter sey zugleich mit eingetreten. Seine Zuhörer, die sich zu den Vorlesungen einfanden, habe er darauf angeredet: Nun! Bin ich ein Lügenprophet?

Ruhmredigkeit und Prahlerei waren diesem ehrwürdigen Manne fremd. Ich kann daher an seiner meteorologischen Prophezeiungsgabe nicht zweifeln, zumahl da er auch, so viel ich gehört habe, den Professoren zu Göttingen zu ihren so genannten Wald-Partieen jährlich einen schönen und heitern Tag im voraus berechnet haben soll.

Nur kann ich nicht begreifen, warum er seine Kunst, die für die Welt von unendlichem Nutzen seyn würde, weder durch den Druck bekannt gemacht, noch Jemanden entdeckt und gelehrt hat. Zwar äußerte er, daß er deßhalb seine mühseligen Beobachtungen, Berechnungen, Tabellen, u. s. w. auf ewig für sich behalten, und seine meteorologischen Kenntnisse als ein Geheimniß mit sich in's Grab nehmen wolle, weil eine dem Publicum verrathene Witterungskunde die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen könne. Denn so bald man den Witterungszustand auf lange Zeit hinaus bestimmen könne, so könne man auch die fruchtbaren und unfruchtbaren Jahre berechnen. Wisse man aber vorher, wann Theurung entstehen, oder wohlfeile Zeiten eintreten würden, so würden die Reichen die Wohlfeilheit zum Nachtheil und Druck der Minderbegüterten und Armen benutzen. Den Armen ihre Existenz noch drückender machen, das könne und wolle er nicht.

Allein Jeder wird sich mit mir wundern, wie diese Bedenklichkeiten und Be-

sorgnisse, die zwar dem Herzen dieses wackern Gelehrten zur Ehre gereichen, aber meiner Einsicht nach unerheblich und grundlos sind, nicht von seinem Verstande widerlegt wurden. Denn der Nutzen, der daraus entspränge, wenn man die Witterung, mithin auch Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, im voraus, wie Sonnen- und Mondfinsternisse berechnen, und in den Kalendern anstatt der Afterprophezeiungen wirklich Kälte, Wärme, Hagel, Gewitter, Schnee, Frost, u. s. w. genau auf den Tag angeben könnte, wäre nicht auszusprechen. Für die Armuth kann nicht der mindeste Nachtheil, sondern muß vielmehr der größte Vortheil aus einer zuverlässigen Witterungskunde entstehen.

Denn gesetzt, daß die Reichen in wohlfeilen Zeiten allen Überfluß aufkauften, um ihn in unfruchtbaren Jahren theuer wieder zu verkaufen, so würde eines Theils durch das Losschlagen der aufgeschütteten Vorräthe Concurrenz entstehen, und durch die Concurrenz Wohlfeilheit erzwungen werden. Andern Theils könnte aber auch der Staat, als der reichste und wohlthätigste Speculant, Magazine für die Armen füllen, und in Mißjahren die Hungrigen für einen civilen Preis sättigen.

Da, wo Gatterer Nachtheil und Schaden sah, erblicke ich Wohlthat und Segen.

Daher fuhr mir schon, als ich noch in Göttingen war, die Idee durch den Kopf, die meteorologischen Winke des Herrn Hofraths zu verfolgen, damit ich, wenn ein glücklicher Erfolg meine Bemühungen krönte, als ein Wohlthäter der Menschheit auftreten könnte. Allein die nachherigen Verhältnisse und Arbeiten, die mich bald darauf erwarteten, wollten sich

mit der Ausführung jener Idee nicht vereinigen lassen.

Dem Anscheine nach werde ich auch nie in eine solche Lage kommen, worin ich ununterbrochen meteorologische Beobachtungen selbst anstellen, und zu festen und sichern Resultaten in den Geheimnissen der Atmosphäre zu gelangen hoffen kann. Ich werfe daher jetzt nur folgende Fragen auf:

1. War Gatterer wirklich ein Wetterprophet, für den ich ihn nach seinen Äußerungen halte?

Sein Sohn und seine Freunde, welche mit ihm in naher Verbindung standen, können am besten diese Frage beantworten.

2. Läßt sich aus den vielen Tabellen und Beobachtungen, die er zum Behuf der Wetterkunde entworfen und angestellt hat, wenn sie nicht etwa vernichtet sind, nicht ersehen, wie er jene geheimen Regeln, nach welchen der große Naturproceß sich täglich verändert und entwickelt, erlauscht und gefunden hat?

Sein Sohn, der Forstrath in Heidelberg, wäre wohl der Einzige, der hierüber befriedigende Aufschlüsse geben könnte, weil er selbst abwechselnd mit seinem Vater beobachtet hat, und vielleicht auch von diesem in die Witterungs-Geheimnisse eingeweiht ist. Wenigstens steht ihm doch wohl der ganze meteorologische Nachlaß seines Vaters zu Gebothe.

Wie sehr er sich durch die Mittheilung der Resultate, oder auch nur der Fingerzeige, von den Forschungen seines Vaters um die Menschheit verdient machen würde, braucht nicht berührt zu werden. Dem gelehrten Meteorologen würde er aber ein Monument errichten, das keine Zeit zerstörte, und die Mit- und Nachwelt zum ewigen Danke aufforderte.

Rußwurm.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

2. Stück.

Sonnabends, am 9. Januar, 1808.

Aphorismen über Prose und Poesie.

So oft auch die Frage: Wie unterscheidet sich die Poesie von der Prose? aufgeworfen und untersucht ist; so scheint es doch den Geschmacksphilosophen noch nicht gelungen zu seyn, uns solche Begriffe von beiden aufzustellen, die für alle Fälle ausreichen.

Bekanntlich war Prosa ursprünglich der Rede in Versen entgegen gesetzt 1). Die Grammatiker und Rhetoriker bemerkten und bezeichneten von jeher zuerst äußere, oft zufällige, Merkmale. Im Allgemeinen darf man ihnen dieses nicht zum Vorwurfe machen. Es ist überhaupt nach der Natur der Entwickelung des menschlichen Geistes das Hervortreten der Ideen aus seinem Innern bedingt durch äußere Veranlassungen, und erst in diesen kommen jene zum Bewußtseyn. Aber dadurch unterscheidet sich der schärfere und tiefere Blick, daß er in diesen äußern Veranlassungen das, was der Idee entspricht, schneller findet und reiner absondert. An diesem schärfern und tiefern Blicke hat es oft den Römischen und dem bei weiten größten Theile der spätern Rhetoriker gar sehr gefehlt.

Weil die Männer, die von den Griechen mit dem bedeutenden Namen Poeten benannt wurden, ihre Werke in Versen abgefaßt hatten, so war nach dem herrschenden Begriffe bei den Römern ein Poet der, welcher Verse machte, und deßhalb Poesie, das Werk des Poeten, der oratio vorsa gleichbedeutend, der prosa entgegengesetzt. So maßte sich den Nahmen des Poeten Jeder an, der Verse machte, und die Poesie galt in den Augen derer, die durch Worte hindurchzudringen nicht vermochten, ungefähr, was die bloße Versmacherkunst werth ist, wenn gleich ein Poet, der kein bloßer Versmacher war, jenen Namen nur dem zugestehen will,

Ingenium cui sit, cui mens divinior atque os,
Magna sonaturum 2).

(Der Dichtergeist, der eine mit den Göttern
Verwandte Seele hat, und dessen Mund
Erhabene Gedanken und Gefühle
In mächtigen Tönen ausströmt 3).

Bei uns Deutschen ging es nicht bes-

1) Quinctil. institt. oratt. I. 5. 13. I. 8. 2. Donat. ad Terent. Eunuch. II. 3. 14.

2) Horat. Sermon. I. 4.

3) Wieland's Übersetzung.

ser. Wenige wußten unter den Versmachern, deren wir eine Menge hatten, die Dichter, an denen es uns doch auch nicht gebrach, zu erkennen, weil diese ja auch Verse machten. Was half es, daß Opitz 4) sagte: „Die Worte und Sylben in gewisse Gesetze zu bringen, und Verse zu schreiben, ist das allerwenigste, was in einem Poeten zu suchen ist. Er muß εὐφαντασιωτατος von sinnreichen Einfällen und Erfindungen seyn, muß ein großes unverzagtes Gemüth haben, muß hohe Sachen bei sich erdenken können, soll anders seine Rede eine Art kriegen, und von der Erde empor steigen?“ Sah man nicht lange nach ihm fast nur auf das, was man einen fließenden Vers nannte? und setzte man nicht Opitzens Hauptverdienst fast nur darin? Ward nicht Hans Sachs, so sehr er εὐφαντασιωτατος seyn, so ein großes unverzagtes Gemüth er in seinen Werken darlegen, so hohe Sachen er erdacht haben mochte, bis auf die neuesten Zeiten, weil ihm die geschniegelte Sprache abging, sprichwörtlich für einen Poeten gebraucht, wie er nicht seyn soll? Ward nicht Haller, ward nicht Klopstock gerade wegen solcher Stellen am härtesten angegriffen, in denen sie sich am meisten über das Gewöhnliche erhoben, in denen sie ihr großes Gemüth am deutlichsten aussprachen? Und wenn das Geschrei nach und nach verstummte, war darum späterhin das Ungewöhnliche nicht immer wieder eben solchen Anfällen ausgesetzt? Sind die Schönaiche und Hudemanne ausgestorben? Hat es nicht

4) Von der deutschen Poeterei.

viele angesehene Liebhaber und Kunstrichter der belles lettres gegeben, die in Shakspeare und Göthe nur Rohheit und Ausartung fanden, weil unter die von ihnen auswendig gelernten Regeln sich die Werke dieser Männer nicht wollten bringen lassen? und andre, die freilich den hohen Sachen, dem großen unverzagten Gemüthe und dem Emporsteigen über die Erde nicht ganz ihr Herz verschließen konnten, doch aber höchstbedauerlich fanden, daß die guten Leute versäumt hätten, sich durch das Studium eines Boileau und Adelung zu perfectionieren.

Um solchem Unwesen ein Ende zu machen, entschloß sich ein Verein etlicher eminenten Geister unsrer Zeit, die poetische Poesie von der bloßen Poesie schlechtweg zu unterscheiden und empor zu bringen. Die großen Nahmen Shakspeare, Cervantes, Göthe waren es, denen sie fast ausschließend huldigten und die Herrschaft im Gebiethe der Poesie erkämpfen wollten. Indessen scheint es, als wenn jener Verein bei näherer Untersuchung gefunden habe, daß auch die genannten Heroen, wenigstens der Deutsche unter ihnen, eigentlich nur als Vorläufer des neuen Gottesreiches anzusehen, für wahre poetische Poeten aber nur die Mitglieder des Vereins, und etwa Göthe in denjenigen Werken, die er nach der Offenbarung der poetischen Poesie geschrieben hat, zu achten seyn.

Von Andern will dagegen behauptet werden, daß dasjenige, wodurch die Poesie des neuen Bundes sich unterscheide, gerade nicht sehr poetisch sey, daß aber das Poetische darin nicht anders auf das

Gemüth wirke, als das, was man in den Werken der Klopstocke, der Gerstenberge, der Wielande, der Bürger längst als wahre Poesie erkannte.

Auch könnten argwöhnische Leute auf den Verdacht gerathen, daß, wie aus Kantischen Resultaten und Jacobischen Ideen, in einem den kritischen Weg verschmähenden, phantasiereichen und durch Fichte auf die Umkehrung der Kantischen Methode geleiteten Kopfe, das System der Naturphilosophie entstand, so die mit dieser nahe verwandte poetische Poesie und ihre Theorie auch aus einer mißverstandenen und über die Gränzen der Wahrheit ausgedehnten Idee Kant's hervorgegangen sey.

Nach der Behauptung dieses Philosophen ist nähmlich das Wohlgefallen, wodurch das Geschmacksurtheil bestimmt wird, ohne alles Interesse 5). Richtig verstanden scheint diese Behauptung vollkommen wahr; denn sie sagt bloß, daß Reitz und Rührung da, wo von Beurtheilung des Schönen die Rede ist, nicht für Entscheidungsgründe gelten dürfen. Daraus aber scheinen die Apostel des neuen Evangeliums den Grundsatz gebildet zu haben, daß ein Kunstwerk, nahmentlich ein Gedicht, desto schlechter sey, je mehr es interessiere, und also desto besser, je weniger man ihm Interesse in jeder Bedeutung des Wortes vorzuwerfen habe. Und da muß man allerdings gestehen, daß Akarkos, Lacrimas und die meisten Erzeugnisse der poetischen Poeten diesem Grundsatze ungemein entsprechen.

5) Kritik der Urtheilskraft, 1. Abschn. 1. Buch. §. 2. ff.

Kant spricht ferner zuweilen von einem Spiele der Einbildungskraft, und sagt, die Poesie spiele mit dem Scheine, kündige ihre Beschäftigung als ein Spiel an, — Ausdrücke, die, besonders, wenn man auf den Zusammenhang sieht, einen vollkommen guten Sinn geben und den Denkenden, der zugleich Geschmack und Gefühl hat, in das Wesen der Kunst tiefer blicken lassen. Auch die neuen Poeten reden viel von einem Spiele, das aber in ihrem Munde nichts, als Spielerei zu sagen scheint.

(Die Fortsetzung im nächsten Blatte.)

Dietz.

Einfluß der Bienen auf die Pflanzen.

Nach einer Bemerkung Wildenow's, die durch Anderer Erfahrungen bestätigt ist, (Reichsanz. 1806, Nr. 33.) trägt es viel zum Gedeihen der Obstbäume bei, wenn Bienen in der Nähe sind, also in ein Treibhaus ein schwacher Bienenschwarm gesetzt wird. Die Bienen bewirken nähmlich die nöthige Befruchtung. Um ihnen Nahrung zu verschaffen, sorge man dafür, daß Blumen, besonders Zwiebelgewächse und Ericasorten, sich daselbst befinden. — Übrigens ist die Bemerkung, daß die Bienen zur Befruchtung der Pflanzen beitragen, nicht neu. Schon vor mehr, als zwanzig Jahren hat Hr. Heil, Amtmann zu Landser im Elsaß, beobachtet, daß diese Thiere den ihnen anklebenden Saamenstaub andern Pflanzen mittheilen, dadurch aber auch zur Ausartung derselben beitragen können. Er umgab daher al-

le Pflanzen, die er gegen Ausartung sichern wollte, mit feinen Netzen. (Allg. Lit. Zeit. 1785. Nr. 111.)

—z.

Anekdoten.

1.

Einem katholischen Geistlichen beichtete ein junger Mensch, daß er seit seiner letzten Beichte sich sechs Mahl versündiget habe. — Der Pater vergab ihm diese Sünden, unter der Bedingung, daß er deßhalb noch den Rosenkranz ganz abbethen sollte. Kurze Zeit nachher kam ein Anderer in den Beichtstuhl, und bekannte, sich neun Mahl vergangen zu haben. Bethe den Rosenkranz anderthalb Mahl, mein Sohn, sagte der Pater, und deine Sünden sollen dir vergeben seyn. Ein Dritter kam unmittelbar hinterher, und verklagte sich, daß er die Gebothe elf Mahl übertreten habe. -- Elf Mahl! rief der Geistliche, das ist eine wunderliche Zahl! -- Nach einigem Besinnen fügte er hinzu: Gehe hin, mein Sohn, und sündige noch Ein Mahl, und dann mußt du den Rosenkranz zwei Mahl abbethen, so ist die Sache abgethan.

2.

Als Voltaire sein Trauerspiel Merope schrieb, rief er einst des Morgens früh seinen Bedienten und befahl ihm, einige Verse zu demjenigen Schauspieler, der die Rolle des Tyrannen spielen sollte, zu tragen. Der Bediente weigerte sich, zu gehen, unter dem Vorwande, daß es ja noch Nacht sey, und daß er

den Herrn gewiß im Schlafe stören würde. -- „Ei was!“ sagte Voltaire, „sey unbesorgt: Tyrannen schlafen niemahls!“

Dorinde'us Bildniß.

Ha! welchen Zauber hat dieß Bild,
Das meine Brust mit Seufzern füllt:
Ich bin dem Schwur nicht treu geblieben,
Dorinde, dich allein zu lieben.

Karl Reinhard.

Räthsel.

Am Himmel umströmt mich ein heiteres Licht,
Das Herz lehr' ich leben und lieben;
Den alten Thron, ich behielt ihn nicht;
Die Macht ist mir ewig geblieben.

Dräseke.

Charade.

Der Klagende verschmäht mein Ganzes, das er sucht.
Nimmst du den Kopf mir, so zernag' ich schier,
Woran kein Zahn sich leicht versucht.
Nimm mir noch einen Theil, so kann ich dir
Die höchste Pracht am frühen Morgen zeigen.
Noch Eins nimm mir, so bitt' ich dich, zu schweigen.

Dietz.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
3. Stück.

Sonnabends, am 16. Januar, 1808.

Aphorismen über Prose und Poesie.
(Fortsetzung.)

Wie unschuldig aber Kant an dieser einseitigen Auffassung und Verzerrung seiner Ideen ist, kann folgende Stelle aus seiner Kritik der Urtheilskraft beweisen: „Unter allen schönen Künsten behauptet die Dichtkunst, (die fast gänzlich dem Genie ihren Ursprung verdankt und am wenigsten durch Vorschrift oder durch Beispiele geleitet seyn will,) den obersten Rang. Sie erweitert das Gemüth dadurch, daß sie die Einbildungskraft in Freiheit setzt, und innerhalb der Schranken eines gegebenen Begriffs, unter der unbegränzten Mannigfaltigkeit möglicher damit zusammen stimmender Formen, diejenige darbiethet, welche die Darstellung desselben mit einer Gedankenfülle verknüpft, der kein Sprachausdruck völlig adäquat ist, und sich also ästhetisch zu Ideen erhebt. Sie stärkt das Gemüth, indem sie es sein freies, selbstthätiges und von der Naturbestimmung unabhängiges Vermögen fühlen läßt, die Natur, als Erscheinung, nach Ansichten zu betrachten und zu beurtheilen, die sie nicht von selbst, weder für den Sinn noch für den Stand in der Erfahrung darbiethet, und sie also zum Behuf und gleichsam zum Schema des Übersinnlichen zu gebrauchen. Sie spielt mit dem Schein, den sie nach Belieben bewirkt, ohne doch dadurch zu betriegen; denn sie erklärt ihre Beschäftigung selbst für bloßes Spiel, welches gleichwohl vom Verstande und zu dessen Geschäfte zweckmäßig gebraucht werden kann 6).“

Hat je ein Philoseph tiefere Blicke in das Wesen der Poesie gethan, je ein Dichter würdiger über seine Kunst gedacht, als dieser Weise?

* * *

Der Dichter dichtet (ποιει), schafft; aus seinem Innern kommt, was er spricht. Was er von außen nimmt, ist nur das Materiale, woraus seine Einbildungskraft das Werk bildet. Der belebende Hauch muß aus dem Geiste des Dichters kommen. Die Einbildungskraft, die nur das Empfundene, Vorgestellte wiederhohlt, wie es aus Veranlassung der Erfahrungsgegenstände die Seele traf, ist keine dichtende Einbildungskraft. Diese wirket frei; und je weniger Freiheit an einem Werke Antheil hat, je weniger Freiheit dadurch spricht, desto weniger ist es Dichterwerk.

6) a. a. O. §. 53.

Aber die Freiheit des Dichters ist keine Gesetzlosigkeit. Die Natur des Objects, das er behandelt, und die Schönheit bilden die Gränzen, die er nicht überschreiten muß. Ich hätte bloß sagen dürfen: die Schönheit; denn wer über die Schranken hinausgeht, welche die Natur des Objects bestimmt, der verletzt auch unfehlbar die Gesetze der Schönheit. Schön ist nähmlich nur das, was die Einbildungskraft zu einem freien Spiele auffodert, ohne sie der Beschränkung durch Verstandesgesetze zu entziehen, oder, was die Einbildungskraft harmonisch mit dem Verstande beschäftigt. So frei die Phantasie schalten, in welche unbekannte Welt sie uns versetzen mag, — eine Welt unter Gesetzen muß es doch seyn; die Natur, die er uns mahlt, mag der, die wir erkennen, in tausend Hinsichten widersprechen, eine Natur muß es doch seyn, deren Gesetze sich selbst nicht aufheben. Wer nun die Schranken überspringt, welche durch die Natur des Objects bestimmt werden, der versetzt uns in eine Natur, deren Gesetze sich widersprechen, die sich selbst aufhebt und unter keine denkbaren Verstandesgesetze gebracht werden kann, die also keine Natur ist. Mit diesem Spiele der Einbildungskraft kann kein Verstand harmonieren, und das Wohlgefallen, welches durch das Schöne hervorgebracht wird, ist hier unmöglich. Es versteht sich, daß mit dem Gesagten die Fälle nicht streiten, wo Darstellung der Unnatur, des Widersprechenden, des Widersinnigen, Absicht des Dichters seyn kann.

Wenn wir von dem Dichter Freiheit fodern, so kann darunter nicht metaphysische Freiheit verstanden werden; nur Unabhängigkeit von einem sichtbaren Zwange, durch den sein Werk dem Leser oder Hörer als Frucht der Mühe und Anstrengung erscheinen würde, und Herrschaft über die Mannigfaltigkeit der Ideen und Bilder, die nach der gewöhnlichen Wirkungsart der Associationsgesetze nicht erregt werden. Wenn diese Herrschaft auch nichts seyn sollte, als eine versteckte Wirkung der Naturgesetze, so erscheint sie doch als Werk eines freien Gemüths, und das ist hier die Hauptsache.

* * *

So wenig bloße Beschreibung dessen, wogegen die Seele sich leidend verhält, Poesie ist; so wenig macht die Erdichtung dessen, was nicht wirklich ist, ihr Wesen aus. Der Dichter stellt auch die Wirklichkeit dar und kann in der Darstellung der Wirklichkeit sich als wahren Dichter zeigen.

Wie oft, wenn ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie, wenn ich dich verlassen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Diese Verse des ehrwürdigen Haller sprechen ohne Zweifel nichts aus, was nicht wirklich geschah; und doch möchte es selbst einem poetischen Poeten schwer werden, ihnen das Dichterische ganz abzudisputieren.

Aber der Dichter stellt das Wirkliche nicht dar, um unsere Begriffe darüber zu berichtigen und bestimmter zu machen. Er sucht die Einbildungskraft seines Zuhörers zu beschäftigen und ihn so in die Stimmung des Schildernden oder Geschilderten, in die Verhältnisse, die er darstellt, zu versetzen, daß der Geist sie

anschauet und die Schranken seiner individuellen Wirklichkeit vernichtet fühlt.

Allein was ist denn das Idealische, das in jedem Gedichte seyn soll? So wenig etwas Erdichtetes, als ein Ideal der Vollkommenheit. Die wahre Idealität, insofern sie jedem Dichterwerke zukommen muß, besteht, dünkt mich, darin, daß das Gefühl, der Charakter, das Verhältniß, so der Dichter darstellt, in sich vollendet, vollkommen eins, ganz das seyn, was sie nach dem zum Grunde liegenden Principe seyn sollen. Aus der Wirklichkeit nimmt der Künstler den Charakter, die Leidenschaft u. s. f. wie den unverkennbaren Ausdruck desselben; aber er sondert Alles ab, was in der wirklichen Welt diesem Charakter, dieser Leidenschaft u. s. f. zufällig und aus Inconsequenz beigemischt seyn kann und die reine Auffassung des Darzustellenden, als eines auf einem Princip ruhenden Ganzen, verhindern würde. Schon hiedurch wird in den meisten Fällen die Wirklichkeit veredelt, und der Zuhörer über dieselbe hinausgehoben. Aber freilich gibt es Fälle, wo diese Einheit, diese Vollendung allein das Gemüth des Hörers durchaus nicht aufzuregen vermöchte, weil das auf diese Einheit Zurückgeführte, das so Vollendete etwas Alltägliches seyn kann. Da wird das Werk nur dadurch Gedicht, daß es den Geist über diese Wirklichkeit durch Anregung des höhern Selbstbewußtseyns erhebt. Und überhaupt, je mehr die Darstellung des Dichters die Einbildungskraft veranlaßt, an den aus der wirklichen Welt entlehnten Stoff Ideen anzureihen, seines bessern Selbst inne zu werden und das Höhere zu ahnden, desto

mehr poetische Kraft hat sie.

* * *

Die Prose, in so fern sie, nicht der metrischen Rede, sondern der Poesie entgegen gesetzt ist, redet zu dem Verstande, und ihre Absicht ist oder soll wenigstens seyn, Wahrheit. Auch wo sie auf Herz und Willen zu wirken sucht, geschieht dies durch Vorstellungen, Begriffe und Urtheile, aus denen unmittelbar Erkenntniß und richtige Beurtheilung der Wahrheit bei dem Leser hervorgehen soll. Die Wahrheit soll erkannt und befolgt werden. Die Poesie wendet sich an die Einbildungskraft und will durch Kraft und Schönheit gefallen.

Der Prosaiker kann von dem Dichtergeiste, der ihm etwa verliehen ist, sich unterstützen lassen, kann dichterische Darstellung als Mittel zu seinem Zwecke benutzen; aber der Zweck, auf den er sichtbar ausgeht, und die Unterordnung der von der Poesie entlehnten Belebungsmittel unter die philosophische oder historische Wahrheit unterscheiden ihn von dem Dichter.

Auch dieser entlehnt vom Prosaiker, in so fern oft die Wahrheit und der lautere Begriff von ihr ein Mittel werden kann, seinem Werke Kraft und Schönheit zu geben.

Doch kann sich der Dichter auch selbst den Zweck des Prosaikers, besonders des Philosophen, vorsetzen; aber er zerstört unfehlbar sein Werk, als poetisches Kunstwerk, wenn dieser Zweck sichtbar vorherrscht, wenn er nicht, wie von selbst, aus der Erreichung des poetischen Zweckes folgt. In Lessing's Nathan sah Moses Mendelssohn eine Vertheidigung der Vor-

sehung 7), Jacobi hielt es für die klar am Tage liegende Absicht dieses Gedichtes, jedes System von Religion, als System, in einem nachtheiligen Lichte darzustellen 8). Eben, weil Nathan ein vortreffliches Gedicht ist, liegt die philosophische Absicht des Dichters nicht so klar am Tage, als beide meinten; aber der Geist, der es gefaßt hat, kann dadurch Aufschluß, Bestätigung, lebendiges Gefühl des Glaubens an die Vorsehung erhalten, kann eben dadurch zur Anschauung des Gedanken gelangen, daß es den Menschen zum Eigendünkel, zum Hochmuth und zur Geringschätzung Anderer führe, wenn er das Positive, das Unterscheidende seines ererbten oder erworbenen Glaubens für mehr, als Einkleidung des Unaussprechlichen, für reine Wahrheit selbst achtet. Die, wenn ich so sagen darf, prosaische, die philosophische Absicht des Dichters erreicht er nicht dadurch, daß er Alles sichtbar auf ihre Erreichung stellet, sondern dadurch, daß der Genuß seines Werkes den Geist veranlaßt, gewisse Wahrheiten selbst, wie aus der freien Betrachtung der Natur, zu schließen und anzuerkennen.

Der gewöhnliche Teleolog sieht die Natur an, um in ihr Bestätigung für sein System zu finden; der freie unbefangene Forscher erwartet, zu welchen Resultaten ihn der Blick in die Natur führen werde. Jenem wird Alles durch seine Brille gefärbt erscheinen, und, was nicht in sein System tauget, wird er übergehen oder verfälschen; dieser wird, so weit das Sterblichen vergönnt ist, die Natur in

7) Morgenstunden. S. 258. ff.

8. Wider Mendelssohns Beschuldigung. S. 75. f.

ihrer Unendlichkeit ergreifen. Jener wird zu einem Systeme kommen, das auf bloßer Willkühr beruht, weil er willkührliche Resultate zu Principien machte; diesem wird die Natur sich offenbaren, die Idee des Wahren in seinem Innern aufregen, und ihn kräftigen, sie, wenigstens verwandten Geistern vernehmlich, auszusprechen. Zu einem solchen Teleologen will seinen Leser der erniedrigen, der ein seynsollendes Dichterwerk sichtbar gewissen Resultaten anpaßt, statt daß der wahre Dichter uns eine Schöpfung hinstellt, die unsern Geist durch sich selbst zu Gedanken aufregt, welche den Dichter vielleicht veranlassen mochten, zu schaffen.

(Der Beschluß im nächsten Blatte.)

Charade.

Die ersten zwei der Mensch im Menschen schaut,
Ob er am Belt, ob bei den Kaffern wohnet.
Die letzte tönt, ein himmlisch süßer Laut,
Wo zarte Lieb' im reinen Herzen thronet.
Nur dem Erkor'nen weiht's die holde Braut;
Es ist das Pfand, das seiner Treue lohnet.
Um beide, die der heil'ge Drang verbunden,
Hat Harmonie den Kranz der Lust gewunden.

Das Ganze nennt den stumm beredten Schwur,
Der Männersinn und Männerstreben einigt.
Da steht, im weiten Kreise der Natur,
Die treue Schaar, -- gesondert und gereinigt.
Tief ein greift ihres Wirkens stille Spur;
Die That ist's, die des Bundes Werth bescheinigt.
Unheil'ger Muth nur kann das Zeichen schänden,
Und zum Verrath das Bild der Liebe wenden.

Dräseke.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
4. Stück.

Sonnabends, am 23. Januar, 1808.

Aphorismen über Prose und Poesie.
(Beschluß.)

Ungeachtet des Gesagten kann ein Werk, in welchem der philosophische Zweck zu sichtbar vorherrscht, wenn es gleich minder poetisch ist, noch immer achtungswürdig bleiben, so bald der Verfasser durch die angewandten Mittel und durch die Kraft der Wahrheit zu interessieren weiß. Aber wer sich den Zweck des Dichters vorsetzt, und, wenn auch in noch so schönen Versen, nur Prose hervorzubringen weiß, dessen Anstrengung hat keinen anderen Werth, als den ihm etwa zufällig die Lage des Lesers, die Zeitumstände und andere Dinge geben mögen, welchen Kant mit Recht keinen Einfluß auf das Urtheil über Schönheit gestatten will.

Wie man nun auch den Begriff der Poesie und des Dichters definieren möge: — wenn die hier hingeworfenen Gedanken nicht ganz falsch sind, so ist wahre Poesie unstreitig etwas viel Höheres und Bedeutenderes, als sie dem großen Theile der Menschen scheint, die sie, vorausgesetzt, daß man die, so Gott will, wichtigeren Dinge, welche man mit Händen greifen, mit den Zähnen zermalmen und mit der Zunge schmecken kann, nicht darob versäume, allenfalls als Amüsement gelten lassen. Sie schließt uns eine Welt im Innern auf, die uns reichlich schadlos hält für die Wunden, welche die Wirklichkeit uns schlägt; sie löset die Fesseln, die uns an die Sinnenwelt binden, und versetzt uns in das Land der Ideen, wo wir selbst dem Tyrannen trotzen, weil dem, der einmahl sich dahin erhob, Ahndung und Glaube dessen Unzerstörbarkeit verbürgen.

* * *

Aber wollen wir denn dem witzigen Epigramm, dem Scherzgedicht und dem muntern Trinkliede hinfort keinen Platz mehr unter den Gedichten gestatten? Vielleicht fragt Mancher so, der diese Aphorismen bis hieher las. Aber ich darf behaupten, daß er dann ihren Geist nicht faßte.

Wenn gleich diejenigen Dichterwerke die höchste Stufe einnehmen, die uns ästhetisch in das Reich der Wahrheit führen; wenn gleich, je mehr wir uns dadurch zu Ideen erhoben fühlen, desto höhern Rang das Gedicht verdient: — so ist doch an sich selbst die Beschäftigung der Einbildungskraft schon Mittel, das Gemüth zu erweitern und zu erheben. Und auch das kleinste Epigramm, wenn es nur seines Nahmens werth ist,

erregt auf irgend eine Art das Spiel der Einbildungskraft, und leistet auf seine Weise, was ein Gedicht leisten soll.

Aber freilich ein großer Theil der Producte unserer neuen Kraftmänner, die sich stolz über die größten Geister hinweg setzen, kann unmöglich für poetisch gelten, da ihnen Alles abgeht, was ein Gedicht zum Gedichte, zum achtungswerthen Erzeugnisse des menschlichen Geistes macht.

Mitten im Schwebe-Raum
Thut es den Lebebaum
Treuiglich warten.
Lebebaum Jesus ist,
Unser Herr Jesus Christ,
Gehn wir in Garten.

Gehn wir, er offen ist,
Kühnlich zu hoffen ist,
Sind wir da, siehe,
Dies Paradiese sieh,
Wie es sich wiese nie
Jungfraun Marie.

Wer diese Verse, die in einem der neuesten Musen-Almanache der neuesten Poetenschule stehen 9), für Poesie halten kann, den beneide ich nicht um seinen Geschmack, so sehr ich sonst alle Einseitigkeit hasse, und jeden einseitigen Geschmack für unechten Geschmack halte.

Welch eine ganz andere Art und Kunst zeigt sich in den Alemannischen Gedichten, mit denen uns Hebel beschenkt hat 10)! Hier ist ein Dichter, der nicht aus den Schranken tritt, welche Natur und Schönheit ihm anweisen. Aber innerhalb dieser Schranken, welch ein reges Leben! Wie ergreift er das Gemüth! Welch eine Mannigfaltigkeit von Bildern führt er der Einbildungskraft vor! Welch einen Reichthum erhabener Ideen biethet er dem Geiste dar! Und wie Shakspearisch-Göthisch weiß er die Flamme dieser Ideen der Wirklichkeit zu entlocken, in welcher der Troß poetischer Jüngerlein keinen Funken ahndet 11)!

Dietz.

9) Musen-Alman. von Chamisso und Varnhagen, 2. Jahrgang, 1805.

10) A. G. für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Dritte Auflage. Carlsruhe, 1806.

Müssen die Protestanten von den Katholiken Toleranz lernen?

Der Kriegsbothe, eines der vielen schlechten Journale, an denen die politischen Kannengießer unserer Tage sich Theils ergetzen, Theils ärgern, äußerte unlängst die Hoffnung, daß jetzt, nachdem in Sachsen die Katholiken mit den Protestanten gleiche Rechte erhalten haben, die Prote-

11) Um auch Leser, die mit der von dem Dichter gewählten Mundart, welche in dem Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und dem ehemaligen Sundgau, und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theile von Schwaben herrschet, sich bekannt zu machen scheuen, an dem Genusse dieser schönen Gedichte Theil nehmen zu lassen, werden nächstens in diesen Blättern einige Versuche, sie in Hochdeutscher Sprache nachzubilden, erscheinen.

stanten überhaupt mehr würden zur Toleranz geleitet werden, worin ihnen seit einiger Zeit die Katholiken mit so guten Beispielen vorgegangen wären. Wer sieht hier nicht den Schriftsteller, der entweder von den Gegenständen, worüber er das Publicum belehren will, nichts weiß, oder der, um sich bei der mächtigsten Partei einzuschmeicheln, sich nicht schämt, die offenbarste Wahrheit zu verläugnen, und seine gebeugte Nation auch verächtlich zu machen? Aber ist es nicht die höchste Beleidigung gegen ein durch Muth, Klugheit und Glück siegreiches Volk, wenn man ihm zutraut, Herabsetzung des eigenen Werthes werde ihm gefallen und dem Schmeichler seine Gunst erwerben? Deutschland hat längst besser, als die meisten andern Nationen, erkannt und befolgt, was das Recht und die Pflicht in Absicht der Religions-Grundsätze Anderer erfodern; und in Deutschland sind es gerade die protestantischen Staaten, die seit geraumer Zeit bei der Beurtheilung und Behandlung des Bürgers am wenigsten nach seinen Religions-Meinungen und nach der Partei, zu welcher er sich bekannte, fragten. Der V. nenne doch die katholischen Staaten, die früher und in dem Umfange Protestanten Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, (Toleranz ist ein Wort, das hier gar nicht gebraucht werden sollte!) als der Preussische und andere protestantische Staaten gegen Katholiken gethan haben!

So eben fallen mir Günther's Erinnerungen aus den Deutschen Kriegsgegenden (Hamburg, 1806) in die Hände, worin ich folgende Stelle finde: „Kein katholisches Kind arbeitet (zu Kostnitz, 1796) auf den Katunfabriken der Genfer Ankömmlinge; alle betteln bei Hunderten. Dem Fremden, der Almosen gibt, küssen sie den Rock, und den, der nichts gibt, werfen sie hinterrücks mit Koth und Steinen (S. 251). Die Kinder der Katholiken (zu St. Gallen) gehen müssig und betteln, und die Pfaffen erklären das Arbeiten auf protestantischen Fabriken für Sünde“ (S. 261). Sollte es wohl im J. 1796 eine protestantische Geistlichkeit in einem Deutschen Staate gegeben haben, der ein solches Verfahren vorgeworfen werden könnte, oder eine protestantische Regierung, die dergleichen ungeahndet hätte hingehen lassen?

J. C. F. D.

Über Guitarrenspiel.

Auszug eines in der Leipziger musikalischen Zeitung befindlichen Aufsatzes, mit einigen Zusätzen.

Das Mode- und Lieblings-Instrument, vorzüglich für Damen, sowohl in großen als kleinen Städten, ist jetzt die Guitarre. Es lohnt daher wohl der Mühe, einige Worte darüber zu sagen.

Die Guitarre ist ein Instrument, welches gut gespielt, sehr viel Bezauberndes hat, und weit mehr in sich enthält, als man dem ersten Anscheine nach glauben möchte. Es eignet sich nicht allein zur Begleitung des Gesanges *), sondern es ist auch vorzüglich zur Phantasie für einen fühlenden Menschen, der

*) Über die Erlernung des Singens vielleicht künftig.

aber nothwendig eine hinlängliche Kenntniß der Harmonie haben muß, außerordentlich geschickt, und zeigt gerade hier ganz eigene Schönheiten. Was für ein liebliches Gewebe von con- und dissonierenden Accorden, Brechungen, stark und schwach, läßt sich da nicht geben! — Und in diesem Falle ist das Guitarrenspiel keine leere Klimperei, sondern wirkliche Kunst. — Je besser das Instrument gebaut, und je schöner der Ton ist, desto geschickter ist es zum Erlernen. — Am vortheilhaftesten ist es, wenn man es vor der Erlernung der Guitarre auf dem Klaviere zu einer gewissen Fertigkeit gebracht hat. — Die Anfangsgründe der Musik, Notenkenntniß und was dazu gehört, Tact, Vortrag u. s. w. müssen schon erlernt seyn *).

Ein jedes Instrument hat seine Gränzen; so auch die Guitarre. — Nicht darin besteht das kunstvolle Spiel eines Instruments, daß man Alles darauf machen will, was auf andern möglich ist, sondern darin: daß man in den Schranken desselben Alles so genießbar macht, als es möglich ist. —

Noch einige Worte über die Erlernung der Guitarre. Man halte die Guitarre mehr gerade in die Höhe, als zur Seite, die Oberdecke des Instruments abwärts gekehrt; — drücke die Saiten, ungeachtet des kleinen Schmerzens, den es zu Anfange in den Fingerspitzen verursacht, fest an den Hals, und schnelle sie mit den

*) Von meinen „Anfangsgründen der Musik“ sind noch Exemplare bei mir zu haben.

Fingern der rechten Hand zur Seite, kurz und mäßig stark, jedoch durchgängig gleichförmig, d. h. einen Ton, wie den andern, gleich stark oder gleich schwach. — Man gewöhne sich nicht, auf das Griffbret oder den Hals der Guitarre zu oft zu sehen, sondern stelle sich die Lage der Töne mehr in der Seele, durch Hülfe des Rechnens, Zählens und der Phantasie vor. — Den rechten Arm lasse man wenig, oder am besten, gar nicht auf der Guitarre ruhen, denn es hemmt die Vibration des Tons.

Von der Fingersetzung (Applicatur) läßt sich in diesen Blättern nichts sagen; denn es gibt der Ausnahmen von der allgemeinen Regel zu viele, um sie hier anführen zu können. Es wird ohnehin zur Erlernung dieses Instruments ein geschickter Lehrer vorausgesetzt, der diese Kunst gründlich erlernt hat, und so auch zu unterrichten versteht.

Ratzeburg, am 21. Decemb.. 1807.

C. H. Fiedler.

Charade.

Das Erste ist dein Ich, des Lebens Quell;
Das Letzte will gewaltsam dich zerstören.
Wer Beides je vereinte, that es schnell, —
Er wußte Jenes nicht zu ehren.

Dräseke.

Auflösung des Räthsels im 2. Stücke: Venus. Der Charade im 2. Stücke: Trost. Der Charade im 3. Stücke: Bruderkuß.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
5. Stück.

Sonnabends, am 30. Januar, 1808.

Auf einem Grabe.
Nach dem Allemannischen *).

Schlaf wohl, schlaf wohl im kühlen Bett!
Du liegst zwar hart auf Sand und Kies;
Doch fühlt's dein müder Rücken nicht.
Schlaf sanft und wohl!

Das Deckbett lieget, dick und schwer,
Dir auf dem Herzen aufgethürmt.
Doch schläfst in Frieden, 's drückt dich nicht.
Schlaf sanft und wohl!

Du schläfst und hörst mein: Gott mit dir! —
Du hörst mein sehnlich Klagen nicht.
Wär's besser, wenn du's hören könnt'st?
Nein, wahrlich, nein!

O, 's ist dir wohl, es ist dir wohl!
Und wenn nur ich da bei dir wär,
So wär schon Alles recht und gut.
Wir hätten Raum.

Du schläfst und hörst den Seiger nicht
Im Kirchenthurm die lange Nacht,
Und wann der Wächter Zwölfe ruft
Im stillen Dorf.

Und wann's am schwarzen Himmel blitzt,
Und Wolk' an Wolk' im Donner kracht,
So fährt dir's Wetter über's Grab
Und weckt dich nicht.

Und was dich seit dem Morgenroth
Bis Mitternacht bekümmert hat,
Gott Lob! es ficht dich nicht mehr an
Im stillen Grab.

Es ist dir wohl, o, 's ist dir wohl!
Und was du je gelitten hast,
Gott Lob und Dank! im kühlen Grab
Thut's nicht mehr weh.

Darum wenn ich nur bei dir wär,
So wär auch Alles recht und gut.
Jetzt sitz' ich da, weiß keinen Trost
Dem tiefen Schmerz.

Doch bald vielleicht, so Gott es will,
Bald kommt mein Samstagabend auch,
Und dann, dann gräbt der Nachbar Klaus
Mir auch ein Bett.

Wann ich dann, nicht mehr athmend, lieg'
Und's Schlaflied mir gesungen ist,
So schütten sie mir 's Deckbett auf,
Und — Gott mit dir!

*) Daß gewisse ältere Formen und Abkürzungen, die man sich bei dieser und anderen Nachbildungen erlaubt hat, nicht aus Bequemlichkeit, sondern, weil man sie dem Tone des Ganzen gemäß achtete, gewählt sind, wird für den Kenner kaum einer Erinnerung bedürfen.

Ich schlafe dann so sanft, wie du,
Und hör' im Thurm den Seiger nicht.
Wir schlafen, bis am Sonntag früh
Der Morgen thaut.

Und wann einmahl der Sonntag tagt,
Und Engel singen 's Morgenlied,
So stehn wir mit einander auf,
Erquickt, gesund.

Und 's steht 'ne neue Kirche da,
Sie funkelt hell im Morgenroth.
Wir gehn und singen am Altar:
Hallelujah!

Dietz.

Über das Leben und den Geist des Satyrikers Joachim Rachel.

Einen schätzbaren Beitrag zur Kenntniß der Lebensumstände dieses bekannten Deutschen Satyrikers hat uns Herr Professor Nasser in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Deutschen Poesie (2. Theil, S. 334 ff.) mitgetheilt. Er benutzte handschriftliche Nachrichten, welche die Herren Cordes und Mellmann in Kiel besitzen. Folgendes ist ein Auszug aus denselben.

Joachim Rachel ist den 28. Februar 1618 zu Lunden in Norder-Dithmarschen geboren, wo sein Vater Prediger war. Er bildete sich auf dem Gymnasium zu Hamburg und auf den Universitäten Rostock und Dorpat. Nachdem er einige Zeit als Privatlehrer bei einem Liefländischen Edelmann verlebt hatte, nahm er die Rector-Stelle zu Heyde in Dithmarschen an, vorzüglich auf Antrieb seiner Mutter, die sich damals als Witwe in Kopenhagen aufhielt. Im Jahr 1660

wurde er als Rector nach Norden in Ostfriesland berufen, wo er sehr vergnügt lebte. Auf Veranlassung seines jüngern Bruders, des Publicisten Samuel Rachel, der eine Professur zu Kiel erhielt, wurde ihm das Rectorat in Schleswig angetragen, und bei einer Reise nach Holstein, wegen der zu Norden herrschenden Pest und wegen einer Erbschafts-Angelegenheit, ging Rachel selbst nach Schleswig. Über diese Reise spricht er selbst in einer poetischen Epistel an den Oberkriegsrath und General-Adjutanten Paul Tscherning, die sich in seinem ungedruckten literarischen Nachlasse befand:

Daß ich noch Euch zu Dienst, o großer Tscherning, lebe,
Und meiner Schuldigkeit dieß klein Gezeugniß gebe,
Das dank' ich meinem Gott! Ach weh, wie hat die Hand
Des Würgers also gar verwüstet dieses Land.
Wie in die reife Saat der Meier pflegt zu gehen,
Und läßt kaum einen Halm aufrichtig für ihm stehen,
Ja, wie die wilde Fluth, — das meinen Friesen nicht
So ungewöhnlich fällt, — durch Teich' und Dämme bricht,
Und alles reisset hin; wie große Meereswellen
Verschwimmen Frucht und Land, das Vieh zusammt den Ställen;
So ging es auch mit uns. Es trug ein einigs Haus
Auf einen Tag allein bei sieben Leichen aus.
Wo nur der Menschenfeind den Anfang einmahl macht,

Da räumt er Alles weg; der heut zu Grabe bracht,
Den trug man morgends hin, bis niemand übrig war
Aus aller Nachbarschaft, zu heben eine Bahr.
Sich hüten war umsonst; kein' Hülfe war zu finden.
Es starb der Chirre selbst euch über dem Verbinden.
Zuletzt war euch kein Mensch auf Mittel mehr bedacht;
Wir gaben uns dahin; besorgten Tag und Nacht,
Daß endlich nun und nun auch uns würd' übergehen,
Was wir an Tausenden mit Schrecken mußten sehen.
Auch meine Schäflein selbst, die Hoffnung ferner Zeit,
Die fielen häufig hin, die Fremden flohen weit;
Ich blieb fast ganz allein. Und dieß hat mich bewogen,
Daß ich auf Holstein zu bin schleunig abgezogen,
Das mir vorlängst schon rief. Ich ließ der Chauken Land
Mit Thränen hinter mir. Wie wenn ein groser Brand
Das ganze Haus ersteigt, wenn schon die hellen Flammen
Sich schlagen über's Dach mit ganzer Macht zusammen,
Und einer kaum allein sich retten aus der Gluth,
So war den Meinigen und auch mir selbst zu Muth.

In Schleswig wurde über das Rectorat mit Rachel unterhandelt, und er hätte sogleich die Stelle angenommen, wenn

ihm Vergütung der Reisekosten und Verbesserung der Stelle zugesichert worden wären. Da dieß nicht geschah, ging er wieder nach Norden zurück. Hier erhielt er bald darauf von dort das Versprechen einiger Verbesserungen, und so verließ er im October 1667 Ostfriesland. Aber er hatte kaum anderhalb Jahr in Schleswig gelebt, als er der Welt durch den Tod entrissen wurde, den 3. Mai, 1669.

Der Character Rachel's und seine Eigenthümlichkeit sind uns in seinen Werken aufbewahrt; hier zeigt sich sein edler Geist, seine Redlichkeit und Innigkeit, und die Einheit des Denkens und Thuns, die sein ganzes Wesen bildet, zugleich eine reiche Gabe von Witz und Laune, und Fähigkeit zur individuellen Darstellung. Auch ist die Lebhaftigkeit seiner religiösen Empfindung, wie seines Sinnes für alles Hohe und Edle nicht zu verkennen.

Außer hundert epigrammatischen Gedichten in lateinischer Sprache, welche während seines Aufenthalts in Liefland erschienen, und einer Sammlung von mehr als 500 Gedichten derselben Art, die er bald nach seiner Ankunft in Norden herausgab, unter dem Titel: Panegyris Menippea ad rationes apophoretorum Martialis institutа, hat Rachel uns eine Anzahl Deutscher satyrischer Gedichte hinterlassen, nebst mehreren andern noch ungedruckten Gedichten. Aber er hat nirgends so sehr seine Fähigkeit bewiesen, als in seinen Satyren. Denn seinem reinen Gemüthe mußten das Laster und die Thorheit als das Verächtlichste erscheinen, und in lachender Laune verfolgt er sie. Nicht Tadel, sondern Spott ist es, was er ausspricht, und doch, wie der wahre Satyriker, ist

er gleich ernst im Scherz, als lachend im Ernst. Es ist etwas Höheres, das ihn beseelt, nichts Persönliches; das Laster will er, nicht den Menschen verwunden. Darum nimmt Rachel gewiß eine der ersten Stellen unter den Satyrikern ein, so wenig er übrigens mit neuern Dichtern an Eleganz und Correctheit verglichen werden darf. Aber er muß auch nur im Geiste seiner Zeit angesehen werden. In ihr lebte er; aber er erhob sich auch über sie. Er hat viele Derbheiten, welche den Geschmack seiner Zeit verrathen, und unserm gebildetern Zeitalter anstößig seyn würden. Aber er vermeidet auf gleiche Weise die ermüdende Weitschweifigkeit, wie die schwülstige Sprache seiner Zeitgenossen. Mag seine Sprache manche Härten haben, er zeigt doch, wie die Gewalt seines Gedanken sich ihrer bemächtigt, und sein Ausdruck ist kraftvoll und edel. Selbst ein so eintöniges Werkzeug, wie der Alexandriner, wird in seinen Händen melodischer und kraftvoller, als bei vielen Spätern. Wie der Ausdruck, sind seine Gedanken eigenthümlich, und seine Originalität zeigt sich besonders in den beiden Satyren, welche er dem Juvenal und dem Persius nachgebildet hat, aber ohne die Freiheit seiner Darstellung zu verläugnen. Denn, sagt er in der Vorrede zu seinen Satyren, ich hielte dafür, daß man kein Exempel der Thorheit von Römern und Griechen dürfte entlehnen, weiln solcher Waare bei uns kein Mangel gespüret wird *).

C. F. L. A.

*) Von Rachel's Satyren erschienen zuerst sechs, Frankfurt. 1664. 12. Sie wurden, mit vieren vermehrt, ebendaselbst 1677 in 8. wieder aufgelegt. Nach Blankenburg's Zusätzen zum Sulzer geschah dieses schon 1668; allein vermuthlich ist diese Jahrzahl unrichtig für 1686 gesetzt, denn in diesem Jahre wurden die acht satyrischen Gedichte „dem Frauenzimmer zum Nutzen" zu London (entweder so viel, als Lunden, oder ein erdichteter Nahme) in 12. wieder gedruckt. Dann Bremen 1707 in 12. zehn satyrische Gedichte (von denen aber die beiden letzten Rachel'n angedichtet sind) nebst Lauremberg's Scherzgedichten. Alles dieses enthält auch eine Ausgabe mit dem erdichteten Druckorte Freiburg im Hopfensacke, deren Jahr Blankenburg 1743 angibt, allein, wie es scheint, unrichtig; denn in diesem Jahre erschien die beste aller Ausgaben der acht Satyren Rachel's zu Berlin in 8., welche Blankenburg fälschlich in das Jahr 1753 setzet.

Die Red.

Charade.

Es sind die zwei letzten ein Vögelein;
Froh grüßt es die neuen Gefilde,
Es jubelt sich hoch in den Äther hinein,
Denn droben ist's heiter und milde.
Sein lustiges Leben, kaum ist es entglommen,
So ruft es dir schon mit der ersten: Willkommen!
Ein Herold der Freude betritt es die Welt;
Dem Herrn und dem Frohner es wohlgefällt.

Dräseke.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
6. Stück.

Sonnabends, am 6. Februar, 1808.

Die Wohlthätigkeit.

Aus dem Französischen der Madame Petigny, geb. Levesque *).

Die Natur, wiedergeboren mit den schönen Tagen des Frühlings, ging endlich aus dem traurigen Schlummer hervor, worin der zerstörende Winter sie so lange gefesselt gehalten hatte. Die Bäume schmückten sich mit Blättern, und die Ebenen mit Kräutern und Blumen. Eine Schar von Vögeln, beglückt durch die Rückkehr der Sonne, erfüllte die Haine mit ihrem mannigfachen Gezwitscher. Aber die Nachtigall begann ihren Gesang; und alle anderen Vögel schwiegen, und hörten ihr zu. Selbst die Zephyre scheuten sich, die keimenden Blätter zu regen. Unter dichtem Laube verborgen, erhebt sie jetzt ihre Stimme mit Kraft, schmelzt sie jetzt in Anmuth, geht zärtlich durch alle Töne, und unterbricht sich oft durch glänzende Triller. Endlich schwingt sie sich davon, nachdem sie Alles um sich her bezaubert hat, um sich in einem anderen Theile des Waldes bewundern zu lassen.

Der junge Arist reisete zu Fuße, um besser die Schönheiten der Natur zu genießen, die er auf seinem Wege fand. Er ging, in lieblichen Träumereien verloren, sein Herz war erweicht, und Thränen zitterten in seinen Augen. Das Glück, welches er in diesem Augenblicke empfand, gebar in ihm den Wunsch, daß die ganze Welt glücklich seyn möchte.

Indessen kam das Gestirn des Tages rasch das blaue Gewölbe herauf, und nahte sich der Mitte seiner Bahn. Arist wurde aus seinen Träumereien durch die Hitze geweckt, die jetzt fühlbar zu werden begann. Ein dichtes Gebüsch ladet ihn ein, einige Ruhe zu genießen. Er geht hinein. Klagetöne treffen sein Ohr. Er eilt nach der Seite, von welcher sie her zu kommen scheinen. Er erblickt durch das Laub ein junges Mädchen, auf den Rasen hingelehnt. Ihr Kopf war auf ihre Hand gestützt. Blässe überzog ihr Gesicht. Ihre Augen standen voll Thränen. Sie erhob sie zum Himmel, und schien sein Erbarmen anzuflehen. Arist, mitleidig, wie es sein Alter ist, kann dem

*) Dieses Stück befindet sich nicht in den Idyllen und ländlichen Erzählungen von Madame Petigny, geb. Levesque. Aus dem Französischen nach der zweiten Ausgabe übersetzt von Karl Reinhard. 2 Theile. Lübeck, 1807. 12.

Verlangen nicht widerstehen, die Ursache eines so rührenden Schmerzens zu erfahren, und ihn zu lindern, wenn es in seiner Macht ist.

Bei seinem Anblicke steht das Mädchen erschrocken und hastig auf. Beruhige dich, sagt er zu ihr mit einer Stimme, die zu erkennen gab, wie bewegt er war; beruhige dich, Unglückliche. Ich will deinen Schmerz nicht vermehren. Ich bitte dich, stille deine Furcht, sage mir deinen Nahmen, deinen Stand, die Ursache deines Kummers, und sey versichert, daß es nicht eine unbescheidene Neugier ist, die mich antreibt, sondern das Verlangen, dein Unglück zu erleichtern.

Die Thränen, wovon seine Augen naß waren, der Ton seiner Stimme, Alles sprach für seine Aufrichtigkeit. Das Mädchen sah ihn eine Zeit lang an. Ihre Worte scheinen unverstellt zu seyn, sagte sie zu ihm. Ich habe so viel grausame Menschen gefunden! Ich glaube gern, endlich einen zu finden, der Gefühl hat. Setzen Sie sich; ich will alle Ihre Fragen beantworten.

Beide setzten sich dann auf den Rasen. Ich heiße Rose, sagte das Mädchen zu ihm. Ich wohne in einem Dorfe, welches hier nahe liegt; ich bin arm, und sehr unglücklich. Sie sind jung, mein Herr; Sie haben gewiß ihre Mutter noch. Denken Sie sich also eine geliebte Mutter, auf ein wenig Stroh hingestreckt, ohne Brot, die seit zwei Tagen nicht gegessen hat, wie sie an ihre Brust, vom Elende vertrocknet, den kleinen Säugling drückt, der ihr mütterliches Herz durch unaufhörliche Jammertöne zerreißt... Rose konnte nicht fortfahren. Sie zerfloß in Thränen; Arist vereinigte die seinigen damit, und lange waren Beide nicht im Stande, ein Wort zu reden.

Endlich fuhr Rose also fort, indem sie ihre Augen trocknete. Das ist der Zustand meiner Mutter, meiner unglücklichen, meiner zärtlichen Mutter. Ich habe noch eine Schwester, so jung, daß sie selbst für die Leiden nicht empfindlich seyn kann, die ihr Vater erduldet. Ein Ungeheuer, dem man doch den Nahmen Mensch gibt, ein Ungeheuer, das man zu ehren scheint, hat diesen tugendhaften Vater um einer kleinen Summe willen, die er nicht bezahlen konnte, in ein schreckliches Gefängniß schleppen lassen. Meine Mutter und ich haben Tag und Nacht gearbeitet, ohne daß unsere Arbeiten zu unserem Unterhalte hätten hinreichen können. Wir haben uns dem Urheber unserer Leiden, unserem unmenschlichen Herrn, zu Füßen geworfen; wir haben um die Freiheit meines Vaters gefleht; er hat einen strengen, verächtlichen Blick uns zugeworfen, und uns grausam abgewiesen. Am Ende haben wir Alles verkauft, und seit drei Tagen tödtet uns der Hunger. Diesen Morgen ging ich fort, um das Erbarmen des höchsten Wesens anzurufen, und auf dem Rückwege bin ich, von Noth und Schmerz überwältigt, auf diesen Rasen niedergesunken...

Tröste dich, unterbrach sie Arist; tröste dich, meine liebe Rose; du hast nur zu lange schon geduldet. Komm, führe mich zu deiner Wohnung; mich verlangt, eure Leiden geendigt zu sehen; der Himmel hat mir Reichthum genug verliehen, um sie abzuwenden. Komm, laß uns eilen, deiner Mutter das Leben wieder zu ge-

ben... O, meine Mutter! Meine Schwester! Mein armer Bruder! rief Rose voll Entzücken, Ihr werdet also dieß Mahl noch nicht sterben.

Arist befand sich bald an der Thür einer Strohhütte, die in Trümmern zerfiel. Rose wirft sich in die Arme ihrer Mutter, zeigt ihr ihren Retter, fliegt wie ein Blitz davon, und kommt mit Nahrungsmitteln zurück, welche die ersten Wohlthaten Arist's ihr zu kaufen verstattet hatten. Nachdem sie den Hunger, der sie nagte, ein wenig gestillt hatten, erzählte Rose ihrer Mutter Alles, was sich in dem Walde begeben hatte, und sie fielen dem tugendhaften jungen Manne zu Füßen. Aber er entzieht sich ihren Dankbezeugungen; er geht hinaus, und bald sehen sie ihn zurück kehren, Rose'ns Vater an der Hand. Rose fliegt zuerst in seine Arme; aber sie muß ihrer Mutter Platz machen, während ihre jüngere Schwester einen Stuhl neben ihren Vater hinträgt, damit sie ihn umarmen kann.

Arist empfing noch tausend Danksagungen von dieser erkenntlichen Familie. Er erhielt von seinen Ältern eine artige Meierei, die er Rose'ns Vater schenkte. Die brave Familie lebte hier so glücklich, als sie zu seyn verdiente. O, welche Wonne mußte Arist genießen, so oft er durch den kleinen Wald ging!

R.

Büffon's Beschreibung der Arabischen Wüsten.

Man denke sich ein Land ohne Grün und ohne Gewässer, eine glühende Sonne, einen allzeit trockenen Himmel, sandige Ebenen, dürrer noch die Gebirge, auf denen das Auge sich ausdehnt und der Blick sich verirrt, ohne bei irgend einem lebenden Gegenstande weilen zu können, eine todte Erde, gleichsam abgestreift von den Winden, die nichts darbiethet, als Gebeine und Kiesel, als emporgeragte oder niedergestürzte Felsen, eine gänzlich enthüllte Wüste, wo der Wanderer nimmer im Schatten geathmet hat, wo nichts ihn geleitet, nichts an die allbelebte Natur mahnt, eine völlige Einöde, tausend Mahl grausender, als der ödeste Wald, wo die Bäume noch Mitgeschöpfe sind für den Menschen, der ihn, mit sich allein, durchwandelt. Verlassener, nackt, verloren in diesen leeren, gränzenlosen Öden, sieht er den ganzen Raum wie sein Grab. Das Licht des Tages, trauriger, als die Schatten der Nacht, kommt nur zurück, zu enthüllen seine Blöße, seine Ohnmacht, und ihm darzustellen das Grausende seiner Lage, da es seinem Blicke die Schranken des Leeren weiter rückt, rings um ihn her den Abgrund des Unermeßlichen ausdehnt, das ihn von der bewohnten Erde trennt, des Unermeßlichen, das er umsonst zu durchlaufen versuchen würde. Denn Hunger, Durst und brennende Hitze schweben auf jedem Momente, der zwischen Verzweifelung und Tod ihm übrig bleibt!

„Welch ein Gemählde! sagt Jacobi. Wie das lebt und glüht! Wie Einem davor grauft! Wir erhaben!“

Dieß Gemählde zu vollenden, scheint nur noch ein Vers von Klopstock, (Messias. I.) zu fehlen:

„Wo kein Todter begraben liegt; wo kein Auferstehn seyn wird!“

R.

Anekdote.

Der berühmte Englische Dichter Goldsmith, Verfasser des Landpredigers von Wakefield, war sehr arm. Einst hörte eine arme Frau, die ehedem in bessern Umständen gewesen war, daß Doctor Goldsmith auch die Arzneikunde studiert habe, und daß er ein sehr menschenfreundlicher Mann sey; sie wendete sich also in einem Briefe an ihn mit der Bitte, ihrem kranken Manne etwas zu verordnen. Er habe keinen Appetit zum Essen, schrieb sie, und leide an Beängstigungen. — Der gutherzige Dichter ging sogleich zu ihr, und nachdem er mit dem Kranken gesprochen hatte, fand er, daß er an der schwersten aller Krankheiten, der Armuth, litt. Der Doctor sagte ihnen, sie sollten in einer Stunde von ihm hören, er wollte Pillen schicken, die hoffentlich von guter Wirkung seyn würden. Er ging sogleich nach Hause, und packte zehn Guineen in eine Schachtel, mit der Aufschrift: In Nothfällen zu gebrauchen; habt Geduld und guten Muth! Mit dieser Medicin schickte er seinen Bedienten zu dem trostlosen Manne, der darin ein wirksameres Mittel fand, als selbst Galen oder seine Schüler ihm hätten empfehlen können.

Leichtes Mittel, eine Schrift zu copieren.

Herr Coquebert hat der Société philomathique vor etlichen Jahren ein sehr einfaches und leichtes Mittel bekannt gemacht, eine Copie von einer Schrift zu nehmen. Man mischt nähmlich ein wenig Zucker unter die gewöhnliche Tinte, und schreibt damit auf gewöhnliches geleimtes Papier. Dann nimmt man ein feines, nicht geleimtes Papier, feuchtet es ein wenig mit einem Schwamme an, legt es auf jene Schrift, und fährt mit einem mäßig warmen Bügeleisen leicht darüber hin. Es erscheint dann sogleich die Copie jener Schrift auf dem ungeleimten Papiere.

Ökonomische Bemerkung.

Nach Blumenbach's Erfahrung ist es ungemein vortheilhaft, die Erde mit gesäuertem Wasser zu begießen oder zu bespritzen, weil es nicht nur ein vortreffliches Düngungs-Mittel ist, sondern auch etliche Stunden nach der Befeuchtung die Würmer und Insecten hervorkriechen und sterben. Dieses gesäuerte Wasser erhält man am wohlfeilsten durch Vitriolöhl, das man nach und nach in Brunnen- oder Regenwasser, in eine Kanne etwa ein Loth, tröpfelt.

Zahlen-Charade.

Nicht so allgemein, als die gewöhnlichen Charaden, sind die Zahlen-Charaden bekannt. Die Zahlen 1, 2, 3, u. s. w. bezeichnen die Sylben des Räthselwortes, und man liefet ein zusammenhängendes Ganze, wenn man für jede Zahl die Sylbe liefet. Hier ist eine zur Probe:

So lange dich der 2. zum 1. muß treiben,
Wird dir das 1. voll Geist nur 1. 2. bleiben.

Dietz.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
7. Stück.

Sonnabends, am 13. Februar, 1808.

Die Mahle der Vorzeit.

Wer waret einst ihr,
Steine des Mahls,
Die dort am Hügel
So ernsthaft liegen?
O gebet Rede,
Gebet Antwort,
Steine des Mahls,
Wer ihr wart!

Denn mit Sehnsucht lieb' ich,
Auf euch zu sitzen,
Zu wandeln um euch,
Denn es wehn auf euch
Schaurig die Winde,
Und flüstern laut
Und reden hell,
Und die Stimmen ertönen
Wundervoll.

Unter des Herbstes
Rauschenden Blättern,
Unter des Grases
Bangem Gelispel
Lieget ihr da.
Und bleich,
Bleich im Nebel
Die Sonn' erscheint,
Und es flieget der Glanz,
Leuchtend hin,
Ein Geisterblick,
Und er weilt auf euch;
Ihr wart, ihr wart,
Als er war.
Die Geisterstimmen
Sausen im Sturmwind,
Und klagen laut,
Und rufen hell.
Gebet Antwort,
Gebet Rede,
Steine des Mahls,
Der Geisterstimme!

Kalt und stumm
Lieget ihr da,
Und die Stimme klagt,
Daß ihr vergaßet
Des fernen Geistes.
Seinen Ruhm
Unter den Menschen
Solltet ihr zeugen —
Und ihr schweigt.
Traurend weht
Über euch Geisteswehn,
Düsterer Nebel
Hüllet euch ein,
Die Geister fliehn
Im Nebel dahin,
Und irren umher
In Luft und Wind,
Und finden nicht Ruhe.

Denn es kennt sie nicht
Der Menschen Gesang.

O redet Rede,
Gebet Antwort,
Mahle des Hügels,
Wer ihr wart!

Waret ihr Zeugen einst
Des Gerichts?
Heiliges Recht und Ding,
Sprach des Königes Mund
Von euch herab.
Und es horcht
Ehrfurchtsvoll
In den Schranken das Volk
Des ahnenden Spruchs.
Ihr zeugt's. —
Denn es fodern
Rache, Rache von euch
Der Erschlagenen Geister
Bange seufzend.

Oder wart ihr
Zeugen des Tods,
Welchen die Edleren
Starben für Vaterland?
Ihr saht's — Heldenmuth
In der Brust,
Sanken sie,
Des Heldenblutes
Letzter Tropfen
Errang den Sieg.
Ihr deckt die Asche,
Der Geist entfloh,
Fodert Ruhm,
Sein zu gedenken
Unter den Menschen,
Euch fleht er seufzend.

Oder wart des Opfers
Heilige Stätte ihr?
Wo im Dunkel

Des geweihten Hains
Der Gottheit Licht
Leuchtete.
Heilige Scheu
Ergriff den Menschen,
Seine Gaben
Bracht' er dar,
Hochgerühmt
War die Göttinn,
Die unsterblich
In Reitz und Schönheit
Treue Liebe
Frauen und Männern
In die Herzen sendet.
Zeugen wart ihr
Des heiligen Brauches,
Der die Göttinn ehrte.
Noch lispelt im Grase
Die sanfte Stimme
Und spricht zu euch,
Und klaget den Fall
Der hohen Göttinn.

Es rufen Rache,
Und fodern Ruhm,
Und klagen euch an
Die Geisterstimmen.
O redet Rede,
Gebet Antwort,
Steine des Mahls,
Wer ihr wart!

Ach, ihr schweigt,
Schweigt auf ewig!
Und die klagenden Stimmen
Reden lauter —
Und niemand kennet
Der Worte Schall,
Bedeutungsvoll
Ruft der Laut,
Und jeder staunt,

Und keiner weiß,
Wo er ist.

Fern und weit
Von uns geschieden
Ist der Vorzeit Land,
Hehr und groß
Liegen die Zeichen
Der Zeit vor uns.
Doch die kleine Zeit
Fasset sie nicht.
Das heilige Mahl
Verschwand —
Des Eigenthumes Gränze
Blieb es für uns!
Traurend umschweben
Der Vorzeit Geister uns,
Wehklagend, daß nicht
Ihnen wir gleich sind!

Drum gebt ihr uns,
Mahle der Vorzeit,
Keine Rede,
Keine Antwort,
Wer ihr wart!

C. F. L. A.

Geselliger Zustand.

In der Ukraine und bei den Kosacken am Don schweifen die Pferde frei in den Feldern umher.

Man hat bei diesen Haufen von Pferden, sagt der Graf von Büffon, die gewisser Maßen sich selbst überlassen sind, einige Bemerkungen gemacht, die zu beweisen scheinen, daß die Menschen nicht die einzigen Wesen sind, die in Gesellschaft beisammen leben, und einstimmig dem Befehle eines Einzigen unter ihnen gehorsamen. Jeder dieser Haufen von Pferden hat einen Anführer, (cheval-chef,) der ihn regiert, ihn leitet, wendet und ordnet auf dem Marsche und bei'm Haltmachen. Der Chef erhält auch die Ordnung, und macht die nöthigen Bewegungen, wenn der Haufen von Räubern oder Wölfen angefallen wird. Dieser Chef ist außerordentlich und immer auf seiner Huth; er macht oft die Runde um seinen Haufen, und wenn eins von den Pferden aus dem Gliede tritt, oder zurück bleibt, so läuft er auf dasselbe zu, und treibt es durch einen tüchtigen Schlag mit dem Hufe wieder an seine Stelle. Diese Thiere gehen, ohne von Menschen beritten oder angeführt zu seyn, beinahe wie unsere Cavallerie, in der regelmäßigsten Ordnung. Ob sie gleich der uneingeschränktesten Freiheit genießen, so weiden sie doch in Reihen und Scharen, und bilden verschiedene Compagnieen, ohne sich zu trennen oder zu vermischen.

Übrigens behauptet ein solcher Chef diesen Posten, der mehr beschwerlich, als bedeutend ist, vier oder fünf Jahre hindurch, und wann seine Kraft und Thätigkeit zu erschlaffen beginnen, tritt ein anderes Roß, das zum Herrschen Ehrgeitz und Muth genug in sich fühlt, aus dem Haufen vor, und greift den alten Chef an, der sein Regiment behält, wenn er unüberwunden bleibt, aber mit Schande zum Pöbel der Schar zurück kehrt, wenn er geschlagen ist. Das siegende Pferd stellt sich dann an die Spitze der übrigen; und diese gehorchen ihm.

R.

Anekdote von Klopstock.

Klopstock brachte bekanntlich einen Theil seiner Jugendjahre in Schulpforte zu. Unstreitig hat der Aufenthalt daselbst, die romantische Schönheit der Gegend, und seine dortige Lage auf den Geist des Dichters mächtig mitgewirkt. Ich weiß nicht, ob man schon damahls ahndete, was nachher aus ihm wurde. Schwerlich ließ er aber selbst viel davon laut werden, daß er sich mit der Deutschen Poesie beschäftige. Denn dort, wo das Drechseln Griechischer und Lateinischer Verse über Alles galt, war es noch lange nach ihm das Schimpflichste, was man von einem Schüler sagen konnte: „Er liest Deutsche Bücher!“ Indessen heißt ein Spazierweg, den Klopstock häufig zu besuchen pflegte, daher noch immer der Poetengang.

Auf dem alten, jetzt außer Gebrauch gekommenen Carcer in Pforte, mitten unter den Nahmen und Kunstdenkmahlen, wodurch sich seine Bewohner eine Ewigkeit an der Wand bereitet haben, stehen folgende Verse von Klopstock's Hand statt seines Nahmens:

„Mich schreibt die Nachwelt einst in ihre Bücher ein;
Drum soll mein Nahme nicht bei diesen Nahmen seyn.
Löscht diese Worte weg, so bald ihr sie gesehn,
Und sprecht: So werden wir dereinstens auch vergehn!“

R.

Logogriph.

Im seegensreichen Fluch, der unserm Ahnherrn einst
Das Paradies verschloß, spricht sich mein Ganzes aus.
Ihm war entflohn, was ich bezeichnen soll,
Wenn du mir zwei von meinen Zeichen nimmst.
Ich bin alsdann des schönsten Schmucks Symbol,
Der Evens Töchter mehr, als Schönheit ziert,
Und der, wenn gleich von wenigen bewahrt,
Als Abglanz jenes Bild's, das Schlang' und Weib uns raubte,
In jenen wenigen das Paradies ersetzt.
Nimm eins noch meiner Zeichen, und ich bau,
Obgleich mit falschem Fuß, was keine Hand vermag,
Und was dich über Flüss' und Seen führt.
Der Rest von mir in zweien Zeichen
Befiehlt dir kurz, des Lebens Licht zu nähren.
Bist du nicht krank, so wirst du gern gewähren,
Was die Natur gebeut und dir Genuß verschafft.

G—t.

Auflösung der Charade im 4. Stücke: Selbstmord.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
3. Stück.

Sonnabends, am 20. Februar, 1808.

Über Ideale, und ihre Bedeutung für den Genuß des Lebens.

Eine Vorlesung, am letzten Jahrsabend 1807 in der Literarischen Gesellschaft zu Ratzeburg gehalten von J. H. B. Dräseke.

Mein Hochgeehrten!

Ideales und Wirkliches stehen im Begriffe und im Leben einander gegen über, als zwei Extreme. Dort schaffet der Mensch, hier empfängt er. Dort lebt er auf eigenem, hier auf fremdem Gebiethe. Dort wandelt er unter hohen Gestalten, hier findet er sich in gemeiner Umgebung. Dort trinkt er des Himmels reinen Äther, hier klemmen Nebel die arbeitende Brust ein. Dort ist Freiheit, hier Dienst und Zwang und Gränzen und Ecken überall.

„Eben darum, sagt man, passen Menschen, die im Feenlande der Ideen umher schwärmen, so wenig für die wirkliche Welt. Das ewige Träumen macht ihnen die Wahrheit unlieb. Sie sind mit den Producten ihrer Einbildungskraft zu sehr beschäftigt, als daß nicht eine Abneigung gegen Alles, was die Prosa des alltäglichen Lebens darbiethet, in ihnen erwachen sollte. Verwöhnt durch die Zaubergefilde der Kunst, wo Rosen ihren Weg bezeichnen und Ambrosiaduft sie umhaucht, finden sie an einfacher Hausmannskost keinen Geschmack mehr. Philosophen mögen sie seyn, und Dichter und Mahler und was aus genialen Geistern das gute Glück sonst macht; aber zu den ernsthaften, oft trockenen Geschäften, wie der gewöhnliche Beruf sie mitbringt, taugen sie nicht. Sie sind Narren worden vor aller Weisheit und elend über allem Streben nach Genuß.“

„Läßt sich deßhalb auch noch zweifeln, ob durch Philosophen eine Revolution entstehen könne? Geht auf Reformen im Staat und in der Kirche, in den Museen der Kunst und auf dem Gebiethe der Sitten nicht alles Speculieren am Ende hinaus? Müssen nicht Schriften, die einen Sinn für das Ideale erregen, oder zu irgend einem ungewöhnlichen Enthusiasmus das Herz entflammen, Verdacht wecken? Liegt es denn aber nicht in den Befugnissen der Gewalthaber, jede Tendenz, die das Gewohnte und Ein Mahl Bestehende übersliegt, zu beschränken? — Es kann nichts gefährlicher seyn, als eine freie Bildung des Geistes und der Phantasie; denn was wird zuletzt damit

gewonnen, als — eine traurige Verkehrtheit, seltsame Contraste mit den Sitten des Tages, ohnmächtiges Widerstreben gegen den Zeitgeist, und — brotlose Künste!“ — Hiemit geben denn diese Genien des Menschengeschlechts zugleich den eigentlichen Standpunct an, von welchem hernieder sie in das Leben schauen: „Was nicht auf Broterwerb zunächst abzweckt, und Euch weder Kleidung noch Obdach gewährt, das ist eben so sehr unter der Würde, als unter der Aufmerksamkeit verständiger Leute“

Ohne allen Widerspruch bleibt jedoch diese Behauptung nicht. Denn außerdem, daß vernünftige Menschen dagegen Manches zu erinnern haben, treten auch verständige Leute, also Personen sogar aus ihrem Mittel, in eine Opposition zusammen. Sie finden, daß man ohne Bildung weder Gegenstände des Genusses sich verschaffen, noch die vorhandenen benutzen, weder die Arten desselben vervielfältigen, noch seine Natur verfeinern, weder einen höheren Reitz ihm beimischen, noch längere Dauer und ewige Neuheit ihm verleihen, weder sich geltend und bedeutend machen, noch auch nur von der rohen Menge im geringsten sich unterscheiden könne. Bildung lasse sich sonach nicht füglich entbehren. Wo aber in seiner Ausbildung der Mensch fortschreite, da werde auch, ohne daß man es hindern möge, das Kind der Cultur geboren, der Geschmack am Schöneren, Besseren, Vollkommneren, der Sinn für eine edlere Art des Lebens, für das Ideale. Man müsse also entweder auf bloß thierischen Genuß sich einschränken, und in den Zustand der Feuerländer zurückkehren, oder

aber eine freie Entfaltung des Geistes und seiner Ideen gestatten. — Noch weiter geht der vernünftige Mensch. Wie, fragt er, das Gefühl für Vollendung, das Wohlgefallen an den Urbildern des Hohen und Herrlichen, welche der Geist mir verschafft, und unter welchen ihm wohl ist, wie am traulichen Herde der Heimath, es sollte mich unglücklich machen? Der Genuß meines Lebens sollte darüber verloren gehen müssen? Daß ich jenes Wohlgefallen nicht aufgeben kann, ohne die Menschheit in mir zu zerstören und mit mir selber mich zu entzweien, — daß ich eine heilige Flamme unterhalte, wenn ich es pflege, — ja, daß sie nicht erlöschen darf, diese Gluth vom Himmel, daß ich bestimmt bin, den Herd, auf welchem sie lodert, zu bewachen, im Endlichen das Unendliche zu schauen, und das höchste Gut zu verfolgen, ob ich es ergreifen möchte, — — klar liegt das vor mir da, ich brauche dafür keinen Beweis, es ist der vernehmliche Spruch meines innigsten Bewußtseyns; und hieraus sollte nichts mir erwachsen, als gewisses Elend? Auf meinen Untergang wäre die naturgemäße Entwickelung meiner Kräfte berechnet? In dem Maße, als ich wähnte, in ein schöneres Seyn mich emporzuringen, sänke ich tiefer hinab in unausbleibliches Verderben?

Hier sollen wir nun entscheiden, M. H. Aber wie? — Sollen wir, um unserer Ruhe willen, das Reich der Ideale öffnen oder verschließen? Stören sie den Genuß unsers Lebens, oder fördern sie ihn?

Ich will den Versuch wagen, hierauf zu antworten. Vielleicht einen Versuch,

für welchen meine Kraft nicht hinreicht, und von dem eben diese Besorgniß mich hätte zurück halten sollen. Doch zog mich die Sache an, weil sie mir unsers Nachdenkens höchst würdig schien. Meinem Zwecke genügt es, wenn ich Ihre Theilnahme erhalten und, durch das, was ich zu geben habe, das Bessere veranlassen werde. Aus einem Conflicte prüfender Geister sprüht doch zuletzt der himmlische Funken hervor.

Man geräth in Verlegenheit, wenn man bestimmen soll, was Lebensgenuß sey, da er Jedem etwas Anderes ist. Dieser findet ihn im Geräusch, Jener in der Stille, der im Wirken, ein Anderer im Ruhen, wieder Einer in Glanz und Pracht, und noch Einer in schmuckloser Einfachheit. Die Krieg zur Losung machen, und die am ewigen Frieden arbeiten, die aus dem Kelche der Begier sich berauschen, und die aus Pflichtachtung die Sinnlichkeit zügeln, die das schleichende Leben durchtanzen möchten, und die das flüchtige fesseln wollen mit heiligem Ernste, Alle glauben, ihr Weg führe zum Tempel des Genusses. Ja, was für Begriffe von Genuß herrschen nicht sogar da, wo man die höchste innere und äußere Eleganz prätendiert. „Eben die, sagt Göthe, welche wir die gebildeten Menschen nennen, gehen nur mit einer Art von Selbstvertheidigung gegen das Vergnügen zu Werke. Sie leben, wie man ein Pack Zeitungen lieset, nur um sie los zu werden; und es fällt Einem dabei jener junge Engländer in Rom ein, der Abends in einer Gesellschaft sehr zufrieden erzählte: daß er heute doch sechs Kirchen und zwei Gallericen bei Seite gebracht habe".

— Indessen möchte, selbst bei der größten Verschiedenheit der Ansichten, ein Jeder doch folgende Stücke als wesentliche Bestandtheile der Glückseligkeit erkennen. Abwesenheit von Schmerz und Mißbehagen; Gegenwart eines Gutes, das die etwa vorhandenen Mängel überwiegt und vergessen macht; Gefühl des Wohlseyns; ein Bleiben nnd Herrschen dieses Gefühls; eine Heiterkeit, die der Seele nicht fremd ist, wie ein Gallarock, sondern in der sie zu Hause gehört; kein vorüber gehender Sonnenblick des Gemüthes, keine Anwandlung muthwilliger Laune, kein zufälliges Gestimmtseyn für den Scherz, vielmehr ein beharrlich froher Zustand. Wo hievon auch Eines nur mangelt, da ist nicht Glückseligkeit.

Hieraus folgt nun: Entweder, Glückseligkeit, wo sie sich findet, ist immer etwas Inneres, von der Außenwelt Unabhängiges; oder, es gibt keine Glückseligkeit auf Erden. Will man dieses Letzte nicht gelten lassen, so bleibt allein das Erste anzunehmen übrig. Daß man es gleichwohl in der Regel nicht annimmt, selbst wo man die Unwidersprechlichkeit obiger Voraussetzungen fühlt, gibt nur einen neuen Beweis für die alte Inconsequenz der Menschen.

Wie oft verdunkelt sich der Horizont des äußeren Lebens! Wie oft schnellt das Gewicht vorhandener Übel die leichte Freudenschale in die Höhe! Wie oft sucht auf mehreren Wegen der Pfeil des Geschicks einen Weg zum Herzen! Wie oft wenigstens wechselt die Gestalt der Umgebungen! Wie oft fallen Glück und Unglück in Einem Momente zusammen, um das Gefühl des Sterblichen zu äf-

fen! — Nichts Festes, Geschlossenes, in stetiger Einheit Fortlaufendes, nichts Ganzes, — ein buntscheckiges Flickwerk der heterogensten Bruchstücke, das ist das äußere Glück des Menschen. So darf sein Lebensgenuß, wenn davon im Ernste die Rede seyn soll, hierauf nicht beruhen. Einzelne Modificationen von außen her mag derselbe erleiden, dieß liegt im Wesen der Sache; quillen muß er anderswo, oder er ist ein Wort ohne Sinn. Und man kann sonach, wie der kindliche Jacobi, als entschieden annehmen: „Der beste Genuß unsers Wesens komme nicht von unten herauf, sondern von oben herab; nicht vom Brote allein lebe der Mensch; wahre Glückseligkeit überhaupt sey nicht eine gewisse Art des äußerlichen Zustandes, sondern eine Beschaffenheit des Gemüthes, eine Eigenschaft der Person *).“ Denn, was doch auch immer die Veranlassung werde zu dem Gefühle: ich bin glücklich, und woher sie komme, — dieses Gefühl selbst kann es einzig nur seyn, was man Genuß oder Seligkeit nennet; die Umgebung nicht, weil sie etwas unserem Wesen ewig Fremdes bleibt, und nicht unsre Persönlichkeit zu vertreten,

*) Horaz sagt nach Wielands Übersetzung:

Wie sauer lassen wir's uns werden, nichts
Zu thun! Man jagt mit Vieren und zu Schiffe
Dem Glücklichleben nach; was du erjagen willst,
Ist hier, — — — wenn nur
Dein eigen Herz dich nicht im Stiche läßt!

sondern dieselbe nur zu berühren vermag.

So nur erklärt es sich auch, was sonst schlechthin unbegreiflich wäre, wie auf verschiedene Menschen dieselbe Außenwelt nach Umfang, Gestalt und Bedeutung so ganz verschieden wirken, und der Eine eben da schwelgen könne, wo der Andre darbt, oder verzweifeln, wo der Andre in Entzückung geräth. Jeder schauet mit seinen Sinnen die Welt an, und Jedem erscheint sie anders. Jeder gründet auf seine Begriffe die Art, wie er die Dinge beurtheilt, und so gewinnen sie überall Eigenthümlichkeit. Jeder legt seinen Maßstab an das äußere Leben, und so gelangen Alle zu seltsam contrastierenden Resultaten. Wir wollen sie einmahl neben einander vor uns hinstellen, hier den Eroberer dreier Welttheile, für dessen Ehrgeitz die Erde nicht groß genug war, und dabei den genügsamen Weisen von Sinope, der nur ein Plätzchen verlangte, um sich zu sonnen; hier einen Genußkünstler aus der Schule Epikur's, einen Alcibiades, und dabei einen Sokrates oder Epiktet; hier den ernsten Gesetzgeber Athen's, und dabei den reichen Lydier, der es nicht begreifen konnte, wie jener ihm das Prädicat des glücklichsten Menschen verweigern möchte, bis er es durch Cyrus erfuhr; hier das unerfahrene Gemüth, dem in jedem freundlichen Antlitz ein Engel begegnet, und dabei einen Timon; hier diesen Sorgenfrei, dem die Erde ein Paradies dünkt, und der nie ein anderes verlangt, und dabei jenen Schwermüthigen, der jeden Winkel, wohin er blickt, mit Schreckgestalten bevölkert; hier den Ökonomen, den nur zu Berechnungen die-

hängende Ähre einladet, und dabei den Dichter, den sie zu Hymnen und Psalmen begeistert; hier den rohen Halbmenschen, der sinnlos am Sternenhimmel hinaufstarret, und dabei den Gebildetgläubigen an die Gottheit, der aufgelöset in heilige Rührung und von Schauern des ewigen Lebens durchzittert, dem Menschensohne nachbethet: „In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen;“ — — einleuchtend wird es dadurch: das Äußere, Zufällige sey nur der Anstrich des Menschen, über den Einfluß, den es auf ihn haben solle, entscheide er selbst; die Natur, die uns umringe, könne Alles bedeuten, und nichts, je nachdem wir es fassen und fühlen; bloß in so fern sey uns die Welt etwas, als sie es zu seyn scheine; in unserem jedesmaligen Zustande liege nichts, als was wir selber darin erblicken; das ganze Leben in der Eitelkeit mit allen seinen großen und kleinen Spielen und Bildern, sey wie ein Buch; — was der Geist nicht hineinlieset, das lieset das Auge auch nicht wieder heraus.

Wir haben hiemit nicht bloß in dem hergebrachten engeren Sinne jenen bekannten Ausspruch, nach welchem „jeder Mensch seines Glückes Schmid“ ist, bestätiget; er ist durchaus und in jeder Hinsicht wahr. Glückseligkeit kann nicht und kann Niemanden gegeben werden, — woher sonst Menschen, die mitten im Überflusse verschmachten, oder mitten in der tiefsten Noth getrost sind! Ein Kunstproduct ist sie des freien Geistes. Im Herzen wächst sie, eine heimische Pflanze. Des Lebens rauher Nord verletzt sie nicht, wenn drinnen nur ein milder Himmel sie umhaucht *). Und es liegt folglich eine Verwirrung der Begriffe zum Grunde, wenn man im gemeinen Leben bald durch eine Heirath, bald durch einen klingenden Schatz, bald durch eine Höflichkeit, oder durch was sonst für eine Puppe, die man nach eigener Phantasie aufputzte, Jemanden glücklich gemacht haben will. Beglücker kannst du nur dem seyn, der es dir verstattet, daß du ihm Geist und Gemüth bildest, und ihm das Verständniß öffnest seines wahren, unabhängigen Menschenwesens. Deinen Zöglingen, deinen Kindern, deinen Töchtern vor allen gib es als eine Aussteuer für ewige Zeiten mit, daß ihr Herz ihr Genuß sey:

Wie wird es nun, wenn dem Genuß suchenden Menschen Sinn für das Ideale die Brust bewegt? Hindert es ihn? Nützt es ihm?

Wer das Wesen der Glückseligkeit und folglich auch sein eigenes Wesen noch nicht erkannt hat, der wird mit Idealen und ohne Ideale elend, und kein Gott kann ihn dagegen schützen. Von Außen-

*) Ist die Brust dir nicht rein, so suchst du vergebens ein Glück dir,
Denkest umsonst an Lebensgenuß.
Lucrez.

— Kein Schatz vertreibt den Aufruhr,
Der im Busen wüthet; das Heer der Sorgen,
Das um goldgetäfelte Decken schwärmt,
kein Lictor des Consuls.
Horaz.

Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz.
Göthe.

dingen erwartet er sein ganzes Heil, weil er nur durch sie aus seinem Nichts erst hervortritt. Hinnehmen will er bloß, was sie geben, da er in sich nichts hat. Aber auch ihre Reichthümer geben ihm nur — Wünsche, Wünsche! und nichts weiter, und als ihr erklärter Günstling muß er verschmachten in reeller Armuth. Denn seine Ideale, — wenn man diese Bezeichnung des Höchstschönen bei ihm entweihen darf, — was sind sie? Woher sind sie? Nicht aus der Umarmung eines gebildeten Geistes und einer reinen Phantasie, nicht Kinder einer am Helikon geschöpften Weihe der Kraft, — Erzeugungen des niederen Bedürfnisses, der Übersättigung, Bilder aus der Wirklichkeit oder aus Romanen aufgegriffen; Mißgeburten eines kranken Gehirns; Gestalten, durch die camera obscura des erhitzten Blutes, wie Schattenspiel an die Wand geworfen; fixe Ideen! Diesen soll nun die Umgebung entsprechen, sie soll die Wirklichkeit realisieren, in eine solche Poesie des Wahnsinns soll sich des Lebens nüchterne Prosa verwandeln. Wundert es uns noch, wenn dann die Hausmutter im Kreise ihrer Kleinen keine Befriedigung fühlt, und der Vater den Arbeitstisch oder die Werkstatt als seinen Kerker betrachtet, — der Jüngling mit seinen Treibhausgenüssen vorauseilt, und die Jungfrau durch allen Tand die Leere in ihrem Inneren nicht zu füllen weiß, — der Niedere den Hohen beneidet, und der Mittelstand sich die Herrlichkeiten der Großen wünscht, — Keinem das Eigene genügt und das Edle, Jeder nach verbothenen Freuden schmachtet, und gerade in dem sich glücklich träumt, was ihm

nicht beschieden ward? — Mögen aber unsere Ideale auch immerhin, wie sie wollen, beschaffen seyn, alle Mahl heißt es Himmel und Erde in die Schranken fordern, wenn wir verlangen, daß nach unserer Idee die Wirklichkeit sich umforme. Wir begehren dann in einem Sinne, worin es dem Menschen nun einmahl versagt ist, Weltschöpfer zu seyn. Wir greifen mit der Kraft eines Kindes in den Schwung eines Mühlrades, um zermalmt zu werden. Wir verwirren und vernichten uns selbst.

Brächte der Sinn für das Ideale durch seine Natur das so mit sich, — wehe über ihn und den Menschen, von dessen eigenthümlichem Daseyn er einmahl unzertrennlich ist! Aber es ist nur sein Mißbrauch, der sich so furchtbar bestraft. Wer sich selbst und die Welt und das Wesen des Idealen begriffen hat, der Weise, ward es inne: man tödte das Geistige, wenn man es verkörpern, man entweihe das Heiligzarte, wenn man es sinnlich betasten will.

Wie ist es doch eigentlich mit dem Idealen und mit dem Leben in der Ideenwelt?

Erst lernt der Mensch Begriffe bilden, dann an einander reihen zu einem Urtheile, dann steigern, weiter und höher, vom Besonderen zum Allgemeineren und Allgemeinsten, vom Beschränkten zum Schrankenlosen, vom Endlichen zum Unendlichen, vom Gegebenen zum Selbst- und Frei- und Unabhängig-Geschaffenen. Hier ist er auf dem Gebiethe der Ideen. So oft nun ein solcher, von allem empirischen Stoffe entlegener Gedanke, den die Vernunft erzeugt und die Phantasie,

damit er ein Bild werde, in ihren Rosenduft gehüllt hat, vor die Seele tritt; so oft das Gemüth etwas wahrnimmt, das über das Gewohnte erhaben, von Mängeln unbefleckt, in sich selber vollendet, und für seinen Zweck das Höchste ist, — da erhebt sich der innere Mensch zum Anschauen eines Ideals. Dieses ist dann nicht ein außer ihm vorhandenes, — obgleich er an dem, was die Wirklichkeit Schönes hat, seinen Sinn für Ideale geweckt und seine Kraft, sie zu erschaffen, geübt hat; aus dem Begriffe der Sache geht vielmehr hervor, daß Wirklichkeit und Idealität sich gegenseitig ausschließen, und Alles, was Gegenstand der Erfahrung ist, nur sich nähern könne dem Urbilde, ohne es jemahls zu erreichen. Göthe läßt seinen Werther am Busen der schönen Natur ausrufen: „Wenn es dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen, wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich oft und denke: ach, könntest du das wieder ausdrücken, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.“ Und so ist es. Eine Sehnsucht, das Ideale zu realisieren, ergreift jeden gemüthvollen Menschen. Er fühlt aber zugleich die Unmöglichkeit, — die ihn übrigens nicht schmerzt, so lange er seinen Leidenschaften gebiethet. Gerade die Augenblicke, wo er erliegt unter der Gewalt der Herrlichkeit hoher Erscheinungen, sind die köstlichsten seines Lebens,

sie sind ihm Momente himmlischer Weihe.

„Wozu aber Ideale, wenn sie doch etwas Wirkliches hier nicht werden können?“ — Möchten wir wohl fragen: wozu ein Muster, wenn der Anfänger es doch nur unvollkommen nachzubilden vermag? Das Leben des Menschen, dieß wunderbare, — es ist nicht ein Seyn, es ist ein Werden, ein ewiges Werden. Und so nenne es mithin thöricht, dem Geiste bloß erlauben zu wollen, daß er lebe in der Welt seiner Ideen, er ist dazu bestimmt; wer es gut meint mit der Menschheit, und den Charakter der Humanität fasset und würdigt, laut muß er dieß sagen und, wo es Noth thut, es wiederhohlen. Der Mensch entmenscht sich, wenn er aufhört, für Vollendung zu glühen. Das eben ist das Göttliche in seiner Natur, daß er nicht anders kann, als vom Standpunkte des Idealen aus in's Leben hinabschauen, nach idealen Principien jede Erscheinung in der Wirklichkeit beurtheilen, und das Vorhandene reinigen, veredeln, umschaffen, damit es werde ein Spiegel seiner Seele; er kann nicht anders, und so soll er es auch.

„Hier haben wir's, rufen die Wortführer des Menschengeschlechts; da liegen sie mit Einem Mahle aufgedeckt die Ursachen, warum man solchen Schwärmern auf die Finger sehen muß, damit sie die Welt nicht in Brand stecken.“ Großer Gott! Wenn es eure prosaischen Feuerschlünde nur nicht thun, — die ruhig himmelan steigenden Funken eines Geistes, in dessen Heiligthume die Flamme einer bessern Welt lodert, werden die Erde wohl in Ruhe lassen. Denn ehe der vom Anschaun hoher Gestalten ergrif-

fene Mensch daran denkt, den Reformator in der Welt zu spielen, beginnt er vor allen Dingen mit der Erneuerung seines Gemüthes und Daseyns. Wie der Farbenkünstler die Landschaft idealisiert, die er auf die todte Leinwand hauchen will, frisch und lebendig; so idealisiert der Lebenskünstler, — und das ist der moralisch gebildete Mensch, das ist jeder wahrhaft Gute, — seine ganze Existenz. Seine Gedanken dem Höchstwahren, seine Gefühle dem Höchstlauteren, seine Handlungen dem Höchstguten, seine Werke dem Höchstvollendeten, sein gesammtes inneres und äußeres Leben dem Höchstschönen immer näher zu bringen, und auf diesem Wege zugleich seinen Genuß in ein Vorbild der höchsten Seligkeit zu verwandeln, — siehe da, was er für die Aufgabe erkennt, woran er Äonen hindurch arbeiten wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schnurrbart der Thiere.

Herr Vrolyk, Professor der Naturgeschichte zu Amsterdam, stellte mancherlei Versuche an, um zu finden, wozu die langen und steifen Haare am Munde mancher vierfüßigen Thiere diesen dienen. Ein Mahl stellte er auf dem Boden seines Zimmers eine Menge Bücher auf dem Schnitt umher, und bildete damit eine Art von Labyrinth. Dann ließ er ein Kaninchen mit verbundenen Augen zwischen denselben herumgehen, und das Thier fand sich aus dem Irrgange heraus, ohne die Bücher umzuwerfen. Als ihm aber Herr Vrolyk jene Haare abgeschnitten hatte, stieß es sich alle Augenblicke an die Bücher und warf sie um. Ohne Zweifel ist also der Schnurrbart der vierfüßigen Thiere ein Werkzeug des Fühlens.

Haydn's Schöpfung.

Haydn, so lange der Bau der Schöpfung dauert, so lange
Tönet die deinige auch, himmlisch, wie Sphärenmusik.

—k.

Charade.

Das erste Lager, das im räthselvollen Seyn,
Uns unbewußt, so wie das letzte, uns umschließt,
Bezeichnen dir der Sylben erste zwei.
Im Dritten höreſt du das Heilige, das Schöne,
Das jede beßre Brust erhebt.
Bald ist's der Gottheit und der Tugend heilig,
Bald ist's der Liebe, bald dem Wein geweiht.
Im Ganzen drangen einst der Mutterliebe Töne
Uns ruhebringend in das zarte Ohr.

G—k.

Zahlen-Charade.

Du fragst, was 1, 2, 3, 4 sey? So leicht ist die Erklärung nicht 1, 2, wer nie der Anmuthung, zu 3, 4, ein 1, 2 entgegen setzt, der liegt gewiß am 1, 2, 3, 4 krank.

Auflösung der Charade im 5. Stücke: Pieplerche (eine besondere Gattung, alauda trivalis Linn., auch Heidelerche genannt). Der Zahlen-Charade im 6. Stücke: Buchstab.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

9. Stück.

Sonnabends, am 27. Februar, 1808.

Über Ideale, und ihre Bedeutung für den Genuß des Lebens.

(Fortsetzung.)

Ob der Mensch dadurch sich unglücklich machen, ob ein Solcher auch nur überall unglücklich werden könne? — Er fordert ja einzig von sich selbst so strenge und so viel; was die Welt zu geben vermöge und in welchem Verhältniß zum Idealen das Wirkliche stehe, Niemand kann dieß besser begriffen haben. Er ist bescheiden in seinen Ansprüchen, mäßig in seinen Wünschen, vorsichtig in seinen Entwürfen, resigniert in seinen Erwartungen. Er schätzt das Kleinste gebührend; er legt in das Unbedeutende Sinn; er bildet am Mangelhaften mit Sorgfalt; er nimmt das Unverbesserliche, wie es ist; er entwindet dem Schmerz seinen Stachel und der Leidenschaft ihre Geißel. Über dieß findet er, was Tausende nicht sehen. Er ergreift jedes Vorzügliche mit Inbrunst. Er veredelt das Brauchbare zum Erwünschten und das Gute zum Trefflichen. Ihm verhallet unbeachtet kein lieblicher Laut; ihm schwindet ungenossen keine erhabene Naturscene; ihm entflieht unbenutzt kein glücklicher Anlaß. Die Blume duftet ihm schöner; der Lenz entzückt ihn höher; die stille Sommernacht lehrt ihn freudiger bethen, und ein einsamer Winterabend umgibt seinen Herd mit anmuthigeren Gestalten. Alles adelt er, indem er Alles auf ein höheres Seyn bezieht. Du findest ihn bei'm fröhlichen Mahle oder unter Gräbern, da, wo Niemand die fliehende Zeit bemerkt, oder in des Jahres letzter Stunde, — Allem gibt er durch die Ideen, die er daran knüpft, eine hohe Individualität. Was ist ihm ein Sonnenaufgang, eine Geburtstagsfeier, ein Gedächtnißfest beweinter Todten, ein Danklied in den Vorhöfen des Herrn! Wie die Gottheit, schafft er sich ein seliges Leben, — der es nicht faßt, würde spöttisch sagen: aus nichts; der es fassen kann, weiß, wo unter Blumen von einer schöneren Flur die Quelle seines Genusses rieselt. So viel denn die äußere Welt davon empfangen kann, empfängt auch sie. Du ahndest in seinen Umgebungen das Ideal der Ordnung, in seinen Arbeiten das Ideal der Reife, in seiner Wohnung das Ideal des Schönen, in seinem Umgange, seinem Familienleben, seiner Kinderzucht das Ideal der Weisheit, der Liebe, der

Milde, der Selbstverläugnung, des sich hingebenden Wohlwollens, in Allem, was er beschließt und schafft und vollführt, das Ideal des Heiligsten, — Gottes! Geist der Vollendung athmet Alles, und dadurch wird es genußreich. „Jede Minute, ich will dem genialen Richter die goldenen Worte entlehnen, ist ihm ein volles Leben. Wie könnte es auch anders seyn! Wem der Secundenweiser kein Wegweiser in ein Eden seiner Seele wird, dem wird es der Monathsweiser noch minder; denn nicht von Monath zu Monath lebt man, sondern von Secunde zu Secunde. So lebt der idealische Mensch. Er verachtet die Angst und den Wunsch, die Zukunft und die Vergangenheit.“ Jeder neue Moment befestigt ihn im Besitze seines wiedergefundenen Paradieses.

Freilich trifft er auch Widerstand an, wo er nach außen wirkt. Wie oft sträubt sich der Alltagsstoff gegen die poetische Bearbeitung! Wie oft verwundet ihn das Herz, dem er seine Gluth einhauchen möchte! Wie oft begegnet seinen Ideen kein verwandtes Streben im Reiche der Freiheit! Wie oft sendet er die Taube der Hoffnung aus, daß sie ihm ein grünes Blatt mitbringe von heimischer Flur! Aber sie kehrt leer zurück in die einsame Arche; es ist Alles untergegangen in der Sündfluth der Gemeinheit. Nicht minder entgegen stehen ihm die Elemente. Denn „ob er die Welt zwar beherrscht, so ist er doch nicht das Universum selber. Das Feuer zerstört seine Werke, Überschwemmungen bedecken sein Land, Stürme zertrümmern seine Schiffe, und Krankheiten morden sein Geschlecht *).“ Hier folget denn Kampf dem Kampfe. Aber auch das untergräbt seinen Genuß nicht. Eben durch Kampf gelanget er zum hellesten Bewußtseyn seiner selbst, entfaltet er seine moralische Kraft, lernt er fühlen, daß er frei ist und zu hohen Dingen berufen und mehr als das Schicksal, erhält er Anlaß, das Schwerste, den Sieg über die sinnliche Natur, immer völliger zu erringen, erkauft er sich den süßesten aller Triumphe, das Zeugniß, überwunden zu haben. Nein, weder die Leibnitze noch die Kante braucht er, um das „Übel“ in der Welt zu rechtfertigen und zur Annahme des Optimismus sich zu zwingen; vollkommener, er findet das an sich selbst, wäre die Welt weniger vollkommen. Wie sie ist, ist sie für seine Zwecke höchst geeignet; so bedarf er keiner geschriebenen, — er trägt eine lebendige Theodicee in seinem Herzen. — Will der „natürliche“ Mensch, der vom Geiste Gottes nichts vernimmt, dieß nun eine Thorheit nennen, oder Selbsttäuschung, oder Sophisterei, — ihm kann das gleich seyn. Kinder und Thoren dürfen ja sagen, was sie wollen. Dem Eingeweiheten in die heiligen Mysterien unsers Wesens ist es aber klar: nur was der Mensch glaube und fühle, das habe er; seine kleine Welt, der Mikrokosmus, sey seine wahre Welt; wie ihm in diesem Spiegel das Leben erscheine, so sey es; von Aussprüchen, welche in kindlicher Einfalt das reine Gemüth thut, könne Appellation weiter nicht Statt finden; es gebe keine höhere Instanz, keine un-

*) Herder.

trieglichere Kirche und kein wahrhafteres Orakel.

Um diese Art des Lebensgenusses in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit und mit allen ihren Vorzügen anzudeuten, möge Folgendes dienen.

Hier ist Rückkehr aus dem Kerker der Convenienz in die holde Freistatt der Natur. Fesseln drücken, auch wenn sie güldene wären; der idealische Mensch verschmäht sie. Erhaben über die Meinung, nicht hungrig nach den Brosamen zweideutiger Ehre, glücklich ohne die Künsteleien des Luxus, Genügsamkeit im Herzen und patriarchalische Einfalt in den Sitten, bauet er seinen friedlichen Acker, wie Cincinnatus, und kocht Rüben im irdenen Topfe, wie der Sieger bei Tarent.

Hier sind keine schneidenden Contraste, ist kein Launenwechsel, jetzt Ausgelassenheit, dann Unmuth, bald Entzücken, und dann wieder Verzweifelung; es ist ein zusammenhängendes, aus einem Stücke gewebtes Ganze, ein nie zu Ende gehender Festtag. Derselbe Geist schwebt, wie einst über den Wassern, über allen Scenen des bunten Lebens, und verbindet die Bächlein zu einem lieblichen Strome, der sich, nach Westen, ruhig in's Meer ergießt.

Hier folgen keine Nachwehen, keine Erschöpfung, keine Vorwürfe, keine Rache drohende Nemesis. Rein, wie die Libation, die den Genuß geweihet hat, und stärkend, wie der Wein in der Opferschale, ist die Freude des echten Menschen; es ist Alles gut, weil Alles mit Hinschauen auf das Höchste, mit Danksagung empfangen wird.

Hier gibt es keine unausfüllbare Leere, die ewig, und nach den gepriesensten Festgelagen zurückbliebe; keinen Tantalischen Durst; — denn es schweiget die Leidenschaft, es lebt allein der heilige Wille, am Busen einer himmlischen Ruhe liegt, wie das Kind im wiegenden Mutterarm, jeder Nerve, und ein nie versiegender Brunn quillt in der Tiefe des unendlichen Herzens.

Hier kennt man nicht die Verlegenheit, die der lange Augenblick oft bis zur Verzweifelung hinanschraubt, und nicht die Armuth, die umringt von Lebensbäumen, nach Blüthen der Freude bettelt, und keine finden kann. Wer in den Garten des Ewigen ein reiches Gemüth mitbringt, darbt niemahls. Honigkelche duften ihm überall. Die süße Betrachtung und die ernste Fröhlichkeit winken ihm, wohin er sich wende. Kein zürnender Gott kann ihn aus diesem Eden vertreiben, — da ist er geboren, da gehört er zu Hause, da blüht ihm sein Erbe; ja, er kann von seinem Genusse mittheilen, ohne darum zu verlieren; er würde nur reicher werden, je mehr er geben könnte.

Hier beruhet der Lebensfrieden nicht auf Gaben des Zufalls; weder das Schicksal erbeutet ihn, noch die Habsucht; man rettet ihn über rauchende Schutthaufen, und er wandert mit hinweg aus dem zerrissenen Vaterlande. In seinem Besitze trug der Philosoph von Priene Alles bei sich, wurde Cajus Fabricius weder durch Gold geblendet, noch durch Elephanten geschreckt, — und wenn aus der Welt der Frieden verschwunden ist, ach, wo ist dann Ersatz, außer in ihm?

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

1. „Wenn Eure Majestät nicht die Ketzer vertilgen, sagte zum Kaiser Leopold I. (geb. 1640, Deutscher Kaiser seit 1658, gest. 1705) sein Beichtvater, so wird die kaiserliche Familie betteln müssen.“ Leopold erschrak und that das Gelübde der Verfolgung. Die Kaiserinn ward durch den frechen Ausspruch des Mönches so aufgebracht, daß sie ihn mit einer Ohrfeige an die gebührende Bescheidenheit erinnerte *).

2. Ein Herr, der sich zu gleicher Zeit mit Foote **) auf einem Kaffeehause in London befand, griff nach einer Zeitung und sagte: Ich muß doch sehen, was die Minister beginnen. -- Wenn Sie das wissen wollen, sagte Foote lächelnd, so müssen Sie den Artikel: Räubereien, nachschlagen.

---

*) Leopold hatte bekanntlich drei Gemahlinnen. Die erste war eine Spanische Prinzessinn, Margaretha Theresia, mit welcher er sich 1666 vermählte; die zweite Claudia Felicitas von Inspruck, seit 1673; die dritte Eleonora Magdalena, eine Pfälzische Prinzessinn, seit 1676. Ohne Zweifel war es die erste, die den Beichtvater so nachdrücklich in seine Schranken zurück wies.

**) Sam. Foote starb 1777. Eine treffliche Charakteristik desselben von Sturz steht im Deutschen Museum 1779 und in Sturz'ens Schriften. Seine theatralischen Werke kamen 1784 in 4 Bänden heraus. Eine Deutsche Übersetzung davon ist zu Berlin bei Nicolai 1796 f. erschienen.

Bei Lesung eines Aufsatzes im Freimüthigen, unter dem Titel: Sonnenklarer Beweis, daß Herr von Göthe kein Deutsch verstehe.

Was man in Deutschland doch dem Publicum Alles beweiset!
Göthe verstehe kein Deutsch, sagt uns der witzige Mann;
Aber er selbst, das ist klar, er ist's, der Deutsch nicht verstehet;
Tausend Mahl hieß man ihn Narr, immer noch glaubt er es nicht.

L. Nauwerck.

Charade.

Mein erstes Sylbenpaar, der Weisheit einst geweiht,
Ein Kind der Finsterniß, erfüllt mit Schrecken nun,
Die, von des Geistes Finsterniß umstrickt,
Prophetischen Gesang verstehn.
Das, was Narcissus einst im klaren Bache fand,
Und was der Himmel stets im weiten Meere sah,
Was niemahls auf der Toilette fehlt,
Das ist mein zweites Sylbenpaar.
Im Nahmen jenes lust'gen Ritters, dessen Ruhm
Sich weit und breit erstreckt, der in der Nachbarschaft
Sein Grabmahl hat, vom Lindenbaum geziert,
Erkläret sich mein Ganzes dir.
Man zeigt für die Gebühr sein Bild dir und sein Kleid.
Starb gleich sein Stamm längst aus, so hinterließ er doch,
In allen Himmelsgegenden zerstreut,
Noch Kinder, die sein Geist belebt.

S—k.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
10. Stück.

Sonnabends, am 5. März, 1808.

Über Ideale, und ihre Bedeutung für den Genuß des Lebens.

(Fortsetzung.)

Nur im Genusse eines Menschen endlich, der sein Leben idealisiert, liegt Würde, Tugend und Weisheit. Genuß, den die Idee nicht adelt, ist thierisch, und so entehrt er den freien Geist. Geläutert von den Schlacken, welche die Welt ihr beimischt, muß im Tiegel der Idealität die Freude werden; dann ist sie anständig und herrlich; dann erhebt der Mensch sich über den Kreis der Zufälligkeiten und Formen, über Raum und Zeit; das Universum steht ihm zu Gebothe; von Trägheit und Flucht der Stunden weiß er nicht; ihm endet kein altes, beginnt kein neues Jahr; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu worden. Und selbst Tugend ist seine Freude. Wie er sie veredelt hat, so veredelt sie ihn; er wird heiliger, indem er seliger wird, und mit jedem Fortschritte zum Idealen mischt sie neuen Wohllaut in den Gesang seines Lebens. Wohin er daher in der Welt gestellet sey, er steht immer an der rechten Stelle, weil er immer ist, was er seyn soll, und nie unten, weil er immer nach dem Höchsten strebt.

Der Geist, durch den ein Cato groß geworden,
Fährt in kein Band, und ruht auf keinem Orden.
Was will man noch die niedern Großen preisen?
Kein Stand ist groß, als nur — der Stand der Weisen.

So sang Hagedorn, und etwas eben so Wahres sagt Hemsterhuis: „Der Mensch, im Gefühle seines höheren Daseyns, ist überall an seiner Stelle; und könnte er hinab in den Orkus steigen, so würde er auch dahin Ordnung und Glückseligkeit bringen. Die Fabel erzählt, daß während der wenigen Augenblicke, die der Thracische Seher in der Unterwelt zubrachte, alle Qualen der Unglücklichen aufhörten, und Sisyphus, Tantalus und die Danaiden Ruhe hatten.“ — Das Höchste indessen, worin der idealische Mensch die Herrlichkeit seines Lebensgenusses ausspricht, — darin liegt es, daß er das Unglück dem Glücke nicht selten vorzieht, — daß er den Schmerz, dem die Feigheit so ängstlich zu entrinnen sucht, manchmahl freiwillig beibehält, und, was hiebei nun das Eigenthümliche ist, daß er dieß nicht mit der Kälte der Stoa thut, oder wie ein Scla-

ve sich unterwirft, der nur will, wenn er muß, — sondern, daß er mit Freuden, daß er mit dem Gefühle der süßesten Befriedigung der Idee jedes Opfer bringt. Ich will hier nicht an die fabelhafte Alceste erinnern, die, um ihrem geliebten Admet das Leben zu fristen, sich insgeheim dem frühen Tode weihete. Wenn aber die Gattinn des jüngeren Brutus, angehaucht vom väterlichen Geiste, durch willkürliche Verwundung sich stärken will, das Geheimniß von der Verschwörung ihres Gemahls im tiefsten Herzen zu bewahren; — wenn Arria, da sie ihren Pätus nicht retten kann, ehe das Todesurtheil an ihm vollzogen wird, sich den Dolch in die Brust stößt, und dann, den blutigen ihm darreichend, ausruft: Pätus, es schmerzt nicht; — wenn Marcus Attilius Regulus weder durch die Bitten seiner Geliebtesten, noch durch die Aussicht auf die Rache der Carthager bewogen werden kann, das diesen gegebene Wort zu brechen, sondern nach dem letzten Dienste, den er durch treuen Rath dem Vaterlande geleistet, ihm auf ewig Lebewohl sagt und in die Gefangenschaft zurück kehrt; — wenn die Heiligen alle, in wessen Seele lebt ihr Nahme nicht! die für irgend eine große Idee gelebt haben, um dieser Idee willen nicht Schmach und Verfolgung allein dulden, sondern bereitwillig ihr Blut verspritzen, damit das Herrliche herrlich gehalten werde: — so geht daraus doch unwidersprechlich hervor, es gebe einen andern Genuß, als was die Menge so nennet; die höchste Seligkeit, die dem Sterblichen aufbehalten sey, wohne drinnen, von Stürmen ungetrübt; kein wahrer Mensch begehre ein Schöneres und Besseres, aber dahin gelange er unter der Fahne, zu welcher er geschworen hat, auch wahrhaftig; oder mit jenem bekannten Distichon:

Pracht, Reichthum, eitle Lust kann sie uns nicht gewähren;
Was gibt die Weisheit uns? — den Geist, das zu entbehren *).“

Daß freilich diese Art des Lebens und des Genusses etwas unendlich Zartes und von gemeiner Realität Gesondertes sey, begreift Jeder. Es verhält sich damit, wie mit dem Reiche Gottes nach der Ansicht des Christenthums. „Es besteht nicht im Essen uns Trinken, sein Wesen ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste; man kann auch nicht davon sagen, es sey hier, es sey da; denn siehe, das Gottesreich ist inwendig in euch.“ (Jesus und Paulus.) Und was läßt sich sonach anders erwarten, als daß die „Verständigen“ entscheiden werden: jener ganze gepriesene Genuß steige, eine bunte Seifenblase, aus dem Schaume petillierender Ideen hervor, um in Nichts zu verfließen, wenn der kindliche Sinn ein Paar Augenblicke dabei umher gesprungen sey, und gläubig darnach gehascht habe. Doch, so ist nun der Mensch! Was die Welt das Wirkliche nennt, das dünkt ihm Schein; was sie eitel Träumerei schilt, weil es nur im Gemüthe wohnt, das hat ihm die unzweideutigste Realität, das ist ihm ein Gewisses, worauf er getrost leben und sterben will. Es verbindet die Lieblichkeit eines Morgentraums mit der Kraft und

*) Kästner.

Fülle des besonnensten Lebens. Es gesellet zu der Grazie der Dichtkunst den Ernst der Wahrheit. Es ist Poesie und Prosa zugleich; denn die Prosa ist hier von der Poesie verschlungen, und diese Poesie faßt, nach Herder, alle menschliche Weisheit sich. Sie verwandelt die Welt in einen Tempel, das Menschenherz in das Allerheiligste, und das Leben in eine Weihestunde der Andacht.

„Ist es aber nicht doch wenigstens ein exaltierter Zustand, der schon eben darum wieder vorüber gehen muß, so wie er kam?“ — Desto schlimmer für dich, schlaffes Zeitalter, wenn Alles, was nicht wie breite Gemeinheit aussieht, dir wie Unnatur und Überspannung erscheint! Du sprichst damit die Ursache aus, warum dir nicht zu helfen ist; „eben in diesem Übergewichte des Sinnlichen über die Vernunft besteht der Verfall der Menschheit *).“ Die Idee ist das Element des freien Geistes. „Jeder individuelle Mensch, sagt Schiller, trägt der Anlage und Bestimmung nach einen rein idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechselungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseyns ist.“ Was sich aber als unläugbare Tendenz unsers Wesens ergibt, kann nicht unmöglich seyn. Bleibt es auch, als Ideal, stets unerreichbar in sich selbst **), — es muß doch mit Erfolge darnach gestrebt werden können. Dieses Streben ist dann nicht Thorheit; denn unsere Natur wurde darauf berechnet. Es ist nicht das fruchtlose Berganwälzen einer ewig wieder herab rollenden Felsmasse; denn wir kommen weiter, so wie wir weiter dringen, und der Unsterbliche weiß von keinem non plus ultra. Es ist nicht Schwärmerei, weder ein zudringliches Schwarmmachen im Sinne Lessing's, noch ein unruhiges Immerweiterschweifen nach Göthe's Ausdruck; es ist ein sanftes Emporklimmen zum Urbilde des Schönen, es ist das stille Knospentreiben eines vollsaftigen, im Drange sich herrlich auszubreiten begriffenen Baumes. Eben so kann endlich keine traurige Einförmigkeit in der Menschenwelt, wie du vielleicht fürchtest, daraus entspringen; der idealische Mensch wird nicht in eine Form gegossen; frei gestalten sich die Schöpfungen des Geistes; keine ist wie die andre, aber jede ist, was sie seyn soll.

(Der Beschluß folgt.)

*) Jerusalem.

**) „Es ist dem Menschen zwar aufgegeben, eine innige Übereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen zu stiften, immer ein harmonierendes Ganzes zu seyn, und mit seiner vollstimmigen, ganzen Menschheit zu handeln. Aber diese Charakterschönheit, die reife Frucht seiner Humanität, ist bloß eine Idee, welcher gemäß zu werden, er mit anhaltender Wirksamkeit streben, aber die er bei aller Anstrengung nie ganz erreichen kann.“

Schiller.

Die Begleiter des Haifisches.

Reisende haben schon längst versichert, daß der Haifisch einen kleinern Fisch zum

Dienstbothen habe, der vor ihm herschwimme, ihm die fischreichsten Gegenden des Meeres anzeige, ihm Raub aufsuche, und daß der Haifisch, seiner Gefräßigkeit ungeachtet, mit diesem Gefährten in vollkommener Eintracht lebe. Die Naturkündiger waren gegen diese Erzählungen der Reisenden mißtrauisch. Aber der Professor Geoffroy zu Paris hat dieselben nach seiner Zurückkunft aus Ägypten durch Mittheilung eigener Erfahrungen bestätiget *).

Die Fregatte, auf welcher G. war, befand sich zwischen dem Cap Bon und der Insel Malta. Das Meer war ruhig; die Reisenden waren der langen Windstille müde, als ein Haifisch, der gegen das Schiff schwamm, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Vor ihm her schwammen seine Piloten auf das Hintertheil des Schiffes los, untersuchten es zwei Mahl von Einer Seite bis zur andern, und nahmen dann wieder ihren vorigen Weg. Der Haifisch folgte ihnen immer so genau, als würde er von ihnen fortgezogen.

Ein Matrose befestigte an einen großen Angelhaken ein Stück Speck, und warf ihn, als die Fische schon 60 bis 70 Fuß von dem Schiffe entfernt waren, gegen sie, so weit er konnte, in das Meer. Die Fische machten auf das Geräusch Halt. Die beiden Piloten schwammen zum Hintertheile des Schiffes zurück; der Haifisch aber blieb, wo er war, und spielte dort auf mancherlei Art, tauchte unter, legte

*) Voigt's Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde, 4. B. S. 379. ff.

sich auf den Rücken u. s. w. So wie die beiden Piloten den Speck erblickt hatten, kehrten sie viel schneller, als sie gekommen waren, zu dem Haifische zurück. Als sie ihn erreicht hatten, setzte sich dieser wieder in Bewegung. Von den Piloten schwamm ihm einer zur rechten, der andere zur linken Seite, und beide bemühten sich, ihm vorzukommen. Kaum war ihnen dieses gelungen, als sie wieder zum Hintertheile des Schiffes umlenkten, der Haifisch ihnen folgte und endlich den Speck gewahr ward. Er sprang, um ihn zu erhaschen, und riß ein Stück davon ab. Beim zweiten Sprunge aber nach dem übrigen Specke drang ihm der Angelhaken in die Lippe, und er ward an Bord gezogen.

Während G. den Haifisch anatomierte, verließen die beiden Piloten die Gegend des Schiffes nicht, und man konnte mit leichter Mühe einen fangen, welchen G. für einen Gasterosteus ductor der Naturkündiger, den Piloten oder Fanfre der Seeleute, erkannte.

Zahlen-Charade.

1 ist der Mensch Loos, so hör' ich oftmahls klagen.
Doch hast du 2, gewiß wirst du es leichter tragen.
Und wenn vor deinem 2 auch nicht die 1, 2 weicht;
Ist 1, 2 nicht auch süß? Macht sie das Herz nicht leicht?

Auflösung des Logogriphen im 7. Stücke: Schweiß, weiß, Eis (der falsche Fuß ist der letzte Buchstab), iß. Der Charade im 8. Stücke: Wiegenlied. Der Zahlen-Charade im 8. Stücke: Aberglauben.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
11. Stück.

Sonnabends, am 12. März, 1808.

Über Ideale, und ihre Bedeutung für den Genuß des Lebens.

(Beschluß.)

Fassen wir jetzt unser Resultat zusammen, meine Hochgeehrtesten.

Unrecht verstanden und unrecht angewandt, ist der Hang zum Idealen verderblich; vielleicht hat Niemand dieß anschaulicher dargestellt, als Göthe in seinem so oft gemißdeuteten Werther.

Nicht aber in der Natur eines idealen Seyns liegt dieses Ende; den Menschen entzweiete sonst der furchtbarste Widerspruch mit sich selbst; — ein Leben, durch die Idee geleitet und geadelt, ist vielmehr erst ein echtes Menschenleben, und der höchste, reinste, unabhängigste, dauerhafteste Genuß, der das Gemüth beseligen kann, blühet nur da.

Wem Ideale den Kopf verrücken und den Sinn verkehren, der hat vom höchsten Schönen entweder nie eine Ahnung gehabt, oder diese Sonne ist auch verdunkelt durch die Nebelgebilde der Leidenschaft.

Es hat demnach mit dem Schreien gegen Ideale ganz dieselbe Bewandtniß, wie mit dem Schreien gegen Aufklärung. Beides können Solche nur verantwortlich finden, die den Menschen gern zu einem bloß verständigen Thiere herabwürdigen möchten, und die in ihrer engbrüstigen Selbstgenügsamkeit nichts Besseres ahnen, als — das Eigene. Wer es ahnt, beklagt sie. Seine Traurigkeit ist süßer, als ihre Freude; sein Entbehren köstlicher, als ihr Überfluß, und seine Thorheit weiser, als ihre Weisheit.

Es gibt ein Frohseyn aus Temperament; und gewöhnlich beneidet man als besondere Günstlinge des Schicksals, die dasselbe besitzen. Dessen aber zu geschweigen, daß ein solches doch auch gar nichts, als Spiel des Zufalls, blinder Instinkt, meist auf ein sinnliches Genießen beschränkt, wahrlich nicht für alle Lebenslagen ausreichend, und in einzelnen Fällen so gar gefährlich ist; so ist es in der Art, wie es sich im Leben zu äußern pflegt, und als bloßes Naturgeschenk unläugbar unter der Würde des Menschen. Er soll sich selbst seine Seligkeit schaffen. Ist er von Hause aus ein fröhliches Wesen, dann soll er auf diesen wilden Stamm das edle Reis des besonnenen und höheren Genusses pfropfen. Ist er ursprünglich ernst, tief und finster; er soll das düstre Gewand seines Geistes in das Morgen-

roth leuchtender Ideen tauchen und die innere Nacht aufhellen durch die Sternbilder des Glaubens und der Liebe. Pörschke sagt, und wie wahr ist dieß! „Die echte Zufriedenheit besteht nicht in der täglich mit Unrecht gepriesenen, bloß von der Natur geschenkten Gleichmüthigkeit, eigentlich in der leidenden Gemüthsruhe, welche keine Sorgen tief eindringen läßt, und — der Ruhe wegen ein mühevolles Fortschreiten zu einer geschmackvolleren Welt nicht liebet; sondern, sie ist die durch Herrscherthätigkeit erworbene Seelenstärke, wodurch wir die Welt, wie sie vor uns lieget, ungeachtet ihrer Mängel und Plagen für Andere, zu unsern moralischen Zwecken brauchen können, damit sie unserem Willen ganz unterthan werde. Auf diese Art wird jede unserer Welten für uns die beste; wir wünschen nichts hinweg, nichts hinzu, — wir schaffen sie um.“ Und ist es nicht dieß, eben dieß, was man allein idealisches Leben, neue Geburt, Rückkehr in die Unschuldswelt der seligen Kindheit nennen kann? Ist es nicht dieß allein, was am Leben Interesse, diese einzige Bedingung alles Genusses zu erwecken vermag? Wahrlich, wenn es nichts, als das rohe Erzeugniß der Natur seyn, wenn es nur als eine nach mechanischen Gesetzen bestimmte Folge unwillkürlicher Veränderungen sich darstellen, wenn es nicht Product der Kunst werden, und durch den frei schaffenden Geist eine Gestalt gewinnen soll, die über alles Formenwesen der Außenwelt und über alle bloß sinnliche Cultur unendlich erhaben ist, — wer möchte das Leben dann auch nur des Wunsches noch werth halten, wer diesen Stand der Erniedrigung aus Geschmack daran auch nur um eine Stunde noch fortsetzen?

Möge die Zukunft unser Leben vollenden, meine Freunde! Möge die Welt sich erneuern, wie die Zeit! Möge am Strahle der Humanität, für deren Beförderung wir uns vereinigt haben, möge an der Gluth eines heiligen Sinnes für echte Deutschheit, die das Vaterland jetzt allein retten kann, die Blüthe des Schönen in uns sich immer herrlicher entfalten, und auch unser Bund sich immer mehr nähern der Idee, die ihn geknüpft hat!

Deinen Segen auf diesen Abend, freundliche Gottheit; und den Thau deiner Liebe in unsere Herzen!

„Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen *),
Der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.
Wenn dann es euerm Herzen eng' und schwüle
Am Mitag wird, so werft ihn in die Luft;
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft.
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.“

*) Göthe.

Mein Phylax,
oder
Beitrag zur Psychologie der Thiere.

Vor ungefähr sechs Jahren saß ich vor meiner Thür. Ein schmutzig weißer Mops mit einem schönen schwarzen Stern auf der Stirn schlich vor mir vorbei und in das Haus. Auf Ein Mahl hörte ich, daß mein Mädchen schalt. Als ich nach der Ursache ihres Scheltens fragen will, sehe ich, daß sie im Begriffe ist, nach dem Hunde zu schlagen. Halt! rufe ich. Warum willst du diesen Hund schlagen? Ach, war die Antwort, dieser Teufel liegt mir hier in der Küche immer vor den Füßen. Ich sehe den Hund. Ein wahres Jammerbild! Seine Lefzen hingen lang herab. Sein Auge, der Spiegel der Ehrlichkeit und Bescheidenheit, bath um Erbarmen. Sein Schritt war langsam und schwankend. Er bellte nicht, sondern schien ganz ruhig abzuwarten, was ich thun würde.

Weil ich glaubte, daß er seinen Herrn verloren hätte, so wollte auch ich ihn fortjagen. Allein als ich nach ihm stoßen wollte, trat er vor mich hin, und sah mich mit stillen und um Mitleid bittenden Blicken an. Diese stumme Geduld rührte mich. Er hungert vielleicht, dachte ich. Ich ließ mir ein Stückchen Brot geben und warf es ihm hin. Er verschluckte es ganz. Ich gab ihm mehr. Und nun wurde ich gewahr, daß er nicht allein vor Hunger, sondern auch vor Mattigkeit die Stücke Brot fast ganz hinunter schluckte. Er hatte nicht so viel Kraft, das Brot zu käuen. Das Herunterhängen der obern Lefzen, das Schwankende und Zitternde in seinem Tritte kam von seiner Kraftlosigkeit. Vor Schwäche konnte er die Lefzen nicht heben.

As er gefressen hatte, wollte ich ihn forttreiben. Allein er legte sich hin, sah mich bittend an, schwankte auf mich zu und legte sich an meinen Fuß.

Du hast keinen Herrn mehr, armes Thier, sprach ich. Ich will dein Herr seyn. Von Stund' an blieb der Hund in meinem Hause. Ich bekümmerte mich aber weiter nicht viel um ihn, weil ich überhaupt kein großer Hundefreund bin. Indessen wenn ich nach ihm fragte, so hieß es: Er frißt, fordert aber nichts, und bellt auch nicht. Nach drei Tagen saß ich ganz allein in der Stube. Auf Ein Mahl schlägt mein Hund, der sich nun wohl wieder erhohlt hatte, so laut an, daß ich zusammenfuhr. Er meldete einen Bettler an. Von der Zeit an nannte ich ihn wegen seiner Wachsamkeit Phylax.

Von seiner Treue will ich nichts sagen. Er hatte sie mit den meisten Hunden gemein; wiewohl er besonders für mich besorgt war; sey es, weil ich ihn gegen die Hiebe des Mädchens gesichert, oder, ihm zuerst etwas Brot dargereicht hatte. Wenn Jemand, den er noch nicht kannte, mit mir sprach, so hielt er sich in meiner Nähe auf und beobachtete stets den Fremden. Legte dieser mir etwa die Hand auf die Schulter, sogleich gab mein Phylax seine Besorglichkeit und seinen Unwillen durch Bellen zu erkennen.

Ich streichelte ihn nicht, gab ihm nichts zu fressen, und doch hielt er sich mehr zu mir, als zu jedem Anderen in meinem Hause. Das Mädchen fütterte ihn in der Regel, und meine damahligen Kostgänger spielten gern

mit ihm. Und doch ging er selten mit dem Mädchen aus, und mit meinen Zöglingen nie. So bald er aber sah, daß ich nach dem Huthe oder Stocke griff, so war er auch sogleich vor der Thür, sprang fröhlich umher und voran, und freute sich, daß er mich begleiten durfte. Auf meinen Spaziergängen war er immer an zwanzig Schritte voraus, sah sich immer nach mir um, lief mir zuweilen voll Freude entgegen, und dann in vollem Laufe wieder eine Strecke gerade aus. Plötzlich machte er Halt, und wartete mit wedelndem Schwanze, bis ich ihm wieder näher kam. Setzte ich mich irgend wo nieder, so rannte er schnell auf mich zu, und legte sich zwei bis drei Schritte weit mir gegen über. Alles, was er that, schien er zu thun, mir zu gefallen, mir Freude zu machen und mich zu beschützen.

Diese große Anhänglichkeit, die er gegen mich an den Tag legte, ging, wie ich glaube, aus seiner Dankbarkeit hervor. Ich hatte ihn vom Hungertode gerettet. Das konnte er nicht vergessen. Daher schien er nur für mich leben zu wollen.

Dieser dankbare Hund gab mir oft auf meinen Spazierwegen Gelegenheit, Parallelen zwischen ihm und Menschen zu ziehen, denen ich wirklich wohlgethan hatte. Ein Thier, das mit wenig Brot gesättigt wird, sucht mir auf seine Art alles ersinnliche Vergnügen zu machen, und weiß nicht, wie es seine dankbaren Empfindungen genug ausdrücken soll. Und der Mensch, — doch ich will hier nicht moralisieren.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdote.

Ein schlechter Mahler, der nie ein erträgliches Bild gemacht hatte, veränderte seinen Wohnort und widmete sich der medicinischen Praxis. Nachher begegnete ihm einer seiner Bekannten und fragte ihn: warum er denn umgesattelt habe? Die Antwort war: Wenn ich jetzt schlechte Arbeit mache, so bedeckt sie die Erde.

Charade.

Des Weibes schönster Schmuck, der süße Quell des Lebens,
Der uns zuerst im Erdenthale floß,
Ein Schmuck, von alter frommer Sitte keusch
Verhüllt, dem seinen Schleier jetzt
Frivole Mode raubt, und ihn
In nackter Griechheit profaniert —
Du schaust ihn unverhüllt an jeder Modefrau,
Mein erstes Sylbenpaar stellt ihn dir auch zur Schau.
Die letzte Sylbe nennt ein Kleinod, welches du,
Hast du nur Kopf und Herz, im Leben ein Mahl fandest,
Und das dir, ist es echt, niemahls verloren geht.
Im Ganzen zeiget sich des Kleinods höchster Werth,
Es ist der Mann, der unser Innres schauet,
Und dem man wiederum das Innerste vertrauet.

G—k.

Auflösung der Charade im 9. Stücke: Eulenspiegel. Der Zahlen-Charade im 10. Stücke: Wehmuth.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
12. Stück.

Sonnabends, am 19. März, 1808.

Mein Phylax,
oder
Beitrag zur Psychologie der Thiere.
(Beschluß.)

Eine vollständige Hunde-Biographie, zu welcher es mir nicht an interessanten Materialien und merkwürdigen Beispielen fehlt, will ich hier nicht liefern. Nur einige Züge von Klugheit, Überlegung und Gefühl für Recht und Unrecht will ich von den vielen Beobachtungen, die auf eine Vernunft-Ähnlichkeit (Analogon rationis) hindeuten, ausheben und denkenden Lesern zum weitern Nachdenken zum Besten geben.

Wenn ich spazieren ging, lief, wie gesagt, mein Phylax stets voraus, und blieb gewöhnlich in den Hauptwegen. Anfangs folgte ich ihm, als meinem Wegweiser, nach. Einstmahls aber führte ich den Vorläufer absichtlich an, und ging einen Nebenweg, der nach einer andern Richtung hinführte. Als er sich betrogen sah, kam er, wie natürlich, querfeld auf mich zu. Seit der Zeit aber blieb er jedes Mahl da, wo ein oder mehrere Fußsteige von dem Hauptpfade abgingen, stehen, und wartete, welchen Weg ich einschlug.

Meinen Kostgängern gab ich zuweilen, wenn sie zu heftig die Treppe hinauf liefen, Verweise. Phylax hörte den Verweis. So bald als nun Einer zu laut die Treppe hinauf lief, bellte der Hund so lange, bis der Läufer hinauf war. Doch bellte er niemahls, wenn ich etwa in der Eile etwas hohlen wollte, und in der Geschwindigkeit zu hart auf die Treppe trat.

Phylax mochte gern weich liegen. So oft Niemand im Zimmer war, legte er sich sogleich auf das Kanapee. Meine Frau peitschte ihn einmahl deßhalb aus. Seit der Zeit wurde er vorsichtiger und pfiffiger. Zwar ließ er keine Gelegenheit, auf dem Kanapee liegen zu können, vorbei gehen. Allein so bald er Jemanden an die Thür kommen hörte, so sprang er geschwinde von seinem weichen Lager herunter, stand aber gewöhnlich ganz verlegen mit eingezogenem Schwanze vor dem Sofa, blickte, wenn ich oder meine Frau ihn in seiner Ruhe gestört hatte, — denn die Andern im Hause achtete er nicht, — mit halbem, schamvollen Auge in die Höhe, erwartete ruhig seinen Verweis, und schien sagen zu wollen: Strafe mich! Ich habe das Glück, auf weichen Polstern zu ruhen, nicht lange genossen.

Wurde er aber im Schlafe überrumpelt, so ließ er sich ruhig schlagen, bellte

nicht, legte sich zuweilen auf den Rücken, und schien um Gnade zu bitten. Er fühlte, daß er Unrecht gethan und gegen ein Verboth gesündiget hatte. Dagegen wurde er unbändig, und selbst gegen mich fast wüthend, wenn ihm nach seiner Meinung Unrecht geschah. Zum Beispiel! Im Winter legte er sich gern unter den Ofen. Wollte ich ihn hervor und hinaus jagen, so ging er nie gutwillig hinaus, sondern jederzeit bellte er gegen mich an und wurde heftig böse. Nach seiner Philosophie lag er ja unter dem Ofen, wohin Hunde gehören. Warum gönnst du mir, dachte er, den harten Stein unter dem Ofen nicht? Du hast ja dein Kanapee! Am heftigsten wurde er, wenn Fremde zu mir kamen und ich ihn aus der Thür wies. Dieß Fortjagen hielt er für das größte Unrecht. Denke ich mich in seine Hunde-Seele hinein, so mochten sich etwa folgende Vorstellungen in ihm durchkreuzen: Diesen Fremden kennst du nicht. Vielleicht ist ihm nicht einmahl zu trauen. Und jetzt, da deine Gegenwart und Hülfe so nöthig ist, stößt er dich von sich. Ist das Recht? — Wollte ich die Zeit nicht mit Schelten und Jagen zubringen, so mußte ich ihm erlauben, mir gegen über zu sitzen, so oft mein Barbier mir das Messer an die Kehle setzte.

Kann man aus diesen wenigen Beispielen und Beobachtungen, die gewiß nicht zu dem Systeme der Instincte passen, auf eine Vernunft-Ähnlichkeit in Hunden schließen? Psychologen mögen diese Fragen beantworten!

Zum Schlusse nur noch eine rührende Scene aus den letzten Lebenstagen meines Phylax.

Der arme Hund wurde jämmerlich von der Schabe geplagt. Tag und Nacht hatte er keine Ruhe. Beständig zerkratzte und zerbiß er sich. Sein Leiden wußte ich nicht anders zu enden, als durch einen plötzlichen Tod. Ich mochte und konnte ihn aber nicht tödten. Einer meiner Zöglinge entschließt sich, ihn ohne mein Wissen zu erschießen. Einst lockt er den Hund mit sich, setzt ihn mit in's Both, läßt sich ungefähr um 2 Uhr Nachmittags über den Ratzeburgischen See nach der Bäck übersetzen, und will ihn dann todt schießen.

Auf dem See wird ihm gerathen, den Hund in's Wasser zu werfen. Mein armer Phylax wird also gleich über Bort geworfen und mit den Rudern auf den Kopf geschlagen, daß er untersinken soll. Allein das treue Thier, das gegen meinen Willen so jämmerlich gemißhandelt wird und sterben soll, ersäuft nicht, sondern schwimmt wahrscheinlich mehrere Stunden auf dem See herum, bis es ihm endlich glückt, das Ufer zu erreichen und wieder nach meinem Hause zu laufen.

Von dem ganzen Mordanschlage weiß ich nichts. Ich war mit meiner Frau ausgegangen. Um 6 Uhr ungefähr kamen wir wieder nach Hause. Kurz vor unserer Ankunft war auch Phylax angelangt. Noch ganz naß und keuchend, — er hatte wahrscheinlich viel Wasser verschluckt, — springt er doch freudig auf uns zu, an mir besonders zu wiederhohlten Mahlen in die Höhe, und kann seine Freude durch Springen, Wedeln, Bellen, Lecken nicht genug an den Tag legen. Hätte er sprechen können, so würde er etwa so sich ausgedrückt haben: Ach,

eines jämmerlichen Todes sollte ich sterben! Nicht Du, nein, Unmenschen haben mich gequält. Aber allen Gefahren bin ich glücklich entronnen. Freue dich, ich bin dir wieder gegeben.

Dieser Auftritt, den ich mir erst gar nicht erklären konnte, frappierte mich sehr. Nachher erfuhr ich den Zusammenhang.

Der Hund dauerte mich sehr, und ich beschloß, ihn, seines übeln Geruchs und seiner Schabe ungeachtet, zu Tode zu füttern. Allein ich habe mein Wort nicht halten können. Phylax war sich selbst und Andern zur Last. Wider mein Wissen und Willen hat er seinen Tod im Wasser finden müssen. Denn mit einem Backsteine am Halse ist er heimlich in den Ratzeburgischen See versenkt worden, wo es nicht am tiefsten ist.

Ach! nun ewiger Schlaf decket den armen Hund!
Wird holdselige Scham, und der Gerechtigkeit
Schwester, lautere Treu', nackende Ehrlichkeit
Finden Einen je ähnlich ihm?

Rußwurm.

Johannes Secundus und Klopstock.

In dem Göttingischen Musen-Almanache für das Jahr 1770, Seite 78, steht folgendes Gedicht von Klopstock, bloß mit K. bezeichnet, das der Dichter nicht in die Sammlung seiner Werke aufgenommen hat *).

*) Siehe auch die unberufene Sammlung: F. G. Klopstock's kleine poetische und prosaische Werke. Frankfurt und Leipzig. 1771. 8. S. 119.

An Elise'n.
1753.

Elise, küsse, küsse mich nicht so oft!
Lisple nicht immer schmeichelnde Freundlichkeit;
Auch lehne dich nicht stets so sterbend,
Nicht so geschlungen, an meine Schulter!

Die reinste Wohllust hat ein beschränktes Maß:
Dem, was vergnügend heitere Sinne rührt,
Dem folgt, ach! in zu nahen Gränzen,
Trauriger Ekel mit schnellem Schritte.

Wünsch' ich, geküsset, neun Mahl geküßt zu seyn,
Entzieh' mir sieben, küsse mich zwei Mahl nur,
Und beide Mahl nicht stark, nicht feurig,
So wie die Schwester den Bruder küsset,

Oder die Tochter spielend den Vater küßt,
Eh' noch ihr Busen süßere Freude bebt.
Dann flieh', du Lose, fliehe von mir!
Eile mit fliegendem Fuße von mir!

Fliehe der fernsten Kammer bedächtlich zu,
Oder verbirg dich tief in dem dicksten Wald;
Dir werd' ich in die ferne Kammer,
Dir in die waldigen Schatten folgen!

Als Überwinder, welcher den Raub erhascht,
Werf' ich den Arm dann männlich um deinen Hals.
So raubt die unbewehrte Taube
Stärker der Adler im hohen Fluge.

Du reichst besieget flehende Hände dann,
Dann schlängelst du dich zitternd um meinen Hals,
Dann wirst du mich, mich, kleine Närrinn!
Sieben Mahl küssend versöhnen wollen.

Doch, du betriegst dich. Rächend bestraf' ich dich.
O süße Rache! Sieben Mahl sieben Mahl
Werd' ich die vollen Lippen küssen,
Ehe die Strafe die Schuld vertilget.

Wie? Diese Strafe, Mädchen, gefällt dir nicht?
Du willst entfliehen? Aber mein stärkrer Arm,
Gleich einer Kette dich umschlingend,
Hindert es, Flücht'ge, dich los zu wickeln;

Bis du, wann alle Küsse bezahlet sind,
Bei deinen Reitzen feierlich schwören wirst,
Daß du bei ähnlichen Verbrechen
Ähnliche Strafen erdulden wollest.

Dieß Gedicht ist, was Klopstock nicht angibt, und was man auch nicht gleich errathen dürfte, eine treue und höchst glückliche Nachbildung eines Stückes von Johannes Secundus. Wir theilen das Original *) unsern Lesern zur Vergleichung mit.

Basium IX.

Non semper udum da mihi basium,
Nec iuncta blandis sibila risibus,
Nec semper in meum recumbe
Implicitum moribunda collum.

Mensura rebus est sua dulcibus,
Ut quodque mentes suavius afficit,
Fastidium sic triste secum
Limite proximiore ducit.

Quum te rogabo ter tria basia,
Tu deme septem, nec nisi da duo,
Utrumque nec longum nec udum:
Qualia teligero Diana

*) S. Joannis Secundi Opera. Parisiis, (eigentlich Altenburgi,) 1748. S. 107.

Dat casta fratri, qualia dat patri
Experta nullos nata Cupidines;
Mox e meis lasciva ocellis
Curre procul natitante planta;

Et te remotis in penetralibus,
Et te latebris abdito in intimis,
Sequar latebras usque in imas
In penetrale sequar repostum:

Praedamque victor fervidus in meam
Utrinque heriles iniiciens manus,
Raptabo, ut imbellem columbam
Unguibus accipiter recurvis:

Tu deprecantes victa dabis manus,
Haerensque totis pendula brachiis,
Placare me septem iocosis
Basiolis cupies inepta.

Errabis: illud crimen et eluam,
Septena iungam basia septies,
Atque hoc catenatis lacertis
Impediam fugitiva collum;

Dum, persolutis omnibus osculis,
Iurabis omnes per Veneres tuas,
Te saepius poenas easdem
Crimine velle pari subire!

R.

Charade.

Das Erste nicht warm ist und auch nicht kalt;
Das Zweite findet der Müde bald;
Das Ganze, zwar vormahls ein Böhmisch Land,
Ist fleißigen Kindlein doch wohl bekannt.

Dráseke.

Auflösung der Charade im 11. Stücke: Busenfreund.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
13. Stück.

Sonnabends, am 26. März, 1808.

Der Wächter in der Mitternacht.

Nach dem Allemannischen *).

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke hat zwölf geschlagen.

Wie still ist Alles! Wie verborgen ist,
Was Leben heißt, im Schooß der Mitternacht
Auf Straß' und Feld! Es tönt kein Menschentritt;
Es fährt kein Wagen aus der Ferne her;
Kein Angel knarret, und kein Athem schnaubt,
Und nicht einmahl die Unke ruft im Bach.
's liegt Alles hinter'm Umhang jetzt und schläft,
Und ob mit leichtem Fuß und stillem Tritt
Ein Geist vorüber wandelt, weiß ich nicht.

Doch was ich sag'! Rauscht nicht der Teich? Er schießt
Den Gang hinab am müden Mühlenrad,
Und drüben schleicht der Iltis unter'm Dach
Den Balken hin, und schau', da oben zieht
Vom Kirchthurm her die Eul' im stillen Flug
Hin durch die Nacht, und hängt nicht im Gewölk
Die große Nacht-Laterne dort, der Mond?
Still hängt sie, und die Sterne flimmern dort,
Wie wenn man in der dunkeln Regennacht,
Vom weiten Gang ermattet, auf dem Weg
Zur Heimath kommt, noch keine Dächer sieht,
Und nur erst da und dort ein freundlich Licht!

Wie wird's auf Ein Mahl doch so seltsam mir!
Wie wird's mir doch so weich um Brust und Herz?
Als möcht' ich weinen, und weiß nicht, warum?
Als hätt' ich's Heimweh, und weiß nicht, wonach?

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke hat zwölf geschlagen.
Und ist's auch schwarz und finster da,
Es scheinen froh die Sternlein ja,
Und aus der Heimath kommt der Schein;
's muß lieblich in der Heimath seyn!

Was will ich? Will ich über'n Kirchhof gehn
In's Unterdorf? Mir ist's, die Thür sey auf,
Als wenn die Todten in der Mitternacht
Aus ihren Gräbern gingen, und im Dorf
Ein wenig schauten, ob noch Alles ist,
Wie sonst. Ist Keiner doch bis jetzo mir
Begegnet, daß ich weiß. Denk' wohl, ich thu's.

*) S. Hebel's Allemannische Gedichte. 3. Aufl. Carlsruhe. 1806. S. 170.

Und ruf' den Todten. — Nein, das thu' ich nicht!
Still will ich auf den stillen Gräbern gehn!
Sie haben ja im Thurm die Uhr, und ist
Denn auch schon ihre Mitternacht vorbei?
's kann seyn, es fällt noch dunkler alleweil',
Und schwärzer auf sie her, — die Nacht ist lang;
's kann seyn, es zuckt ein Streif vom Morgenroth
Schon an den Bergen auf, — ich weiß es nicht.

Wie ist's so heimlich da? Sie schlafen wohl. —
Gönn's ihnen Gott! — Ein Bißchen schauerig,
Das läugn' ich nicht; doch ist nicht Alles todt.
Ich hör' die Unruh' in der Kirch'; es ist
Der Puls der Zeit in ihrem tiefen Schlaf;
Und Mitternacht haucht von den Bergen her.
Ihr Athem wandelt über Wiesen, spielt
Mit jenem Büschel Stroh am grünen Ast,
Pfeift durch das Gitter her am Gartenhag.
Feucht haucht sie an die Kirchenmau'r und kalt,
Die langen Fenster klirren, und es schwankt
Das morsche Kreuz. Und schau, dort lüftet sie
Ein offnes Grab! — Du guter alter Franz,
Dein Bett ist in der Tiefe schon gemacht,
Und's Deckbett wartet auf dich neben d'ran:
Die Lichter aus der Heimath scheinen d'rein.

He nun, es geht uns Allen so. Der Schlaf
Zwingt Jeden auf den Weg, d'rauf er
Zur Heimath über kommt. Doch wer einmahl
Sein Bett im Kirchhof hat, Gottlob, er hat
Zum letzten Mahl hienieden übernacht't;
Und wann es taget, und wir wachen auf,
Und kommen 'raus, so ist es nicht mehr weit,
Ein Stündchen etwa, oder nicht einmahl. —

Sieh! stolpr' ich nicht die Stufe da herab,
Und bin so nüchtern blieben diese Nacht!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke hat zwölf geschlagen.
Die Sternlein scheinen noch so froh,
Und aus der Heimath schimmert's so,
Und 's ist noch eine kleine Zeit,
Vom Kirchhof hat man nicht mehr weit.

Wo war ich denn? Wo bin ich jetzo wohl?
Die Stufe auf, die Stufe wieder ab,
Und weiter nicht? Nein, wahrlich, weiter nicht!
Ist 's ganze Dörfchen nicht um Mitternacht
Ein stiller Kirchhof? Schläft nicht Alles da,
Wie dort, vom langen müden Wachen aus,
Von Freud' und Leid, und liegt in Gottes Hand,
Da unter'm Strohdach, dort im kühlen Grund,
Und warten, bis es taget um sie her?

Ha, 's wird doch einst! Wenn noch so lang und schwarz
Die Nacht vom Himmel niederhängt,
Verschlafen ist der Tag deßwegen nicht,
Und bis ich wieder komm' und kaum einmahl,
Gibt mir der Hahn schon Antwort, wenn ich ruf',
Weht mir die Morgenluft schon in's Gesicht.
Der Tag erwacht im Tannenwald, er lüpft
Gemach den Umhang auf; das Morgenlicht,
Still rieselt's in die Nacht, und endlich wogt's
In goldnen Strömen über Berg und Thal;
Es zuckt und weckt an allen Orten; 's geht
Ein Laden da, dort eine Hausthür auf,
Das Leben wandelt frei und froh heraus.

Du liebe Seel', was wird's ein Festtag seyn,
Wann mit der Zeit die letzte Nacht versinkt,
Wann alle goldnen Sterne groß und klein,
Und wann der Mond, die Sonn' und 's Morgenroth
In Himmelslicht verrinnen, und der Glanz
Hinab bis in die tiefen Gräber dringt,
Die Mutter ihren Kindern ruft: 's ist Tag!
Und Alles aus dem Schlaf erwacht, und da
Ein Laden aufgeht, dort 'ne schwere Thür!
Die Todten schauen aus, so jung und schön.
's ward mancher Schade gut in langer Nacht,
Und manche tiefe Wunde bis in's Herz
Ist heil. Sie schauen aus gesund und schön,
Und tauchen das Gesicht in Himmelsluft; sie stärkt
Bis tief in's Herz. — Du alter Narr, was weinst?

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke hat zwölf geschlagen.
Die Lichtlein brennen alle noch,
Der Tag will noch nicht kommen.
Doch
Im Himmel lebet Gott und wacht,
Er hört wohl, wann es Viere schlagt.

S.

Zu verkaufen.

Ich zeige dem geehrten Publico hiedurch an, daß meine herrliche Erfindung der politischen Patent-Kannen nunmehr auf's Höchste vervollkommnet ist, und daß eine ziemliche Menge derselben zum Verkaufe vorräthig habe. Bekanntlich sind diese Kannen das beste und wohlfeilste Surrogat aller unparteiischen und parteiischen Zeitungen; ja sie haben noch den großen Vorzug, daß man auf dem Boden derselben jede selbstbeliebige tröstliche oder untröstliche politische Begebenheit oder Nachricht, wie man sie gerade für seine Wünsche braucht, finden, auch, wenn man will, glauben kann. — Das Stück kostet 4 Schillinge, und kann natürlich viele Jahrgänge von Zeitungen aushalten, wenn man nicht etwa bei politischen Discussionen gar zu heftig damit wider die Gegner argumentiert und ihre Köpfe härter wären, wie meine Kannen, aber:

cyathis pugnare Thracum est.

Man kann die Wirkung dieser politischen Visionsmaschienen noch verstärken, wenn man ein Quartier Wein, oder noch besser, guten Rumm hinein gießt; doch geht es in theuern Zeiten auch mit Bier.

Abdera, den 17. März, 1808.

Spitzkopf,
des löblichen Gewerkes der politischen Kannengießer Altermeister.

Anekdote.

Der Herzog von Newcastle, als er erster Minister war, sagte einmahl im Gespräch zu dem berühmten Sterne, „daß Genies niemahls angestellt werden könnten, weil sie zu Geschäften unfähig wären.“ — Sie sind nicht unfähig dazu, erwiederte der geistvolle Sterne, sondern darüber erhaben; ein muthiges, edles Pferd kann eben so gut einen Packsattel tragen, als ein Esel, aber es ist zu gut zu solcher Büffelei.

Eine Sprachbemerkung.

Im Intelligenz-Blatte der Jenaischen Literatur-Zeitung lese ich, daß die Rechnenstunden irgendwo vermehret seyn. So schreiben Manche Zeichnenbuch, Zeichnenstunde. Man lernet ja, sagen sie, nicht zeichen, sondern zeichnen — nicht rechen, sondern rechnen. Gut. Aber wir lernen schreiben und singen, und haben doch keine Schreibenstunden und Singenstunden, sondern Schreibstunden, allenfalls Schreibestunden, und Sing- (oder Singe-) stunden. Wie werden also nach der Analogie unserer Sprache solche Zusammensetzungen gemacht? Man nimmt von dem Infinitiv die diesen bezeichnende Endung en, oder, wenn dadurch eine Härte entstehen würde, bloß n weg, und setzt dann das Substantiv hinzu. Rechnen ist so viel, als rechenen, nimmt man en davon, so bleibt rechen. Eben so ist es mit zeichnen für zeichenen. Es bleibt also von Rechts wegen bei dem hergebrachten Rechenstunde, Zeichenbuch, Rechentafel u. s. w.

Dietz.

Charade.

Die beiden ersten sinken duftend nieder,
Ein sanfter Arm umfängt die müde Welt;
Es schweigen allgemach des Haines Lieder;
Aus tausend Quellen trinkt das dürre Feld.
Nur Sphären-Melodieen hallen wieder,
Indeß den Busen süße Wehmuth schwellt;
Der Sehnsucht Eiland dämmert ihm, — das ferne!
Es ragt hervor im heil'gen Meer der Sterne.

Da winket dir aus traulich lieber Hütte
Die letzte heim, ein festlicher Genuß.
Du eilst in der Erwählten frohe Mitte,
Willkommen heißt ihr Blick dich und ihr Kuß;
Vorüber fließt die Zeit, nach schöner Sitte,
In der Gefühle wechselndem Erguß.
Der Liebe treue Genien umschweben,
Wo man sie ehrt, das friedenvolle Leben.

Doch wo dich je das Ganze selbst entzückt,
Da wurde dir das Leben neu geboren;
Da fühltest du der Erde dich entrückt;
Da war's, wo du, in Seligkeit verloren,
Den Himmel offen über dir erblickt, —
Du gingst verkläret ein zu seinen Thoren.
„O, löse mir des Räthsels neid'sche Binde;
Dieß Glück, wo ist's, ach! wo? daß ich es finde!"

Dräseke.

Auflösung der Charade im 12. Stücke: Lausitz. (Sie gehörte vormahls zur Krone Böhmen, und fiel durch den Sieg bei Prag, nebst Böhmen, an das Haus Östereich 1620. Vom Kaiser Ferdinand II. wurde sie aber schon 1623 an den Churfürsten Johann Georg von Sachsen verpfändet, zwölf Jahre darauf durch den Prager Frieden als ein Mannslehen, mit aller Landeshoheit überlassen, und im Westphälischen Frieden die Abtretung bestätigt. Dr.)

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
14. Stück.

Sonnabends, am 2. April, 1808.

Einige Nachrichten über Laura.

Die Lieder des unsterblichen Petrarca haben Laura's Nahmen auch unter den Deutschen beinahe nicht weniger Ruhm verschafft, als unter seinen und ihren Landsleuten. Eine Ehre, die der begeisterte Dichter selbst kaum ahnden mochte. Indessen sind die nähern Lebensumstände dieser merkwürdigen Frau bei uns bisher ziemlich unbekannt geblieben, und man darf deßhalb hoffen, daß nachstehender Aufsatz dem Leser nicht unwillkommen seyn werde. Er ist eine Übersetzung des Anhanges zu der in jeder Hinsicht classischen Lebensbeschreibung des Petrarca in Italienischer Sprache, womit Herr Fernow seine treffliche Ausgabe dieses Dichters bereichert hat. (Raccolta di autori classici italiani. Poeti. Tom. IV. Jena, presso Fromman. 1806.)

* * *

Laura ist bis zur Mitte des verflossenen Jahrhunderts ein Gegenstand fruchtloser und viel bestrittener Untersuchungen gewesen. Vaterland, Alter und Geschlechtsnahme derselben waren ein Räthsel für die Nation, die so sehr sich rühmt, den Dichter erzeugt zu haben, der in seinen Liedern nur von ihrer Schönheit redet.

Die Italienischen Schriftsteller des 14. Jahrhunderts widmeten wenige Seiten dem Petrarca, wenig Worte seiner Laura, und ihr Andenken verdunkelte sich dergestalt, daß in den zwei Jahrhunderten, da Italien in den allegorischen Wesen vertieft umherirrte, Viele so weit gingen, an ihrer Existenz zu zweifeln.

Zu Anfange des 16. Jahrhunderts stieg in den Italienern die Begierde auf, zu wissen, wer Laura sey; und Alessandro Vellutello machte, vor Herausgabe seiner Erklärung der Petrarkischen Liedersammlung, um das Jahr 1520 zwei Reisen nach Avignon zur Nachforschung über diesen Gegenstand, lediglich in der Absicht, um darüber in Italien bestimmte Aufklärungen zu verbreiten. Es gelang ihm jedoch nicht, die Wahrheit zu entdecken, denn da er in den Tauf-Verzeichnissen zu Cabrieres, einem in der Nachbarschaft von Avignon belegenen Flecken, eine Laura, Tochter des Heinrich Chiabau, Erbherrn jenes Fleckens, bemerkt fand, welche den 4 Julius 1314 geboren war, so hielt er diese für die Laura des Petrarca. Hierauf bauete er eine Lebensgeschichte, worin er erzählt, sie habe im ledigen Stande gelebt, und der

Dichter habe sich bei einem zufälligen Zusammentreffen in sie verliebt, da beide sich nach l'Isle verfügten, um der Feier des Charfreitags beizuwohnen. Diese bekannt gemachten Entdeckungen nahmen die Italiener blindlings an, obgleich die eigenhändige Bemerkung des Petrarca in seinem Codex des Virgil Viele noch im Zweifel erhielt. Nachmahls sah man aus einer brieflichen Antwort des Joseph Maria Suarez, Bischofs von Vaison, auf die Anfrage des Tomassini, Verfassers des Petrarcha redivivus, über diesen Gegenstand, daß nach einer alten Tradition der dortigen Gegend Laura zum Geschlechte der de Sade gehöre, und daß, da sie nach der Angabe ihres Liebhabers dort geboren ward:

Ove Sorga e Durenza in maggior vaso
Coniungon le lor chiare e torbide acque,

Wo Sorgue und Durance in's große Becken
Die klaren und die trüben Wellen strömen,

dieses nur auf Avignon und seine Umgebungen passen konnte. Auch sagt ein in Laura's Grabe gefundenes Sonett: In Avignon's Burg ward sie geboren und starb sie. Und auf einem alten Portraite der Laura, aus einer ziemlich frühen Zeit, welches von einem gewissen Richard di Sade dem Cardinal Barberini zum Geschenk überreicht ward, fand sich die Inschrift: Laura Sada Avenionensis Petrarchae musa celebris. Jedoch wußte man nichts Gewisses über sie, bis der Abbe de Sade, bei Sammlung der Urkunden für seine Memoires pour la vie de François Petrarque, nach Eröffnung seiner Familien-Archive, die Ehestiftung und das Testament der Laura und ihres Gemahles, nebst andern interessanten Nachrichten fand und

bekannt machte. Aus diesen erhellet unwiderleglich, daß Laura um das Jahr 1308 oder 1310 von Odibert und Ermessende di Noves erzeugt, und im Jahr 1325 mit Hugo di Paolo di Sade oder de Sade vermählt ward, welchem sie sechs tausend Tournois in vollwichtigem Silber als Brautschatz zubrachte, die nach dem Abbe de Sade, achtzig tausend Livres Tournois heutiger Währung betragen; daß sie zur Aussteuer zwei Kleider, ein grünes und ein scharlachfarbenes, den nöthigen Kopfputz und eine silberne Kette erhielt. Es verdient bemerkt zu werden, daß Laura in ihren Bildnissen immer in diese Farben gekleidet erscheint. In dem Familiengemählde des Hauses de Sade ist sie roth gekleidet, und in Grün sieht man sie in der Capelle di S. Maria Novella zu Florenz abgebildet. Petrarca selbst sagt, daß an dem Tage, da er sie zum ersten Mahle sah, sie in Grün gekleidet und daß ihr Gewand mit Veilchen bestreuet war.

Negli occhj ho pur le violette e'l verde,
Di ch'era nel principio di mia guerra
Amor armato — —
Canz. XV. St. 3.

Noch schwebt vor'm Auge mir das Veilchenblau und Grün,
Worin die Lieb' im Anfang meines Kriegs
Sich wappnete — —

Aus den Nachforschungen des de Sade über die schon vorlängst erloschene Familie di Noves ergibt sich, daß sie eine der vornehmsten im Comtat von Venaisin gewesen sey; daß Odibert Syndicus von Avignon war; daß Laura eine Schwester, mit Nahmen Margarethe, hatte, welche sich in ein Kloster zurück zog,

und einen Bruder, der Johannes hieß; daß die Familie der de Sade in Avigno von gleichem Ansehen war, und daß Hugo mit Laura eilf Söhne erzeugte, wovon der eine, Hugo, der Stammvater der noch jetzt unter diesem Nahmen existierenden Familie ward.

Das Glück, Mutter zu seyn, ward Lauren durch häusliches Leid vergället. Eine Tochter, Ogiera genannt, befleckte so öffentlich die Ehre ihres Hauses, daß man sie in ein Kloster sperren mußte. Sie selbst war gleichfalls als Gattinn nicht glücklich. Hugo, ihr Gemahl, voll Eifersucht und Argwohn, behandelte sie oft mit solcher Strenge, daß sie häufige Thränen vergoß. Petrarca beklagt sich oft über die Eifersucht, die ihm das Glück, die Geliebte zu sehen, entzog.

Laura genoß der ausgezeichnetesten Hochachtung, die ihrer Tugend gebührte, welche die goldenen Lieder ihres Liebhabers berühmt gemacht hatten. Da sich einmahl in Avignon eine hohe Person befand, (die Ausleger des Petrarca glauben, daß es König Robert von Neapel war, aber nach den von de Sade beigebrachten Beweisen war es Carl von Luxemburg, König von Böhmen,) vereinte sich, um ihm eine Ehre zu erweisen, eine auserlesene Anzahl von Damen. Carl, der eine so berühmte Matrone auf eine ausgezeichnete Art ehren wollte, zog sie aus den übrigen, an Alter und Glücksgütern über sie erhabenen Frauen hervor, und küßte mit liebevoller Huld ihr Augen und Stirn. Laura besaß die seltene Gabe, sich die Liebe Aller zu erwerben, und den Neid durch ihre erhabenen Tugenden zum Schweigen zu bringen. Einige legen ihr Geschicklichkeit in der Dichtkunst und im Gesange bei: an dem Ersten ist mit Grunde zu zweifeln, aber den zweiten Vorzug bezeugt der Dichter in seinem Trionfo della morte C. I., wo er sagt:

Chi udirà il parlar di saper pieno,
E'l canto pien d'angelico diletto?
Wer wird die Rede, voll von Weisheit, hören,
Und den Gesang, voll englischen Entzückens?

Nach einer drei und zwanzig jährigen Ehe ward auch Laura ein Opfer der furchtbaren Pest, welche Avignon im Jahr 1348 verheerte, und die man von Boccaccio in seiner Einleitung zum Decameron beschrieben findet. Sie hatte ihr Testament den 3. April 1348 gemacht, und nach vielen religiösen und frommen Anordnungen bestimmte sie, daß sie in der Franciscaner-Kirche zu Avignon begraben seyn wolle.

Der trauernde Petrarca befand sich in Verona bei den Herrn della Scala, als Laurens Tod erfolgte, und er bemerkte selbigen in einem Virgil, den er oft zu lesen pflegte, in einigen Lateinischen Zeilen, folgenden Inhalts: Laura, erhaben durch ihre Tugenden, und viel durch meine Gesänge gefeiert, erschien zuerst meinen Augen, in der Blüthe meines Alters, im Jahr 1327 den sechsten April in der Kirche der heiligen Clara zu Avignon, in der ersten Stunde des Tages. Und in derselbigen Stadt, im selbigen Monath, am selbigen sechsten Tage und in der nähmlichen ersten Stunde ward dieses Licht meinen Augen entzogen, während ich in Verona, ach! unwissend meines Schicksals, war.

Die furchtbare Bothschaft gelangte an mich in Parma, im selbigen Jahre, Morgens den 19. Mai, mit einem Briefe von meinem Ludovico. Dieser reinste und schönste Leib ward begraben in der Kirche der Franciscaner, am Abend des Todestages u. s. w.

Petrarca beweinte noch zehn Jahre lang den Tod seiner Laura; ihren Gemahl aber scheint er weniger betrübt zu haben, oder er wußte sich besser darüber zu trösten, denn sieben Monathe nachher schritt er zur zweiten Ehe.

Im Jahr 1533 ward Laurens Grab entdeckt. Tournes in einem Schreiben an Moritz Sceva oder di Seves, einen berühmten Antiquar jener Zeit zu Lyon, welcher Aufsatz seinem Petrarca dreizehn Jahr nach jener Auffindung vorangedruckt ward, erzählt, daß Moritz Sceva und der Florentiner Girolamo Mannelli, begierig, zu wissen, wer Laura sey, im Jahr 1532, nach Durchsuchung der Avignonischen Archive, die Kirchen und Grabmähler in Augenschein nahmen, und unter andern diejenigen der Franciscaner-Kirche zu Avignon, woselbst Laura begraben seyn sollte. Nachdem sie hier in der Capelle des heiligen Kreuzes das Begräbniß der Familie de Sade hatten öffnen lassen, woselbst sich zwei vor Alter beinahe vergangene Geschlechtswappen zeigten, fanden sie, nebst den Überresten eines verwesten Leichnams, eine bleierne Büchse, welche ein Sonett auf Pergament enthielt, woraus deutlich erhellete, daß dieses Laurens Grab sey, und wovon die Mönche noch 70 Jahre nachher die Urschrift vorzeigten. Nachmahls aber verschwand selbige, und man glaubt, daß sie von dem

Küster an einen Engländer verkauft worden sey. Außer dem Sonett, fand sich in der Gruft eine schlechte Medaille ohne Kehrseite mit einer kleinen weiblichen Figur und den Buchstaben M. L. M. J, welche Sceva erklärte: Madonna Laura Morta Jace. Diese Entdeckung erregte damahls so viel Aufsehen, daß Franz der Erste, König von Frankreich, der in eben diesem Jahre durch Avignon reisete, um sich nach Marseille zu begeben, das Grab besuchte, und befahl, daß es aus Marmor wieder hergestellt und mit Inschriften in verschiedenen Sprachen geschmückt werden sollte. Er selbst beehrte dasselbe mit einem Französischen Epitaphium in folgenden Versen:

En petit lieu compris vous pouvez voir
Ce, qui comprend beaucoup par renommée.
Plume, labeur, la langue et le devoir
Furent vaincuz par l'aymant de l'aymée.
O gentill' Ame eſtant tant eſtimée,
Qui te pourra louer, qu'en ſe taiſant?
Car la parole est tousiours reprimée,
Quand le ſubiet ſurmonte le diſant.

(Der Beschluß folgt.)

L. Mauwerck.

Charade.

An meiner erſten ſiehſt du Bettler wohnen,
Von ihr „brichſt du willkomm'nen Anlaß ab.“
Die beiden letzten ſuche nur auf Thronen,
Sie ſchwingen geißelnd oft den Herrſcherſtab.
Das Ganze niſtet gern ſich in das Erſte ein;
Mein Davus ſprich, was mag es ſeyn?

Dräſeke.

Auflöſung der Charade im 13. Stücke: Abendmahl.

Beilage
zum 14. Stücke der Ratzeburgischen Literarischen Blätter.
Sonnabends, am 2. April, 1808.

Erinnerung bei der jetzt epidemisch herrschenden häutigen Bräune, Angina membranacea, Croup, gemeinhin Kropfhusten genannt.

Auf diese so mörderische Kinderkrankheit, die noch lange nicht so allgemein bekannt ist, wie sie es zur sichern Heilung seyn muß, wünsche ich hier alle Ältern aufmerksam zu machen.

Sie ist diese Zeit hindurch in hiesiger Gegend und vorzüglich in einem Theil des Fürstenthums Ratzeburg so häufig vorgekommen, daß allein im Dorfe Carlow 13 Kinder daran gestorben sind, weil man der Leichtigkeit wegen, womit diese Krankheit anfängt, keinen Arzt nöthig zu haben glaubte, oder weil die Hülfe zu spät kam.

Wie manches Kind mag wohl schon früher hin vermeintlich am Stickfluß gestorben seyn, und hatte die häutige Bräune.

Diese Kinderkrankheit, wovon, — wie ich zwei Beispiele kenne, — auch Erwachsene nicht verschont bleiben, ergreift die spielenden Kinder in jedem Alter. Der Anfang der Krankheit ist oft so unbedeutend, daß die besorgtesten Ältern nichts Arges dabei denken. Ein wenig Heiserkeit und Husten, auch wohl etwas Flußfieber vorher, jedoch nicht immer, dieß ist der Anfang. Jetzt ergreift der entzündliche Stoff den Luftröhrenkopf, und verursacht ein kreischendes, pfeifendes Othemhohlen, und der Husten nimmt ganz unverkennbar den Ton eines heiser bellenden Hundes an. Hier ist die höchste Zeit, zum Arzte zu schicken, wenn nicht nach einigen Stunden oft schon das Kind in Todesgefahr kommen soll.

Man darf sich hier schlechterdings nicht nach der äußern Beschaffenheit des Kindes richten. Auch in dieser Periode scherzt und spielt das Kind unbewußt seines Todfeindes, der bei ihm ist; die Krankheit aber wächst nun mit jeder Stunde bis zu der Höhe des schrecklichsten Erstickens. Nach 12 Stunden vom Anfange der Krankheit, oft schon früher, fängt an, sich über dem Luftröhrenkopf eine Haut — von entzündlicher Lymphe — zu bilden, die den zweiten oder dritten Tag das Kind unfehlbar erstickt.

Wer leider in solchen plötzlich gefährlichen Krankheitsfällen das Unglück hat, weit vom Arzt entfernt zu seyn, der rathe ich, bis zu dessen schleunigen Ankunft sogleich dem Kinde ein Brechmittel, und etwa nach folgender Vorschrift zu geben:

Rec. Tartari emet. Gr. IV.
Pulv. rad. Ipec. Scrup. I.
Aquae font. Unc. II.
Oxym. squillit. Unc. sem.

Oder, damit Jeder es auf den möglichen Fall bei sich haben kann, in Pulver-Gestalt:

Rec. Tart. emet. Gr. IV.
Pulv. rad. Ipec. Scrup. I.

Dieß Pulver wird in 4 Loth oder einer Tasse Wasser aufgelöst, und hiervon einem halb- bis ganzjährigen Kinde alle Viertelstunde ein Theelöffel voll gegeben, bis drei, bis viermaliges Erbrechen erfolgt. Älteren Kindern gibt man davon nach Maßgabe ihres Alters zwei Theelöffel, einen halben Eßlöffel, oder bei Erwachsenen einen ganzen Eßlöffel voll eben so oft, bis die Wirkung erfolgt. Überdieß rathe ich, das Kind oft und anhaltend den Dunst von kaltem Weinessig, auf Schwamm oder Leinewand gegossen, einathmen zu lassen. Kann Jemand Essig-Naphtha hierzu erhalten, so ist diese noch kräftiger wirkend. Können Blutigel erhalten werden, so sind sie, nach Verhältniß des Alters des Kindes, ein, zwei oder drei vorn am Halse in der Gegend des Kehlkopfs, gemeiniglich Adamsapfel genannt, zum Blutsaugen angesetzt, — unstreitig eines der wirksamsten Mittel gegen diese fürchterliche Krankheit. Das Kind muß übrigens warm gehalten, und sogleich ein Flanell um den Hals gelegt werden. Unter dieser Vorbereitung kann gewiß Jeder schon seinen Arzt bei sich sehen, der dann die ihm bekannten kräftigen Arzeneien ferner anwendet, um diesen bösen Feind zu besiegen.

Ratzeburg, im März, 1808.

Dr. Völckers.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

15. Stück.

Sonnabends, am 9. April, 1808.

Einige Nachrichten über Laura.

(Beschluß.)

Man lieset auch noch die beiden folgenden Epitaphien, ebenfalls auf Befehl dieses Königs zu eben dieser Zeit verfaßt:

Julii Camilli Epigramma.

Laura ego quae fueram Thusci olim vita Poetae:
Laura ego, quam in vita Thuscus alebat amor:
Hic sine honore iacui non cognita, quamvis
Cognita carminibus culta Petrarcha tuis.
Nullus purpureis spargebat floribus urnam:
Nullus odoratis serta dabat calathis.
Nunc quoque Francisci sed versu et munere regis
Notesco, officiis conspicienda piis.

(Zwar sind diese Verse von geringem Werth, um jedoch etwa einer neugierigen und des Lateinischen unkundigen Leserinn nichts zu entziehen, mag nachstehende Übersetzung hier Platz finden.)

Laura, ich einst das Leben des Thuscischen Dichters, ich Laura,
Die von des Thusciers Lieb' ehmahls im Leben gedieh,
Lag hier ruhmlos und unbekannt, wenn gleich man mich kannte,
Durch dein feierndes Lied, zierlicher Sänger Petrark.
Niemand streut' auf mein Grab der Rose purpurne Blüthe;
Meine Urn' umwand Niemand mit duftendem Kranz.
Nun ehrt wieder ein Franz mich, ein König, mit Dichtergeschenken,
Und durch fromme Huld glänzet mein Nahme fortan.

* * *

Di Luigi Alamanni.

Qui giace il tronco di quel sacro Lauro,
Che del Tosco miglior fu tali oggetto,
Ch' ovunque scalda il Sol n'andò l'odore,
Or dal Gallico re del ciel tesauro
(Sendo in poco terren vile e negletto)
E di marmi e di stil riceve onore,
E sempre i rami avrà fioriti e freschi
Sotto l'ombra immortal de' duo Franceschi.

Der Lorberstamm, der rings mit Balsamwogen
Einst durch des Thusker's Preis durchströmt die Luft,
So viel die Sonn' erglänzt am Himmelsbogen,
Ruht hier. Er lag in dürftig enger Gruft.

Bis nun, durch Stein und Schrift der Nacht entzogen,
Ihn Franz, des Himmels Lust, in's Leben ruft.
In neuem Schmuck wird er, geschützt von zweien
Unsterblichen Francesko's, nun gedeihen.

Hier ist auch noch das Sonett, welches man in Laurens Grabe fand:

Qui giaccion quelle caste e felici ossa
Di quell' alma gentile e sola in terra.
Aspro e dur fasso, or ben teco hai sotterra
Il vero onor, la fama. e beltà scossa.
Morte ha del verde Lauro svelta e smossa
Fusca radice, e'l premio di mia guerra
Di quattro lustri, o più, s'ancor non erra
Mio pensier tristo; e'l chiude in poca fossa.
Felice pianta in borgo d'Avignone
Nacque e morì; e qui con ella giace
La penna, e'l stil, l'inchiostro, e la ragione.
O delicate membra, o viva face,
Ch'ancor mi cuoci e struggi; in ginocchione
Ciascun preghi il Signor t' accetti in pace.

Hier ruht die selige, die keusche Hülle
Der schönen Seel' und Einzigen hienieden.
So hast du denn, o harter Stein, geschieden
Von uns Ruhm, Ehr' und aller Schönheit Fülle!
Der Tod hat dieses Lorbers frischen Sprossen
Gestürzt, und ihn, den Preis von zwanzig Jahren
Des Kampfs, wofern mein kranker Sinn des Wahren
Nicht fehlt, in diese enge Gruft geschlossen.
In Avignon wuchs sie, und starb zu frühe,
Die edle Pflanz', mit ihr liegt nun zerstöret
Der Geist, die Feder! — Du, für den ich glühe,
O zarter Leib, o Flamme, die mich zehret!
Dem Herren beug' ein Jeder seine Kniee,
Daß dir des Himmels Frieden sey bescheret.

Obgleich dieses Sonett in des Dichters Nahmen geschrieben ist, so zeigt doch der schlechte Styl desselben genugsam, daß es nicht aus Petrarca's Feder geflossen sey. Übrigens ist die Anspielung in dem Lauro, auf Laurens Nahmen, dem Petrarca selbst entlehnt, bei welchem sie häufig vorkommt.

L. Nauwerck.

Über Steinregen und aus der Luft gefallene Steine.

Die Geschichtbücher aus den verschiedensten Zeiten erwähnen des Steinregens und aus der Luft gefallener Steine. Während der Regierung des Königes Tullus Hostilius ward, nach Livius Erzählung, dem Römischen Senate angesagt, daß es auf den Albanischen Berge Steine regne, und als man die unglaubliche Sache näher untersuchte, sah man Steine, gleich dem Hagel, zur Erde fallen 1). Auch im zweiten Punischen Kriege regnete es zu Cumä und auf dem Palatinischen Berge Steine 2). Als den ältesten aus der Luft gefallenen Stein, dessen Erwähnung ge-

1) Liv. I. 31.
2) Liv. XXX. 38.

schehe, nennt man gemeiniglich den, welcher, nach Plinius und Plutarch's Berichte 3), bei Ägospotamos im Thracischen Chersones am Hellespont, eben der Stadt, die durch Lysander's Sieg über die Athener berühmt ist, niederfiel, für eine Vorbedeutung jenes Ereignisses angesehen und noch lange nachher heilig gehalten ward. Daß Anaxagoras das Herabfallen dieses Steines verkündiget habe, ist wohl ein Mißverständniß, welches aus seiner Behauptung, daß aus den Himmelskörpern zuweilen Steine fielen, entstand; aber eben diese Behauptung gründete sich ohne Zweifel auf Erfahrungen von gefallenen Steinen. Vielleicht gibt es aber noch einen älteren Bericht von einem Steinregen, nähmlich im Buche Josua (X. 11.). Zwar lesen wir hier bei Luther: „Da sie (die Amoriter) vor Israel flohen, ließ der Herr einen großen Hagel vom Himmel auf sie fallen, daß sie starben; und viel mehr starben ihrer von dem Hagel, denn die Kinder Israel mit dem Schwert erwürgten." Im Urtexte steht aber: Der Herr ließ große Steine vom Himmel fallen; — und nachher: Viel mehrere starben von den Steinen des Hagels u. s. f. — Scheint nun zwar der letzte Ausdruck für Luther's Erklärung zu sprechen, so kann man doch eben so gut annehmen, daß Steine des Hagels so viel sey, als Steine, die wie Hagel fielen, besonders da das erste Mahl die großen Steine ohne allen Zusatz genannt sind, wenn gleich auch da schon die Griechische Übersetzung der sogenannten siebenzig Dolmetscher den Hagel hinzusetzet. Vielleicht ist selbst im Originale, wie Herr Hofrath Tychsen in Göttingen vermuthet, der Hagel eine Erklärung des Redacteurs jenes Buches 4).

3) Plin. H. N. II. 58. Plutarchi Lysand.

Der größte von allen Steinen, von denen man erzählt, daß sie aus der Luft gefallen seyn, ist der, welcher in der Kirche zu Ensisheim im Ober-Elsaß hängt. Er ist über zwei Centner schwer, und fiel in der dortigen Gegend im Jahre 1492 mit einem gewaltigen, weit hinschallenden Getöse 5). Von einem in der nähmlichen Gegend nicht gar lange nachher gefallenen Steinregen gibt Götz von Berlichingen in seiner interessanten Lebensbeschreibung folgende Nachricht: „— Und ward desmahls (im Jahre 1497) ein grosser Reichstag zu Freyburg im Breißgau, da wir 14 Tag still liegen müssen, darnach sind alle Hauffen zu Roß und zu Fuß zu Einßheim (im Obern-Elsaß gelegen) gemustert worden, und alsbald zogen wir in Hoch-Burgund und nahmen etliche Häuser ein, und waren Tag und Nacht in der Rüstung und Fürzug (auf dem Marsche), biß wir für Langer (Langres) kamen, und auf St. Jacobs-Abend kamen wir in ein Lager, und erstickten uns denselbigen Tag um grosser Hitz willen, 3 Burgundische Küristen- und etliche Reuter, die unter meines Herren Hauffen waren, die fielen unter die Gäul, als ob sie truncken wären, wiewol sie selbigen Tags

4) S. Voigt's Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde, 7. B. S. 235.

5) Ebend. 4. B. S. 516. 7. B. S. 337 ff.

keinen Wein gesehen hatten, und wie wir des Morgens uf St. Jacobs-Tag uff seyn wolten, da kam ein groß Wetter, und fielen Stein so groß als wie die Hüner-Eyer, und wann ein Lands-Knecht über die Gassen lieff, und ihn ein Stein traff, so schlug er ihn ernieder, also, daß wir daselbsten verziehen musten, biß das Wetter fürüber kam, und als wir folgends wol anderthalb Meyl Wegs gezogen waren, da sahen wir die Kiesel-Stein noch hin und wieder liegen, unterwegen, daß ein grausam heisse Zeit war, und uns etliche Knecht, wie gemeldet, Hitz halber erstickt waren 6)." — Am 3. Julius 1753 fiel ein ähnlicher Steinregen eine Meile von Tabor in Böhmen 7), und im Julius 1766 bei Albereto im Modenesischen ein Stein aus der Luft 8). Am 19. December 1798 Abends um 8 Uhr ward in und um Benares in Hindostan beim heitersten Himmel eine Feuerkugel unter donnerähnlichem Getöse gesehen, und zugleich waren bei Krakhut, einem Indischen Dorfe, ungefähr drei Deutsche Meilen von jener Stadt, am nördlichen Ufer des Goomty-Flusses, Steine gefallen. Diese hatten 6 Zoll tief in den Boden geschlagen und die Erde heraus geworfen. Sie

6) Lebens-Beschreibung Herrn Götzens von Berlichingen mit der eisern Hand, mit verschiedenen Anmerkungen erläutert. Zweite, verbesserte Auflage. Nürnberg 1775. S. 11.

7) J. Stepling de pluvia lapidea anni 1753. ad Strkow et eius causis meditatio. Prag. 1754 8.

8) D. Troili ragionamento della caduta di un sasso dall' aria. Moden. 1766. 4.

lagen zum Theil etliche hundert Fuß aus einander. Einer war in die Hütte eines Wächters durch das Dach gefahren und ein Paar Zoll in den fest geschlagenen Leimboden eingedrungen. Die meisten waren etliche Pfund schwer und fast würfelförmig, aber mit abgerundeten Ecken 9). — Zu den neuesten Erscheinungen dieser Art gehören die 2 bis 3000 Steine, welche am 26. April 1803 (wie man wenigstens glaubt, als Folge eines zerplatzten Feuerballs) zu Avignon in Frankreich fielen, nach Biot's Bericht heiß, auf der Oberfläche verbrannt und sehr zerbrechlich waren, sich nur nach der Erkältung verhärteten, übrigens einen starken Schwefelgeruch hatten, und zum Theil 17 Pfund wogen 10); — und der in demselben Jahre am 13. December bei dem Marktflecken Mässing gefallene, welcher $3\frac{3}{4}$ Pfund wog und einen Pulvergeruch hatte 11). — Und ganz vor Kurzem meldeten unsere Zeitungen aus Amerikanischen Blättern, daß es am 14. December v. J. in verschiedenen Gegenden des Staats von Massachusset nach einem heftigen Getöse Steine regnete, von denen die größten 36 Pfund wogen.

(Der Fortsetzung folgt.)

Dietz.

Auflösung der Charade im 14. Stücke: Zaunkönig.

---

9) Voigt's angeführt. Magaz. 4. B. S. 516 ff.

10) von Zach's monathliche Correspondenz, Nov. 1803.

11) Voigt's angef. Magaz. 7. B. S. 247 ff.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

16. Stück.

Sonnabends, am 16. Aprill, 1808.

Bruchstück aus Adams Erzählung im 8. Gesange von Milton's verlorenem Paradiese *).

Die Rippe bildet' er mit seiner Hand,
Und in des Bildners Hand wuchs ein Geschöpf,
Manngleich, doch anderes Geschlechts; so schön,
Daß, was im Weltall schön sonst dünkt', itzt schlecht
Dünkt', oder aufgefaßt in ihr; vereint
In ihr und ihrem Blicke, der jetzt in's Herz
Mir süße, nie gefühlte Triebe goß.
Und jedem Ding', erfüllt von ihrem Reitz,
Der Liebe Geist, der Lieb' Entzücken lieh.

Sie schwand und ließ mich düster: ich erwacht',
Um sie zu finden, oder stets um sie
Zu klagen, zu verschwören jede Lust.
Schon hofft' ich nichts mehr: sieh! da stand sie nah,

*) Herr Professor Pries zu Rostock hat daselbst im vorigen Jahre: Milton's verlorenes Paradies, erster Gesang, als Probe einer neuen Übersetzung des ganzen Gedichtes herausgegeben. Welche strengen Gesetze er sich bei dieser Arbeit aufgeleget hat, zeigt die Einleitung zu dieser kleinen Schrift, worin er auch zugleich darthut, daß noch nach Bürde, dem neuesten und in vieler Hinsicht achtungswürdigen Übersetzer des berühmten Gedichtes, ein solcher Versuch nicht überflüssig sey. „Eine Übersetznng des verlorenen Paradieses," sagt der Hr. Verf. im Eingange, „die jeden Zug des Originals wieder gibt, und sich nirgends Zusätze noch Veränderungen erlaubt, hat Schwierigkeiten, die ich zu überwinden nicht hoffen darf. Aber vielleicht könnte ich manche der strengen Foderungen, die man jetzt an Werke dieser Art zu machen gewohnt ist, besser erfüllen, als Herr Bürde. Ich wünsche, belehret zu werden, ob ich ein zu großes Vertrauen in mich setze und darum lege ich diese Probe vor." Zu demselben Zwecke hat Hr. P der Berlinischen Monathsschrift und dem Deutschen Merkur einige andere Proben seiner Übersetzung einrücken lassen, und auch uns das hier folgende schöne Stück zugesandt.

Die Redaction.

Wie ich im Traum sie schauete, geziert
Mit Jeglichem, was Erd' und Himmel gab,
Sie liebenswerth zu machen. Sie trat her,
Vom unsichtbaren Schöpfer selbst geführt,
Und seiner Stimme folgend; schon belehrt
Vom Brauch der Eh' und ihrer Heiligkeit:
Anmuth in jedem Schritt, in ihrem Aug'
Ein Himmel, Würd' und Lieb' in jedem Zug.
Ich, wonnetrunken, hielt mich nicht, und rief:

O, die Entwicklung ist Ersatz! Erfüllt
Hast du dein Wort, du Schöpfer, mild' und gut;
Du Geber alles Schönen: Schöneres —
Nie gabst du's, gönnst es auch. Ich sehe nun
Bein meines Beins, Fleisch meines Fleisches, seh
Mich selbst: ihr Nahm' ist Männinn, von dem Mann
Genommen; darum auch verlässet er
Den Vater und die Mutter, hängt am Weib',
Und Beide sind Ein Fleisch, Ein Herz, Ein Geist!

Sie hörte dieß; und, brachte Gott sie gleich,
Wirkt' Unschuld doch und jungfräuliche Scham,
Und Tugend und Bewußtseyn ihres Werths,
Der erst geworben, erst gesucht seyn will;
Nie vordrängt, nie sich anbeut, fern sich hält,
Dadurch noch reitzender: kurz, die Natur,
Doch rein von sündlichen Gedanken, wirkt'
Also in ihr, daß sie, mich sehend, — wich.
Ich folgt' ihr; sie verstand, was Ehre sey,
Und willigte, mit Würde folgsam mir,
In meine Gründe. Zu der Hochzeitslaub'
Hin führt' ich sie, erröthend gleich dem Morgen:
Der Himmel, jeder gute Stern, ergoß
Auf diese Stunde Heil; die Erde gab
Glückwünschungszeichen uns und jeder Berg;
Die Vögel jauchzten; Lüft' und Kühlungen
Entlispelten's dem Hain; ihr Fittich streut'
Uns Rosen, streute Duft des Balsamstrauchs
Im Scherz; bis, lieberfüllet, Philomel'
Ein Brautlied sang, und Flug dem Abendstern
Zur Höh' des Bergs hieß, Hochzeitslicht zu seyn.

Rostock.

J. F. Pries.

Über Steinregen und aus der Luft gefallene Steine.

(Fortsetzung.)

Nachrichten von ähnlichen Erscheinungen, die alle ungefähr von eben denselben Umständen begleitet waren, als die

hier angeführten, sind in Menge vom Freiherrn von am Ende und von Pötzsch in besonderen Schriften 1), und in Voigt's Magazin gesammelt worden. Wie viele mögen aber noch außer diesen in Chroniken stecken, wo man sie bisher nicht beachtet hat!

Weil ehemahls dergleichen Phänomene gemeiniglich abergläubisch gedeutet 2) und durch hinzu gedichtete Umstände verunstaltet wurden, so war es vernünftig, die Erzählungen davon genauer zu prüfen und allenfalls zu bezweifeln. Aber die naseweise Absprecherei, welche eine geraume Zeit hindurch für Philosophie und Aufklärung galt, erklärte ohne weitere Untersuchung und a priori alle Nachrichten von jenen aus der Luft gefallenen Steinen für

1) Am Ende über Massen und Steine, die ... auf die Erde gefallen sind. Braunschweig, 1804. Pötzsch kurze Darstellung der Geschichte über das Vorkommen des gediegenen Eisens, sowohl des mineralischen, als des problematischen meteorischen. Dresden. 1804. S. auch J. Meyer's Beitrag zur Geschichte der meteorischen Steine in Böhmen. Dresden. 1805. Vergl. Allgem. Literat. Zeit. 1808. Nr. 19.

2) Der Stein zu Ensisheim ward in Kaiser Maximilian's I. Aufruf gegen die Türken (Augsburg, 12. Nov. 1503) als eine Auffoderung Gottes vorgestellt, die Christen von ihren Sünden und Unordnungen zu leiten, womit sich denn nach damahliger Denkungsart der Krieg gegen die Türken leicht in Verbindung bringen ließ.

eitel Fabelei, und Jeden, der daran hätte glauben wollen, für abergläubisch — ein Wort, mit welchem diejenigen, die es am meisten im Munde führen, am wenigsten einen bestimmten Begriff zu verbinden pflegen. Man verfuhr, gewöhnlich, ohne es selbst zu wissen, nach dem Grundsatze: Was wir aus den uns bekannten Gesetzen der Natur und nach den daraus gezogenen Principien nicht erklären und begreifen können, das ist unmöglich. Man vergaß, daß alles Erklären auf etwas Unerklärbares, alles Begreifen auf etwas Unbegreifliches, so wie alles Beweisen auf etwas Unerweisliches zurück führet. Wir erklären eine Erscheinung, wenn wir das, woraus sie folget, d. i. ihre Ursache angeben; wir begreifen eine Erscheinung, wenn wir einsehen, wie und warum sie entstand und entstehen mußte. Allein setzt denn nicht jede Naturursache eine andere voraus? Und wenn wir ein Gesetz anzugeben wissen, wodurch die Erscheinung begreiflich wird, entsteht denn nicht von neuen die Frage, wie und warum dieses Gesetz so sey und seyn müsse? Da nun allem Begreiflichen und Erklärbaren etwas Unbegreifliches und Unerklärbares zum Grunde liegt, wie kann es ein Grund seyn, eine Erscheinung für unmöglich zu halten, daß wir sie nicht zu begreifen und zu erklären wissen?

Ich weiß wohl, daß diese Äußerung Manchen veranlassen wird, die Nase zu rümpfen. Wie sollten die Jünger der neuesten Naturphilosophie zugeben, daß es etwas Unerklärbares gebe? Sie, die Alles aus dem Absoluten herzuleiten, zu construieren wissen? Aber gesetzt, es habe mit dieser Herleitung seine Richtigkeit, so

bleibt doch das Absolute unbegreiflich, und es wäre auch möglich, daß noch Erscheinungen angetroffen würden, die man nicht so gut, wie die bisher bekannten, deduciren könnte. Allein die ganze Deduction der neuen Naturphilosophen ist nichts, als ein Subsumieren des durch Erfahrung Erkannten unter gewisse allgemeine Begriffe. Man meint, Etwas erklärt und begreiflich gemacht zu haben, wenn man einen Ausdruck fand, mit dem sich verschiedene Erscheinungen bezeichnen lassen. Man meint, zu einer höheren Kraft, zu einem höheren Princip gelangt zu seyn, wenn man mit Einem Worte benennet, was an sich verschieden ist 3).

(Die Fortsetzung folgt.)

Dietz.

3) So hebt z. B. Herr Brunner seine Grundzüge der Geologie (Voigt's angef. Mag. II. B. 2. St.) mit dem Urtheile an: „Wenn wir alle Erscheinungen, welche unsere Erde und ihre Umgebungen darbiethen, mit Einem Blicke zu umfassen streben, so kommen sie alle in der einzigen zusammen: der zweckmäßigen Entgegensetzung einer unendlichen Kraft in sich selbst.“ Was hier eine einzige Erscheinung heißt, ist offenbar nichts anders, als was Andere die beiden Grundkräfte der Materie genannt haben: die zusammen ziehende und die ausdehnende Kraft; und die Zweckmäßigkeit kann nichts sagen wollen, als eine solche Vereinigung beider Kräfte, daß sie sich nicht vernichten. Sind nun dadurch diese beiden Kräfte aus einer höheren abgeleitet? Wie vollends daraus weiter, ohne Mittelbemerkungen, hervorgehe, daß die Zweckmäßigkeit die Geradheit der Tendenzen jener Kräfte hindere und ihnen ihre ihre Verhältnisse anweise, die also Kreisverhältnisse seyn müssen, das wird schwerlich Jemanden einleuchten, der sich nicht durch Worte täuschen läßt. Der ganze Aufsatz kann zum Beispiele dienen von dem Fehler der Methode unserer neuesten Philosophen, das, was bloß durch Wahrnehmung und Reflexion darüber erkannt wird, als Folgerung aus allgemeinen Grundsätzen aufzustellen, verschiedenartige Dinge als gleichartig zu betrachten und aus einander herzuleiten, weil man einerlei bildlichen Ausdruck von ihnen gebrauchen kann.

Marull.

„Nichts Gutes hätte je Marull gethan?“
Bedenkt
Wohl, was Ihr sprecht! — Er hat sich heut erhenkt.

L. Nauwerck.

Räthsel.

Ich necke vor- und rückwärts dich;
Du zweifelst dran? So rathe mich.

Dräseke.

Druckfehler.

S. 68, Z. 7, lese man erschafft, statt verschafft; S. 92, Z. 16, und, statt uns; Z. 27, zerfließen, statt verfließen; S. 93, Z. 2, Dichtung, statt Dichtkunst.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

17. Stück.

Sonnabends, am 23. April, 1808.

Sehnsucht.

Im rosigen Lenze des Lebens,
Da war mein Herz so reich,
Da lebt' ich in kindlichem Glauben,
Und fühlte den Engeln mich gleich.

Da kamen die Freuden geflogen,
Und schmückten mit Blumen mein Haupt.
Gesucht hab' ich nimmer die Freuden,
Geliebt hab' ich nur, und geglaubt.

Doch jetzt ist mir Alles entschwunden,
Es ist die Welt mir so alt,
Des Glaubens Farb' ist erblichen,
Das Leben so trocken und kalt.

Es wogen die Sorgen im Busen,
Es darbt das liebende Herz.
Nur Sehnsucht ist mir geblieben.
Wer heilt den sehnenden Schmerz? —

Dort oben über den Sternen,
Da wohnt der Friede nur!
Da strömen die Quellen der Jugend,
Da ist der Seligen Flur!

O tragt mich, himmlische Mächte,
Empor vom irdischen Tand,
Daß Liebe den Liebenden finde,
Den Vater, im heimischen Land!

Geibel.

Über Steinregen und aus der Luft gefallene Steine.

(Fortsetzung.)

„Wir können (man erlaube mir, ein Paar Worte zu wiederhohlen, die ich schon an einem andern Orte gesagt habe 1)) durchaus von keinem Dinge und von keiner Begebenheit mit hinlänglichem Grunde behaupten, daß sie unmöglich seyn, als in so fern sie mit den Grundsätzen alles Denkens und Erkennens im Widerspruche stehen. Diese Grundgesetze, ohne die gar kein Denken und Erkennen Statt hat, die in jedem Denken und Erkennen sich nothwendig äußern, sind das Einzige, wonach sich a priori Etwas von den Gegenständen der Wirklichkeit bestimmen läßt. Was außerdem erkannt werden kann, das kann es bloß durch die Erfahrung. Nun kann die Erfahrung mich aber bloß lehren, was ist. Was in ihr nicht vorkommt, ist darum noch nicht unmöglich; was in ihr bis jetzt noch nicht vorgekommen ist, davon können wir, den Fall des Widerspruchs mit den nothwendigen Erkenntnißgesetzen ausgenommen, nicht ausmachen, ob es möglich oder unmöglich

1) Mecklenb. Journal. 1. B. (1805) 3. St. S. 227.

seyn.“ Am allerwenigsten kann, daß wir Etwas aus dem, was wir kennen, nicht zu erklären wissen, ein Grund seyn, es für unmöglich zu halten. Wären dann nicht auch die alltäglichen Erscheinungen, Gewitter und Hagel, unmöglich? Denn noch ist es keinem Naturforscher gelungen, eine befriedigende Erklärung ihres Entstehens zu geben. Franklin hat zwar allerdings befriedigend dargethan, daß der Blitz ein elektrischer Strahl ist; aber wie entsteht die Elektricität in den Wolken? Und ist überhaupt Elektricität etwas Erklärbares? — Der Hagel entsteht durch einen chemischen Proceß; aber wie und wodurch wird dieser bewirkt?

Der Verfasser einer zu Straubingen 1769 erschienenen Nachricht und Abhandlung von einem in Baiern unweit Mauerkirchen am 20. November 1768 aus der Luft herab gefallenen Steine macht sich über die Leichtgläubigkeit derer weidlich lustig, die das Herabfallen eines Steines aus der Luft für möglich hielten, und in Modena meinten im Jahr 1766 Manche, den bei Albereto gefallenen Stein habe wahrscheinlich ein Spaßvogel aus einem Feuermörser, wie eine Bombe, geworfen. Man nahm lieber das Unwahrscheinlichste an, als daß man an der Richtigkeit seiner vorgefaßten Meinung hätte zweifeln sollen.

In unsern Tagen aber können die Naturforscher die Wirklichkeit solcher Thatsachen nicht mehr läugnen, und haben sich auf eine genauere Untersuchung derselben eingelassen. Dabei haben sie denn gefunden, was freilich vor etlichen Jahrhunderten Theophrastus Paracelsus schon bemerkt hatte 2), daß alle bis jetzt untersuchten Steine dieser Art in ihren Haupteigenschaften überein kommen, aber von allen übrigen bekannten Fossilien gänzlich verschieden sind. Sie bestehen nähmlich aus Kieselerde, Bittererde (oder Talkerde), Eisen, Nickel und Schwefel 3); eine solche Zusammensetzung aber hat man bis jetzt im Innern unserer Erde nicht gefunden. Wenn man hieraus hin und wieder sogleich schloß, sie haben ihren Ursprung also nicht von der Erde, so war das allerdings wieder ein wenig zu rasch. Denn es kann, wie der Freiherr von Racknitz sehr richtig sagt, Steinarten geben, die selbst dem thätigsten und forschendsten Mineralogen unbekannt blieben, und diesem sind noch Örter unserer Erde übrig, an welchen man noch keine mineralogischen Untersuchungen angestellet hat 4).

Angenommen nun, sie haben einen Erdursprung; wie kommen sie in die Luft? Der eben genannte Schriftsteller nimmt an, es häufe sich an irgend einem Orte

2) Evidentissime constat, lapides naturales ex coelo decidisse pariter ac metalla; sed non aliud, quam ferrum — nec lapidis, quam unica species, Theophr. Parac. de meteoris. (Vgl. Blumenbach in Voigt's Magazin. 7. B. S. 251.)

3) Gilbert's Annalen der Physik. 1803. 3. St. Neue Allg. Deutsche Bibl. 99. B. S. 161.

4) Aus seiner als Manuscript für Freunde gedruckten kleinen Schrift über diesen Gegenstand findet man einen Auszug in Voigt's angef. Magaz. 8. B. S. 178. ff.

eine große Menge elektrischer Materie, diese verursache, vermöge des in ihr enthaltenen Wärmestoffes, eine verdünnete Luft, und diese wieder einen Luftstrom, der dann die elektrische Materie oder Wolke in Bewegung setze: nach ihren elektrischen Eigenschaften besitze diese Materie eine Neigung zu den Metallen, besonders zu dem Eisen: wenn sie nun bei ihrer Wanderung über die Erdkugel über einen Ort hinschwebe, auf welchem sich Steine befinden, die viel Eisen enthalten, so ziehe sie diese an und führe selbige so lange mit sich fort, bis sich die in der elektrischen Anhäufung enthaltene verdünnete Luft so weit verdünne, daß sie nicht vermögend sey, sie länger zu erhalten, sondern sie mit einer durch die Reibung der schnell verdünneten Luft entstehenden Explosion auf die Erde herab schleudere. Die schwarze Rinde, welche die meteorischen Steine insgesammt haben, entstehe wahrscheinlich in der Luft durch die Menge des erhitzten Wärmestoffes, wovon sie auch so heiß werden, daß man sie bei ihrer Ankunft auf der Erde mit bloßen Händen nicht angreifen könne.

Die Bedenklichkeit, daß die angehäufte elektrische Materie wohl nicht so viele Kraft besitze, Steine von einer so beträchtlichen Schwere an sich zu ziehen und eine Zeit lang in der Luft zu erhalten, glaubt der Verfasser durch das Phänomen der zuweilen auf dem Mere entstehenden Wasserhosen zurück weisen zu können, die wahrscheinlich ebenfalls in der anziehenden Kraft einer elektrischen Materie ihren Grund haben, und die oft so stark und hoch seyn, daß sie eine beträchtliche Anzahl von Cubikfußen in die Höhe gezogenen Wassers enthalten, von denen jeder 64 Pfund wiege.

(Der Beschluß folgt.)

Dieß.

Anekdote.

Ein Englischer Straßenräuber und ein Schornsteinfeger waren verurtheilt, beide an einem Tage in Tyburn gehangen zu werden, der Erste wegen Straßenraubes, der Andere wegen Hausdiebereien. Der Straßenräuber war in Scharlach gekleidet und bestieg den Karren mit frohem Sinn; der Schornsteinfeger folgte langsam nach. Als der Geistliche inbrünstig bethete, war der muntere Räuber sehr aufmerksam, und der Andere näherte sich seinem Todesgefährten, um an der Andacht Theil zu nehmen; allein ein zurückstoßender Blick des Räubers hielt ihn in einiger Entfernung. Als er sich indessen einige Zeit nachher herausnahm, sich wieder zu nähern, sagte der Räuber mit Verachtung: Kannst du nicht zurück bleiben? — Herr, antwortete der Schornsteinfeger, ich will nicht zurückbleiben, und Ihr müßt wissen, daß ich eben so viel Recht habe, hier zu seyn, als Ihr!

Bemerkungen und Einfälle.

1.

In der Thorner Zeitung kündigte Jemand im September 1807 die Kunst an, gutes Wetter zu machen. Warum sagte er nicht: Wind und Wetter zu machen? so könnte man dem Herrn glauben, was den ersten Theil dieser Kunst betrifft; nur wäre alsdann freilich seine Entdeckung nicht neu. —ck.

2.

Luther auf der Bühne! rufen selbst Solche aus, die über die Vorurtheile des großen Haufens erhaben zu seyn glauben. Aber wo etwas Ungewöhnliches geschieht, da zeigt es sich, daß die Aufklärung der Meisten nur in auswendig gelernten Urtheilen besteht, die in ihren Lehrjahren für neu galten und nach einigem Kampfe Eingang fanden.

D—z.

3.

Ein Luther auf dem Platze, wo man ausgepfiffen werden kann! Und ein Luther, der ausgepfiffen zu werden verdient! — So schallt uns aus dem Morgenblatte eine Stimme entgegen. — Hat denn je ein wahrhaft großer Mensch dadurch verloren, daß Stümper sich an seine Darstellung wagten? Und besorgt man das, so ordne jeder Staat, der Bühnen hat und vielleicht unterstützt, einen Rath einsichtsvoller Männer an, die beurtheilen, welche Stücke den Kräften jeder Gesellschaft angemessen seyen!

D—z.

Criminal-Sentenz.

Der Fürst von ***

Es soll der Inquisit, an Händen und an Füßen
In Eisen, lebenslang auf den Galeeren büßen;
Und das bei schmaler Kost.

Der Minister.

Galeeren finden zwar sich nicht in Dero Staaten,
Mein Prinz, doch möcht' ich unmaßgeblich rathen:
Man schmiedete den Frevler auf die Post.

L. Nauwerck.

Charade.

Die beiden Ersten liebt der rasche Knabe;
Dem stillen Pflüger bauen sie das Feld.
Mit ihnen eilt in ungemess'nem Trabe
Ein siegend Heer durch die entzwei'te Welt;
Sie führen selbst Apollon's goldnen Wagen
Am heitern Firmamente ab und auf;
Doch stürzet manchen Phaeton ihr Lauf,
Und Alles lacht, anstatt ihn zu beklagen.

Die Letzte hilft den Pilgrimm durch das Leben,
Doch Eines eilt dem Andern stets voran.
Das kriecht, das läuft, das hinkt, das siehst du schweben,
Hier schleicht die List, dort kräftig geht ein Mann,
Es schreitet über Meer' und schwanke Sei'e,
Und macht Choragen immer viel Verdruß;
Es ladet Lieb' und Andacht oft zum Kuß,
Und dienet selbst dem blinden Gott zum Pfeile.

Das Ganze, — doch wie soll ich dir's beschreiben?
Ein Blendwerk an des Wahnes finstrer Wand,
Das Schrecklichste, was je mit innerm Sträuben
Der schwache Sinn zu eigner Qual erfand, —
Ein fremder Mann — er spricht von goldnen Bergen,
In Feuerroth gemantelt bis an's Kinn,
Der nah't; doch trau' ihm nicht! Sieh unten hin, —
Da blickt's hervor; — er kann es nicht verbergen.

Dräseke.

Auflösung des Räthsels im 16. Stücke: das Wort necken.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

18. Stück.

Sonnabends, am 30. Aprill, 1803.

Der Abend.

(Am Riesenstein bei Heidelberg.)

Um die Berge wallen Dämpfe,
Dämm'rung senkt sich auf das Thal hin;
Röthlich glühen des Abends Schimmer
An dem Gethürme der Felsenwand.

Heimlich ist des Abends Feier!
Auf das Leben sinkt der Schlummer;
In der ganzen Natur wird's Friede,
Ruhe beglückt die schöne Welt.

Leise süße Töne klingen,
Säuseln schwebt im regen Laube,
Und das goldene Licht der Sterne
Blitzt durch der Wolken dämmernd Grau.

In dem Busen auch wird's Friede,
Leiser werden Schmerz und Freude.
An den Wolken in stiller Wonne
Hängt der benetzte trunkne Blick.

Wo der Glanz nicht mehr verblendet,
Wo die Farben nun verdämmern,
Wo des Lebens Geräusch verstummet,
Wohnt des Friedens süßes Glück.

Und wie helle Opferflammen,
In des Busens heil'ger Stille
Wallt, aus seligem Land geboren,
Selig der himmlische Glaub' empor.

Und ein Sehnen und ein Ahnden,
Und ein leises süßes Hoffen
Zittert bis in der Seele Tiefen.
Oben ist's schöner noch, als hier.

G. W.....g.

Über Steinregen und aus der Luft gefallene Steine.

(Beschluß.)

Andere lassen jene Steine in der Atmosphäre entstehen. Wir übergehen aber ihre Erklärungsarten, da keine den Ursprung der Erscheinungen begreiflich macht. Doch die Alles erklärende Naturphilosophie dürfen wir nicht überhören, die durch einen ihrer Jünger auch in diese Finsterniß ihre Fackel hat tragen lassen. In der Natur des Feuerstoffes, des Wasserstoffes, des Kohlenstoffes und des Stickstoffes gelang die anschauliche Darstellung des durch das gesammte Weltall im Bilden regen Geistes, und nun erschien alles durch die ursprüngliche Entzweiung der Natur mit sich selbst Producierte innerhalb der Polaritäts-Sphäre des Sauerstoffes und Wasserstoffes, oder des Kohlenstoffes und Stickstoffes.

Mit dem Gesetztseyn der Factoren ist aber zugleich die Möglichkeit der Producte gesetzt. Da wir nun in unserer Atmosphäre jene Repräsentanten der Thätigkeit der Natur, Theils als einfache Factoren, Theils zu verschiedenen Potenzen potenziert antreffen, die Depotenzierung der Aerolithen aber auf sie, als ihre Factoren, zurück leitet: so kommt es nur auf einen reinen Act der Thätigkeit der Natur an, der Pol des Sauerstoffes durchdringet den Pol des Wasserstoffes, und die Polaritäts-Sphäre des Stickstoffes wird durch die Tendenz der Polarität des Kohlenstoffes beschränkt 1).

Sagen diese gelehrten Phrasen etwas anders, als daß die Zerlegung der Meteorsteine Bestandtheile gebe, die sich in der Atmosphäre befinden, und daß, wenn diese sich vereinigen, sie solche Materien hervor bringen, als aus ihrer Vereinigung entstehen können?

Viele Naturforscher haben geurtheilt, daß in der Atmosphäre solche Stoffe nicht vorhanden zu seyn scheinen, welche die Bestandtheile der Luftsteine hervorbringen und diese bilden könnten. Und diese Überzeugung veranlaßte den berühmten de la Place in Paris zu dem Gedanken, daß alle jene Massen vulcanische Producte aus dem Monde seyn könnten 2). So auffallend auch dieser Gedanke scheinen mochte, so haben wir doch keinen Grund, die Möglichkeit zu läugnen; vielmehr hat diese Annahme vor andern das voraus, daß sie sich bis zu einem gewissen Grade

1) Ideen zur Naturerklärung der Meteor- oder Luftsteine, von C. J. Diruf. Göttingen, 1805.

2) v. Zach's monathl. Correspondenz, 6. B. Sept. 1802.

begreiflich machen läßt, wie denn auch schon im Jahre 1795 Dr. Olbers in Bremen die Idee geäußert hatte, daß vom Monde aufwärts geworfene Körper auf unsere Erde fallen können.

Man erklärt bekanntlich seit Newton's Zeiten die Schwere der Körper durch die anziehende Kraft der Erde, so wie die Bewegung aller Himmelskörper durch eine allen einwohnende anziehende Kraft. Wer da wähnt, daß durch diesen Ausdruck uns das Geheimniß der Natur eigentlich offenbaret sey, täuscht sich und hält Worte für Sachen 3). Dessen ungeachtet hat diese Vorstellungsart, so richtig verstanden, wie ein großer Theil der Naturforscher sie selbst nicht versteht, ihren Werth. Denn durch sie werden die an sich immer unbegreiflichen Erscheinungen auf einen Ausdruck zurück geführt, der uns in den Stand setzt, die Gesetze zu finden, nach welchen diese Erscheinungen sich richten, d. h. anzugeben, welche Erscheinungen unter gewissen gegebenen Umständen erfolgen werden. In dem Munde des Naturforschers, welcher zugleich wahrer Philosoph ist und sich selbst versteht, will Alles, was er von der anziehenden Kraft der Körper behauptet, nichts sagen, als: Wenn man sich die Körper als anziehend vorstellt, so lassen sich daraus die Erscheinungen ihrer Bewegung herleiten; und um zu finden, welche Erscheinungen ich in diesen oder jenen Fällen erwarten müsse, darf ich nur berechnen, welche Bewegungen

3) Vergl. mein Scherflein zur Verständigung über die Gegenstände und Methoden des Unterrichts. Ratzeburg, 1805. S. 14—27.

eine ziehende Kraft, die das durch Erfahrung uns Bekannte bewirkte, hervorbringen würde. So zeigt sich auch hier, daß all unser Erkennen eigentlich nur praktisch, nicht theoretisch ist, d. h. daß wir nie in's Innre der Natur dringen und sie begreifen, aber wohl einsehen, was zu thun sey, um ihr diese und jene Wirkungen zu entlocken, um sie zu unsern Zwecken zu gebrauchen, um uns auf ihre Erscheinungen gefaßt zu halten.

Können wir also die Ankunft von Körpern aus dem Monde aus ziehenden Kräften der Erde und des Mondes begreiflich machen, so tritt de la Place'ns Hypothese dadurch in die Reihe derjenigen Erklärungsversuche, die vorzügliche Achtung verdienen. Und so ist es. Denn zwischen der Erde und dem Monde muß es einen Punct geben, wo die Ziehkräfte beider sich das Gleichgewicht halten. Nimmt man nun an, daß ein feuerspeiender Berg von dem Monde aus eine Masse über diesen Punct hinaus treibe, so kommt diese an eine Stelle, wo die Ziehkraft der Erde stärker auf sie wirket, und muß also zur Erde fallen. Mayer, de la Place, Olbers und Andere haben gezeiget, daß dazu eine etwas über fünf Mahl so große Geschwindigkeit, als die, womit eine vierundzwanzigpfündige Kanonenkugel mit der Ladung der Hälfte ihres Gewichtes geschleudert wird, nähmlich von 7700 Fuß in einer Secunde, höchstens eine Geschwindigkeit von 8250 Fuß gehören würde 4). Wenn nun auch auf unserer Erde

4) von Zach's monathl. Correspond. Sept. 1802, Febr. 1803. Voigt's ang. Magaz. 5. B. S. 7. ff. 6. B. S. 393.

durch vulcanische Kräfte keine Körper mit so großer Geschwindigkeit ausgeworfen werden, so sind die Mondsvulcane nach den Entdeckungen unserer scharfsehenden Mondsbeobachter verhältnißmäßig weit größer, als die unsrigen, und zudem können Mischungen in ihnen vorhanden seyn, deren explodierende Kraft derjenigen gleich kommt, welche unser Knallsilber hat, wie denn die Revolutionen der Rinde des Mondes die auf unserer Erde vorgehenden weit zu übersteigen scheinen. Bestände nun gar die wenigstens äußerst dünne Mond-Atmosphäre auch noch aus reinem Sauerstoffgas, so müßte dadurch die explodierende Kraft der Mondsvulcane ungemein verstärkt werden. Endlich muß man auch die Kleinheit des Mondkörpers und die aus seiner geringern Masse folgende geringere Anziehungskraft in Anschlag bringen, um die Wirkung, von welcher hier die Rede ist, noch begreiflicher zu finden.

Aus dem Gesagten erhellet, daß, nach unserer Erkenntniß der Naturgesetze, die Möglichkeit der Abkunft der Aerolithen aus dem Monde nicht geläugnet werden kann Indessen fehlt es auch nicht an Einwendungen gegen diese Hypothese. „Würde nicht der Mond eine große Verminderung seiner Masse leiden? und müßte diese nicht auf das Verhältniß desselben zur Erde einen merklichen Einfluß haben?“ — Allein wer weiß, auf welche Art die Natur sie wieder ersetzen mag? Und ist es schon ausgemacht, daß jede Verminderung der Mondsmasse jenes Verhältniß merklich vermindern müsse? Um dieses zu behaupten, müßten wir die Schwungkraft des Mondes besser erklären können, deren

Ableitung aus der Anziehung der Körper, so viel ich weiß, bis jetzt noch nicht ganz gelungen ist. — Und so dürfte denn auch der Grundsatz, den manche Physiker aufgestellt haben, daß die Erde aus ihrer Bahn würde verrückt werden, wenn ihre Schwere im mindesten verändert würde 5), keine so wichtige Einwendung seyn, als er scheint; weil er nicht erwiesen ist.

Übrigens erfordert diese Hypothese nicht, anzunehmen, daß jeder Luftstein bei seinem Falle gerade aus dem Monde komme. Nach den Richtungen, in denen sie geschleudert würden, könnten manche im Weltraume umher kreisen, dann aber, in ihrer Bahn gestört, zur Erde fallen.

Bei dem allen würde man zu rasch verfahren, wenn man den selenitischen Ursprung der Luftsteine nun schon für ausgemacht halten wollte. Denn gesetzt, alle vorhin angeführten Hypothesen wären keines höhern Grades der Evidenz fähig, als man ihnen bis jetzt hat geben können, so gibt es wenigstens noch eine, die alle Aufmerksamkeit verdient, und von welcher nächstens ein Aufsatz eines andern Mitarbeiters dieser Blätter reden wird.

Dietz.

Bemerkungen und Einfälle.

(Fortsetzung.)

4.

Es gibt orthodoxe Christen, welche die Beschneidung exercieren, — versteht sich, an Ducaten und Louisd'or. Den Juden ließe man diese Proselytenmacherei noch allenfalls so hingehen.

—ck.

5.

In der physischen Welt kann man freilich aus Dünger Früchte ziehen. Neulich kündigte aber Jemand ein Buch an: Die Kunst, ein gutes Mädchen, Gattinn und Hausfrau aus Kotzebue's und Cramer's Schriften zu werden. Die Kunst möchte so leicht eben nicht seyn.

—ck.

6.

Im Morgenblatt war Bretzner's Tod angezeigt, und bemerkt, daß er Verfasser des Eheprocurators, des argwöhnischen Liebhabers, und besonders des Lebens eines Liederlichen sey. War Br. mehr Verfasser des zu letzt genannten Buches, als jener Schauspiele?

—z.

5) Neue allg. Deutsche Bibl. 100. B. S. 486.

Zahlen-Charade.

Willst du wissen, was 1, 2, 3, 4 sey? 1, 2, 3, 4 veredelt 1, 2. — 3, 4 die 1, 2; dann weißt du, was 1, 2, 3, 4 ist.

v. d. Horst.

Auflösung der Charade im 17. Stücke: Pferdefuß.

Druckfehler.

Seite 123, Zeile 20, lies congiungon, statt coniungon. S. 129, Z. 13, culte, st. culta. S. 130, Z. 15, tale, st. tali. Z. 27, So weit, st. So viel. S. 131, Z. 10, felici, st felici. Z. 15, Fresca, st. Fusca. Z. 26. Ciascun, st. Ciàscun.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

19. Stück.

Montags, am 9. Mai, 1808.

Friedrich von Schiller, geboren zu Marbach am 10. November, 1759, starb zu Weimar am 9. Mai, 1805. So ist der Tag, welchen dieses Blatt an der Stirne trägt, ein Tag wehmüthiger Erinnerung für jedes Deutsche Herz, welchem das Gefühl des Schönen und Erhabenen nicht fremd blieb.

Bei Schiller's Tode.

Was tönet von des Thurmes hoher Zinne,
O Glocke, mir so wunderbar dein Klang?
Ein seltsam Graun umfänget meine Sinne,
Und in der Brust schlägt mir das Herz so bang;
Laut tönet es von deinem ehrnen Munde,
Als riefst du durch die Welt die neue Kunde.

Wie Todtenklage schwebt die Stimme nieder,
Und füllt die bange Luft gewitterschwer,
Den grauen Dom mit nächtlichem Gefieder
Umkreis't der Raben todweißagend Heer;
Und, horch! der Orgel ehrne Brust, sie tönet,
Wie Geisterruf in Nachtgewölken stöhnet.

Verstumme! Glocke, Deine Trauerklänge
Zerreissen tief erschütternd mir das Herz. —
Dich bildete ein Meister, und Gesänge
Des Meisters weiheten dein edles Erz.
O sprich, stimmst du vielleicht die Todtenklage
Für den, den ich zu nennen noch nicht wage?

Die Glocke.

Er ist's, er starb, der Meister, der mich weihte;
Um Schiller klagt mein todverkündend Erz.
Wer ist, der nicht zum Trauerchor sich reihte;
In welcher Brust, ach, bräche nicht das Herz!
O weine, Vaterland, um Schiller, weine;
Erseufzt um ihn, Thuiskon's Eichenhaine!

Doch, schaut! Azurenes Gewölke hebet
Sich in dem Glanz des Morgenstrahls empor;
Und schaut, des Sängers hoher Schatten schwebet
Hinauf zu des Olympus Götterchor.
Sein hehres Antlitz glänzt von Himmelswonne,
Und wie der Aar entschwingt er sich zur Sonne.

Er hat gesiegt! Wie von des Öta Scheitel
Einst der Alcid', entschwebet er verklärt.
Ein Dank, nicht wie der Mitwelt Kronen eitel,
Lohnt jetzt sein Lied, der höhern Palme werth.

Er hat gesiegt durch Weisheit, Schönheit, Tugend;
Aus Hebe'ns Schale trinkt er ew'ge Jugend.

Er blickt zurück, noch nicht die Welt vergessend;
Viel Theures ließ er dort zurück.
Doch dünkt, nicht mehr nach Raum und Zeiten messend,
Der Trennung Dauer ihm ein Augenblick.
Drum hebet schon den Blick der Hohe wieder,
Und göttlich strahlen die gewalt'gen Glieder.

So schmückt euch wieder denn mit frischen Kränzen,
Ihr Söhne Teut's, ihr Töchter, schweigt den Schmerz!
Begeht sein Fest mit feierlichen Tänzen,
Singt durch sein kraftvoll Lied euch Trost in's Herz.
Vergeßt, was er euch künftig sollte singen;
Wird, was er sang, doch göttlich stets erklingen.

L. Nauwerck.

Die Vergänglichkeit.

(Gespräch auf der Straße nach Basel zwischen Steinen und Brombach in der Nacht.)

Nach dem Allemannischen *).

Der Bube spricht zum Alten:

Fast immer, Vater, wann mir's Röttler Schloß
So vor den Augen steht, so denk' ich d'ran,
Ob's unser'm Hauf' einst auch einmahl so geht.
Steht's denn nicht dort so schaudrig, wie der Tod
Im Baf'ler Todtentanz? Es grauset mir,
Je länger ich's beschau'. Und unser Haus,
Es steht ja wie 'ne Kirche auf dem Berg,
Die Fenster glänzen d'rin, 's ist eine Pracht.
Schwatz, Alter, geht's dem einstens auch noch so?
Ich mein' einmahl, es könne schier nicht seyn.

Der Alte spricht:

Du guter Bursch, 's kann freilich seyn, was meinst?
's kommt Alles jung und neu, und Alles schleicht
Dem Alter zu, und Alles nimmt ein End',
Und nichts steht still. Hörst nicht, wie's Wasser rauscht?
Siehst nicht am Himmel oben Stern an Stern?
Man meint, von allen rührt sich keiner, doch
Rückt Alles weiter, Alles kommt und geht.
Ja, 's ist nicht anders, sieh mich nur d'rauf an!
Du bist noch jung, vor Zeiten war ich's auch;
Jetzt wird mir's anders, 's Alter, 's Alter kommt,
Und wo ich geh', auf Rasen oder Au'n,
In Feld und Wald, gen Basel oder heim,
's ist einerlei, ich geh dem Kirchhof zu. —
Wein' darum nicht, mein Sohn! — Bist du, wie ich,
Einst ein behaltner Mann, so bin ich nicht mehr da,
Auf meinem Grabe weiden Geiß und Schaf,
Ja wahrlich, und das Haus wird alt und wüst;
Der Regen wäscht dir's wüster jede Nacht,
Die Sonne bleicht dir's schwärzer jeden Tag,
Und im Getäfel pupperet der Wurm.
Der Regen spühlt durch das verfall'ne Dach,
der Wind
Durchpfeift die Spalten. Drüber thust auch du

*) Hebel's A. G. 3. Aufl. S. 179.

Noch deine Augen zu, es kommen Kindes Kind
Und flicken dran. Es fault im Fundament,
Und's hilft nicht mehr. Wann nach und nach man gar
Zwei tausend zählt, so liegt's im Schutte da. —
Zuletzt sinkt's ganze Dörfchen in sein Grab;
Da, wo die Kirche steht, des Vogts, des Herren Haus,
Geht mit der Zeit der Pflug. —

Der Bube spricht:

Nein, was du sagst!

Der Alte spricht:

Ja, 's ist nicht anders, sieh mich nur drauf an!
Ist Basel nicht die schönste, reichste Stadt?
's sind Häuser d'rin, 's ist manche Kirche nicht
So groß, und Kirchen, 's sind in manchem Dorf
Nicht so viel Häuser. 's ist ein Volksgewühl,
Ein Reichthum d'rin, und mancher brave Herr,
Und Mancher, den ich kannte, liegt schon lang'
Im Kreuzgang hinter'm Münsterplatz, und schläft.
's ist eins, mein Kind, es schlägt einst eine Stund',
Auch Basel geht in's Grab, und streckt noch da
Und dort ein Glied zum Boden aus, ein Joch,
'nen alten Thurm, die Giebelwand; es wächst
Hohlunder d'rauf, hier Büchen, Tannen dort,
Und Moos und Farn, und Reiger sitzen d'rauf.
's ist Schad dafür! — und sind bis dahin auch die Leut'
So närr'sch, wie jetzt, gehn auch Gespenster um,
Der Sulger, der die armen Bettelleut'
Erschrecken soll, der Lippi Läppely
Und was weiß ich, wer mehr? Was stößest mich?

Der Bube spricht:

Schwatz leiser, Alter, bis die Brücke wir
Hinüber sind, und Berg und Wald vorbei!
Dort oben jagt ein wilder Jäger, weißt's?
Und sieh, dort unten im Gebüsch, da spuckt
Das Eiermädchen, faule Eier wirft's
Seit Jahr und Tag. Hörst, wie der Laubi schnaubt?

Der Alte spricht:

Er hat den Schnupfen! Sey so närrisch nicht!
Hott, Laubi, Merz! - und laß die Todten gehn.
's sind Narrenpossen! - Je, was sagt' ich denn?
Von Basel, daß es auch einmahl verfällt. —
Und geht nach langer Zeit ein Wandersmann
'ne halbe Stund', 'ne Stund' weit d'ran vorbei,
Er schaut hinüber, - 's liegt kein Nebel drauf -
Und spricht zum Cameraden, der zur Seit'
Ihm geht: Schau! dort stand Basel einst. Der Thurm
War sonst der Peters-Kirch'; 's ist Schade drum.

Der Bube spricht:

Nein, Alter, ist's dein Ernst? Es kann nicht seyn!

Der Alte spricht:

Ja, 's ist nicht anders, sieh mich nur drauf an;
Und mit der Zeit verbrennt die ganze Welt.
Es geht ein Wächter aus um Mitternacht,
Ein fremder Mann, man weiß nicht, wer er ist,
Er funkelt, wie ein Stern, und ruft: „Wacht auf!
Wacht auf! es kommt der Tag!“ Drob röthet sich
Der Himmel, und es donnert überall,
Erst leise, lauter allgemach, wie -- war's
Nicht Anno sechs und neunzig? -- der Franzos
So unaufhörlich schoß. Der Boden wankt,

Die Thürme schwanken, Glocken schlagen an,
Und läuten selber Bethzeit weit und breit,
Und Alles bethet. Drüber kommt der Tag,
Behüth' uns, Gott! man braucht kein' Sonn' dazu,
Der Himmel steht im Blitz, die Welt im Glanz.
Darauf geschieht noch viel, jetzt fehlt dazu die Zeit;
Und endlich zündet's an, und brennt und brennt,
Wo Boden ist, und Niemand löscht's, zuletzt
Glimmt's selber ab. Wie meinst, sieht's aus darnach?

Der Bube spricht:

O Alter, sag' mir nichts mehr! Zwar, wie geht's
Den Leuten denn, wann Alles brennt und brennt?

Der Alte spricht:

Närrsch, Leut' sind nicht mehr da, wann's brennt, sie sind —
Wo sind sie? Sey du fromm und halt dich wohl! —
Wo du auch seyst, halt dein Gewissen rein!
Sieh'st, wie die Luft mit schönen Sternen prangt!
's ist jeder Stern vergleichungsweis' ein Dorf,
Und weiter oben ist 'ne schöne Stadt,
Man sieht sie nicht von dort, und halt dich gut,
So kommst in solchen Stern, und 's ist dir wohl,
Und find'st den Vater dort, ist's Gottes Will',
Die sel'ge Kunigund, die Mutter, oder fährst
die Milchstraß' auf in die verborgne Stadt,
Und schaust du seitwärts ab, was sieh'st?
Das Rötler Schloß! Der Belche steht verkohlt,
Der Blauen *) auch, zwei alten Thürmen gleich,

*) Belche und Blauen, zwei Berge in jener Gegend.

Und zwischen d'rin ist Alles ausgebrannt,
Bis tief zum Boden ab. Die Wiese †) hat
Kein Wasser mehr, 's ist Alles öd' und schwarz
Und todtenstill, so weit man schaut, -- das siehst,
Und sagst zum Cameraden neben dir:
Dort stand die Erde einst, und jener Berg
Hieß Belche sonst, nicht weit davon
Stand Wisleth einst, auch ich hab' dort gelebt,
Den Stier geführt, gen Basel Holz gebracht,
Gepflügt, gemäht, und Lichtspän' zugeschnitzt,
Ich hab' gespielt bis an mein sel'ges End',
Und möcht' jetzt nicht mehr hin. — Holt,
Laubi, Merz!

S.

Räthsel.

Entkeimt dem Schooß der mütterlichen Erde,
Lad' ich zum sel'gen Osterfest die Welt.
Mich grüßt das Kind mit tanzender Geberde;
Zu mir her treibt der Hirt in's grüne Feld.
Ein Vorbild süßen Lohns für die Beschwerde,
Des Landmanns Brust mein leises Wallen schwellt.
An mir erglänzt die Perl' andächt'ger Freude,
Zum Kranz des Herrn das köstlichste Geschmeide.

Doch wende mich, -- da deut' ich auf die Bahre;
Natur verhüllt sich dir in düsterm Flor.
Der Freudenkranz sinkt welkend aus dem Haare,
Es klagt in deinen Schmerz ein Trauerchor.
Den Liebling schützte nicht die treue Lare,
Sein Bild nehm' ich, — der Engel eilt empor.
Auf mir verschwimmt der Thau von tausend Zähren;
Ihn trinkt das Grab, um — neu mich zu gebähren.

Dräseke.

†) Ein Fluß.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
20. Stück.

Sonnabends, am 14. Mai, 1808.

Anfrage an bärtige und bartliebende Naturforscher.

Herr Hofrath Blumenbach führt in seinem interessanten Büchelchen „über den Bildungstrieb“ *) mehrere Beispiele von sonderbaren Bildungen an, die, wie jeder gebildete Leser aus Lectüre wissen wird, unter verschiedenen Völkern erblich und nationell geworden sind.

Die Weiber der Hottentotten haben so ungeheuer lange Brüste, daß sie sie ihren Säuglingen, welche sie gewöhnlich auf den Rücken binden, über die Schulter zum Saugen zuwerfen können.

Unter den Südvölkern gibt es viele, welche mit so lang gedehnten Ohrläppchen versehen sind, daß sie bis auf die Schultern reichen.

Schon Hippokrates erzählt, „daß die Colchier vor Zeiten ihren neu geborenen Kindern die Köpfe länglich gedrückt hätten, weil diese Form ihnen für Schönheit gegolten hätte. In der Folge aber sey diese Anfangs erkünstelte Form den Kindern angeboren worden, so daß sie nachher von selbst ohne alles Binden und Drücken solche längliche Köpfe bekommen hätten.“

*) S. §§. 38 bis 42.

In China, wo ein kleiner Fuß an Frauenzimmern für die größte Schönheit gilt, werden den Mädchen von Kindheit an die Füße so fest gebunden und geschnürt, daß ihr Wachsthum gehindert und gehemmt wird. Daher kommen die Chinesinnen oft mit solchen kleinen Füßchen auf die Welt, daß Europäer über ihre Kleinheit erstaunen müssen.

Selbst unsere anliegenden Ohren gehören zu den erblichen Nationalbildungen, und dienen zum Beweise, daß eine Jahrhundert lange Gewohnheit alle Beweglichkeit, wie sie noch in den Ohren verschiedener Wilden liegt, nicht bloß gelähmt, sondern gänzlich vernichtet hat. Denn jetzt wird kein Kind bei uns mit beweglichen, abstehenden, sondern mit steifen, anliegenden Ohren geboren.

In Amerika gibt es viele Nationen, welche sich nicht allein bartlos machen, sondern so gar von Natur unbärtig sind. Die Nachrichten darüber lauten zwar oft widersprechend. Allein der glaubwürdige Anton Ulloa, der Völker kennt, denen die Natur den Bart versagt hat, ist noch nicht, so viel ich weiß, widerlegt worden. Herr Hofrath Blumenbach findet die Ulloa'ische Nachricht auch gar nicht unglaublich, son-

dern sehr natürlich. Ja sie kommt thut, zur Anwendnng seiner Hypothese des Bildungstriebes (nisus formativus,) sehr gut zu Statten. Sein Bildungstrieb gibt ihm auch gleich einen Grund zur Erklärung jener Amerikanischen Bartlosigkeit an die Hand. „Die Natur, sagt er, ward endlich überdrüssig, einem Volke einen Schmuck aufzudringen, den es immer wieder vertilgte und vernichtete, und so wurden die heutigen Brasilianer, Mexikaner u. s. w. gleichsam dazu geboren, wozu sich ihre Vorfahren erst durch schmerzhafte Künste machen mußten.“

Aus allen diesen Beispielen von unnatürlichen Bildungen scheinet sattsam zu erhellen, daß die Natur dem vorwitzigen Aftergeschmacke der Völker nachgibt, und Ungestalten, als nationellen Kunstproducten, ihren Stämpel aufdrückt.

Das Bartscheren wird bekanntlich schon lange in ganz Europa für die wohlthätigste conditio sine qua non der Nettigkeit, Feinheit und äußern Liebenswürdigkeit gehalten. Greise und Jünglinge, Ehemänner und Hagestolze verabscheuen den männlichen Schmuck der Natur, und es gehört jetzt zu den unverletzlichen Gesetzen der Mode, mit einem jungfräulichen Kinne im Publicum zu erscheinen.

Läßt sich das, was Blumenbach über die von Natur unbärtigen Amerikaner sagt, auch auf die Bartschererei anwenden, und sollte, — wenn diese Sitte, den männlichen Bart durch das Schermesser zu glätten, noch Jahrhunderte lang von Generation zu Generation beibehalten wird, — die Natur endlich überdrüssig werden, den Europäern einen

Schmuck aufzudringen, den sie durch Abscheren immer wieder vernichten, so wäre es wohl schon hohe Zeit, den Bart wieder lang wachsen zu lassen, um den charakteristischen Vorzug des Mannes vor dem Weibe noch zu retten. Videant mares, ne quid facies detrimenti capiat! Denn so gleichgültig wir auch jetzt unsere Bärte abschneiden lassen, so stolz wird doch gewiß noch jeder Mann auf seine männliche Zierde seyn, daß er sie nicht gern, der Mode zu gefallen, für ein weiberartiges Kinn vertausche.

Es gibt zwar weibische Männer genug. Allein ein schöner schwarzer Bart läßt doch selbst in den Omphalischen Knechten noch etwas Männliches ahnen. Mit dem Barte verschwände aber auch der letzte Nimbus der Männlichkeit.

Sollten indeß zur Rettung der bärtigen Mannheit die langen Bärte wieder Mode werden müssen, so wären freilich die Ehemänner sehr zu bedauern, welche einer weiblichen Haus-Gerichtsbarkeit unterworfen sind. Denn die Hausherrinnen würden bald die Entdeckung machen, daß der Bart die empfindlichste Seite des Mannes sey. Allein unter der Dictatur der, dieß Mahl von der Natur geheiligten Mode könnten ja auch, wie überall, Dispensationen ertheilt werden. Vielleicht brächten dann die Bart-Dispensationen wohlthätige Wirkungen hervor. Denn denen, welche einen Befehl erhielten, wie ihn Alexander der Große, dem Plutarchus zu Folge, seinen Soldaten zuerst ertheilt haben soll, damit die Feinde sie nicht bei dem Barte fassen möchten, könnte eine unbärtige Auszeichnung einen solchen Muth einflößen, daß sie die Ketten des ehelichen Sand-

lien-Despotismus zersprengten, und als männliche Eheherren zu regieren anfingen.

„Vielleicht aber ist, — zum Troste der schwachen Ehemänner sey dieß gesagt! — die Gefahr der Bärte so groß nicht. Griechen und Römer haben sich mehrere Jahrhunderte hindurch den Bart scheren lassen, und man findet keine Spur, daß Einer von ihnen über den Verlust seines Bartes geklagt habe. Wir Europäer haben noch bis diese Stunde keinen Bartmangel, ob wir gleich seit vielen Generationen das Kinn abglätten lassen."

„Und dann scheint auch zu viel aus der natürlichen Bartlosigkeit der Amerikaner gefolgert zu werden. Denn wenn die Natur den Amerikanern deßwegen einen Schmuck nicht länger aufdringen wollte, weil sie ihn beständig vernichteten, d. h. den Bart gänzlich entwurzelten, so folgt nicht, daß sie den Europäern die männliche Zierde auch versagen wird, weil diese den Bart nicht mit der Wurzel ausziehen, sondern bloß abstutzen und beschneiden."

Diese Instanzen scheinen nicht unerheblich, sondern beachtungswerth zu seyn.

Hier sind die Gedanken, die mir dabei eingefallen sind.

Der erste Einwurf könnte wohl dadurch entkräftet werden, daß die Sitte, sich den Bart scheren zu lassen, bei den Europäern, wie bei den Griechen und Römern, nicht durch alle Zeiten hin in einem weg geherrscht, sondern auch bisweilen unterbrochen worden ist. Denn im 16. und 17. Jahrhunderte gehörten die langen Bärte zur Schönheit des Mannes.

Die Römer in den ältesten Zeiten liessen den Bart wachsen *). Daher wurden sie Bebärtete, barbati, genannt. Zur Zeit des Scipio Africanus kam das Bartscheren auf, und dauerte bis auf den Hadrian, unter welchem man den Bart wieder wachsen ließ, weil dieser mit den Barthaaren einige Gewächse am Kinne zu bedecken suchte. Dazu kommt noch, daß selbst in den Zeiten, wo das Bartabschneiden Mode war, die jungen Römer selten vor dem 21. Jahre das waldige Kinn lichten oder fällen, öfters aber bis in's 40. Jahr treiben und wachsen ließen. Der Kaiser Augustus ließ sich erst im 25. Jahre scheren. Auch wuchs den Römern bei unangenehmen und traurigen Ereignissen der Bart mehrere Jahre lang **). Bei den Griechen, die in der Regel lange Bärte trugen, wurde er aber in ähnlichen Fällen geschoren.

Daß nun in Europa die Bartlosigkeit noch nicht erblich geworden ist, davon könnte der Grund in der Laune der Mode zu suchen seyn, die die Bärte bald wachsen ließ, und bald zu scheren ge-

*) Liv. V, 41. Galli haud secus quam venerabundi intuebantur in aedium vestibulis sedentes viros, praeter ornatum habitumque humano augustiorem, maiestate etiam, quam vultus gravitasque oris prae se ferebat, simillimos Diis. Ad eos velut simulacra versi quum starent, M. Papirius unus ex his dicitur Gallo, barbam suam, ut tum omnibus promissa erat, permulcenti, scipione eburneo in caput incusso iram moviſſe. —

**) Sueton. Caes. 67. Aug. 23.

doth. Vielleicht könnte auch zur Bartlosigkeit, als Folge des Abscherens, ein längerer Zeitraum erfordert werden, als zur Unbärtigkeit, welche endlich auf das Entwurzeln folgt. Denn es läßt sich ja denken, daß die Natur das Ziel der Bartverschwindung aus Weisheit sehr weit hinausgesetzt haben könnte, um den männlichen Schmuck so lange, als möglich, zu sichern, und die Männer nicht zu früh einer Schande Preis zu geben, der sie auf ewig nicht wieder entgehen könnten. Denn hin ist hin, verloren ist verloren.

Der zweite Einwurf scheint mehr Stärke und Gewicht zu haben. Denn es ist ein großer Unterschied zwischen Scheren und Ausreissen. Hier werden die Wurzeln der Haare, welche dort unverletzt bleiben, gänzlich herausgezogen und vernichtet. Es wäre daher ganz schlußwidrig, anzunehmen, daß, weil auf das Entwurzeln erbliche Unbärtigkeit folget, das Abscheren, welches keine Wurzel verletzt, eine natürliche Bartlosigkeit zur Folge haben müsse. Nach der Analogie würde man nur schließen dürfen, daß von geschornen Vätern allmählich zwar keine von Natur unbärtige, aber doch beschorne Söhne erzeugt werden könnten. D. h. die Natur würde zwar den Bartstoff nicht vernichten, aber doch endlich dem männlichen Kinne die Kraft versagen, lange Haare zu treiben. Das Scheren würde nähmlich, wenn es Jahrhunderte lang ununterbrochen fortgesetzt würde, nach und nach das bewirken, was Blumenbach *) an den Polypen beobachtet hat. Dieser

*) A. a. O. §. 1. u. 45.

Naturforscher hat bemerkt, „daß die neu ergänzten Polypen bei allem reichlichen Futter doch weit kleiner, als vorher, waren: und ein verstümmelter Rumpf, so wie er die verlorenen Theile wieder hervortrieb, auch im gleichem Maße recht sichtlich einzukriechen und kürzer und dünner zu werden schien."

(Der Beschluß folgt.)

Rußwurm.

Logogriph.

Mein Ganzes ist gemacht, das Ganze zu ernähren,
Wenn gleich der Ton der Welt mich oft sehr wenig schätzt.
Kein Bauer und kein Fürst will mich ein Jahr entbehren,
Weil meine große Kraft sie außer Sorgen setzt.
Nimm mir mein erstes Glied, so werde ich dir sagen,
Worin die Phantasie dem stolzen Adler gleicht,
Wenn dieses Schwingen ihn hin zu der Sonne tragen,
Und jene selbst die Bahn des Sirius erreicht.
Nimm noch ein Glied mir ab, so bin ich jeder Tugend,
So bin ich Rechtlichkeit und Biedersinne feind.
Man straft gewöhnlich mich schon bey der frühen Jugend,
Weil später über mich sehr oft die Unschuld weint.

B.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
21. Stück.

Sonnabends, am 21. Mai, 1808.

Anfrage an bärtige und bartliebende Naturforscher.
(Beschluß.)

Kurze natürliche Stutzbärtchen oder vielmehr Bartwurzelchen ohne Stämmchen möchten unserem bartbeschnittenen Zeitalter, das Alles gern beschneidet, nicht unwillkommen seyn. Die männliche Welt gewänne an Zeit und an Geld. Zwei kostbare Dinge zum Genusse des Lebens.

Dagegen aber könnte jene Wahrnehmung daß ein verstümmelter Polypenrumpf, so wie er die verlorenen Theile wieder hervortreibt, auch in gleichem Maße recht sichtlich einkriecht, und kürzer und dünner wird, sehr niederschlagende Wirkungen hervor bringen, so bald sie eine Anwendung auf den Bartgrund zuließe. Denn dann würden in kurzen die Männer zu Männlein, und die Männlein zu kraftlosen Tithonen zusammen schrumpfen. Doch zum Glück für die äußere, sichtbare Mannhaftigkeit ist jene Beobachtung an Polypenarmen vielleicht nur bildlich zu deuten. Indessen mag ich aus eingekrochenen Polypenrümpfen nicht die Folgerung ziehen, daß das ewige Abscheren des Bartes auch einen nachtheiligen Einfluß auf Muth, Kraft und Mannheit haben könne.

Nun will ich, — nicht zur Entkräftung und gänzlichen Widerlegung, sondern bloß zur nähern Prüfung jenes Einwurfes, — noch die Bemerkung machen, daß doch der Bart, wenn man ihn mit einem Polypen oder Bäumchen, — nur mit dem Unterschiede, daß ihm die Ästchen fehlten, — vergliche, endlich einmahl verloren gehen könnte.

Beschneidet man einen Baum Jahr aus Jahr ein, so wird er nicht nur nach und nach die Kraft verlieren, starke Äste zu treiben, sondern auch im Stamme, und endlich in der Wurzel an Kraftlosigkeit, Schwächlichkeit und Kränklichkeit zunehmen, bis er ganz erkranket und vergeht.

Eben so mag es sich mit den Polypen verhalten. Die Anwendung auf den Bart ergibt sich von selbst.

Gleichwie ein oft beschnittenes Bäumchen erkranket und stirbt, und ein wiederhohlt verstümmelter Polyp zusammen schrumpft und endlich wohl ganz vergeht, eben so scheint die Möglichkeit eintreten zu können, daß ein unaufhörlich geschorener Bart an Kraft verlieren, und endlich in seinen Wurzeln verdorren und aussterben kann.

Um diese Möglichkeit noch heller in's Licht zu setzen, will ich eine Erscheinung

mittheilen, die ich an einem Hunde wahrgenommen habe.

Vor einigen Jahren sah ich einen schwarzen Hund, der mir eine durch mehrere Generationen hindurch veredelte Mittelgattung zwischen einem Spitz und Schäferhunde zu seyn schien, der aber nach Art der Löwenhunde am Vordertheile des Körpers etwa 1½ Zoll lange Haare hatte, hinten hingegen, von der Gegend der Vorderfüße an gerechnet, ganz kahl war. Nur hin und wieder hatte er, so viel ich mich jetzt noch erinnern kann, ganz einzeln, etwa 1 Zoll weit von einander stehende, eben so lange Haare, als an der Brust und am Halse.

Dieser Hund war wahrscheinlich von einer Mutter geworfen, oder von einem Vater erzeugt worden, den man beständig beschoren hatte. Ich sage wahrscheinlich, weil ich seiner Genealogie nicht habe nachspüren können.

Sollte nun, wenn es möglich war, daß eine Spielart von Hund, dessen Vater oder Mutter man hinten beschoren hatte, am hintern Theile des Körpers ganz kahl geboren werden konnte, es nicht auch möglich seyn, daß von seit undenklichen Zeiten geschorenen Vätern Söhne von ganz unbärtiger Natur erzeugt werden könnten?

Diese, besonders für das männliche Geschlecht, gewiß nicht unwichtige Frage wage ich weder zu verneinen, noch zu bejahen. Im Nahmen aller Bartliebhaber lege ich daher den Naturforschern folgende zwei Fragen zur Beantwortung vor:

1. Sind alle Varietäten in Gestalt und Bildung, monströse Verzerrungen und Abweichungen von den ursprünglichen Formen, welche die Hand der Natur abdruckte, und das Verschwinden selbst wesentlicher und charakteristischer Theile der Menschen nur eine Folge verjährter Gewohnheiten, welche die schöpferische Weisheit der Natur so lange foppten und hofmeisterten, bis sie, des eigensinnigen, oft lächerlichen und geschmacklosen Spiels müde, der albernen Neckerei nachgab, und jene widernatürliche Geschmacklosigkeit mancher Völker mit erblicher Monstrosität bestrafte?

2. Haben wir, wenn die Sitte, den Bart zu scheren, noch lange fortdauern sollte, zu befürchten, daß wir endlich auf ewig den männlichen Schmuck und Vorzug verlieren und von Natur unbärtig werden?

Alle bartlustigen Deutschen werden gewiß nicht mit Gleichgültigkeit einer gründlichen Beantwortung in diesen Blättern entgegen sehen.

Rußwurm.

Aus einem Schreiben eines Reisenden.

Lübeck, am 16. April, 1808.

So unbehaglich ich mich auch in den großen Handelsstädten fühle, in denen das Handelsgeräusch den Kopf betäubt, während der Handelsgeist das Herz oft verwundet, so bin ich doch immer gern hier in Lübeck gewesen, wo der zweideutige Gott Mercur in traulichen Verhältnissen mit den Musen steht.

Eine vorzüglich erfreuliche Erscheinung ist mir der hier, an den kalten Ufern der Ostsee herrschende warme Sinn für die Musik, welcher mir gestern einen herrlichen Genuß verschafft hat.

Es wurde im Concertsaale der Tod Jesu von Graun aufgeführt.

Dieses Meisterstück, (an dem selbst das hin und wieder vorkommende überladene Passagenwerk und die unnatürlichen Zerrungen einzelner Wörter, durch mehrere Notenreihen, nur wie kleine Flecken erscheinen, die man auf Rechnung des Zeitalters des Componisten setzen muß,) wurde von einem Orchester gegeben, welches größtentheils aus bloßen Dilettanten besteht. Ein lieblicher Kranz junger Mädchen aus den angesehensten Häusern zierte das Concert durch thätige Theilnahme an der Aufführung des Stücks, und so oft ich dieses auch in den bedeutenden Städten Sachsens und Süd-Deutschlands, wo die Musik recht einheimisch ist, gehört habe, so riß mich doch die Präcision und Correctheit in der Ausführung der herrlichen, bekanntlich nicht leichten Fugen zur Bewunderung hin.

Unser Overbeck, (ich nenne ihn als Deutschen sehr geliebten Dichter den unsrigen,) war gegenwärtig, und muß sich herzlich gefreuet haben, einen Sohn und eine Tochter, würdige Kinder des edeln Musenpriesters, mit dem verdientesten Beifalle singen zu hören. Beide recitierten vortrefflich, ohne bloß zu declamieren. Man vernahm deutlich die Worte, lieblich in Gesang gehüllt. In dem geistvollen Vortrage der Dem. Overbeck sprach sich die feine Bildung des Gemüths aus, wie man sie bei der Tochter eines solchen Vaters voraus setzt.

Was Herrn Overbeck betrifft, so würde ich wünschen, daß er die Consonanten etwas weniger hart aussprechen, und vermeiden möchte, daß z. B. das S nicht fast wie Z klänge.

Er sang die Arie: Ihr weich geschaffnen Seelen ꝛc., nach meinem Urtheile die schönste im ganzen Stücke, mit so viel Gefühl und Ausdruck, daß ich auf's lebhafteste davon gerührt wurde, und den früher gefaßten Wunsch, sein Tenor möchte etwas weniger weich seyn, völlig vergaß. Vorzüglich schön hat Herr von Evers gesungen. Nie habe ich einen reinern, rundern, biegsamern, volltönendern Tenor gehört. Außer einigen Recitativen, die er meisterhaft vortrug, sang er mit Dem. Lange das Duett: Feinde, die ihr mich betrübt, und so richtig und geschmackvoll er auch die darin vorkommenden schweren Passagen executierte, so stand ihm doch seine Mitsängerinn darin nicht im geringsten nach. Bei der Stärke und dem reinen, tief aus der Brust steigenden Metall-Klange ihrer Stimme mußte ich sie unwillkührlich mit Mara vergleichen, nur daß man diese wegen ihrer bekannten Häßlichkeit lieber hören, als sehen mochte, wogegen hier das Auge, während das Ohr gelabt wurde, auch nicht leer ausging.

Es war zu bedauern, daß Dem. Lange sich nicht auch auf die Arie: Singt den göttlichen Propheten, vorbereitet hatte. Diese Arie sollte nähmlich von Mad. Richardi gesungen werden, welche vor dem Concerte krank und von dem Herrn von Evers vertreten wurde. So gut sie dieser auch vortrug, so hätte ich sie, da Graun sie für den Discant gesetzt hatte, doch lieber von Dem. Lange gehört, deren Stimme recht dazu geeignet ist.

Da das Ganze eigentlich für die Kirche bestimmt ist, so mußte man die Orgel vermissen, die Flügel und Violon nicht ersetzen können.

Besonders bemerkbar wurde dieser Mangel in den Chorälen, da man zu deutlich die wiederhohlten Bogenstriche auf dem Violon vernahm, welche das Aushalten des Pedals auf der letzten Note jedes Verses vertreten sollten.

Der Director des Concerts verdient gewiß den größten Dank, den ihm Jeder zollt, der es weiß, wie mühevoll es sey, bei einem aus so viel Dilettanten bestehenden Orchester die Correctheit der Ausführung zu bewirken, welche ich hier bewundern mußte.

Die Instrumentalisten ließen mir weiter nichts zu wünschen übrig, als daß sie zu den Arien während des Gesanges noch mehr piano hätten spielen mögen.

Bemerkungen und Einfälle.

(Fortsetzung.)

7.

Es ist eine bekannte Sage, daß die Weiber der Russen an der Liebe ihrer Männer so lange zweifeln, bis sie von ihnen Schläge bekommen haben. Barclai in seinem icon animorum gibt dieß für Wahrheit aus; aber schon Olearius läugnete es, als etwas der menschlichen Natur Widersprechendes. Auf dieses Argument a priori würde ich nicht viel bauen, wenn die Sache sonst Zeugnisse für sich hätte; denn gibt es nicht tausend eben so unnatürliche und ungereimte Dinge, wozu Aberglauben und Vorurtheil die Menschen verleitet hat? Und ist nicht der einzige Grund, warum uns Meinungen und Gebräuche fremder Völker auffallen, oft der, daß wir an entgegen gesetzte von Jugend auf gewöhnt sind?

—z.

8.

Manche Menschen müssen, wie die Katzen, erst gestreichelt werden, wenn sie Funken geben sollen.

—ck.

9.

Eine vernünftige zweite Liebe ist das beste Gegengift einer ersten thörichten. So werden vom Blitz Gelähmte am besten durch Electricität geheilt.

—ck.

Zahlen-Charade.

Wenn du dich durch den 2 nur läßt vom
1 vertreiben,
So wird für dich der 1 voll Feuer Gift
nur bleiben.
Drum solltest du dem 1 dich gar zu sehr ergeben,
So mag der 1, 2 dir als 2 die Strafe geben.

S.

Auflösung der Zahlen-Charade im 18. Stücke: Menschenliebe. Des Räthsels im 19. Stücke: Gras, Sarg. Des Logogriphen im 20. Stücke: Pflug, Flug, Lug.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

22. Stück.

Sonnabends, am 28. Mai, 1808.

Das Glück.

Immer nah' und immer ferne
Schwebet des Glückes Wechselgestalt;
Jetzt zur Tiefe, jetzt in Sterne
Drängt es hinab, hinan mit Gewalt.
Nur dem einfältigen kindlichen Sinn
Gibt es die köstlichen Gaben hin.

Nahst du suchend, es entschwindet
Schnell, wie ein Traum, der sehnenden Brust;
Nirgends seine Spur sich findet,
Nirgends ein Schein geahndeter Lust.
Aber bescheidener kindlicher Sinn
Nimmt zur Genüge die Freude hin.

Willst du es mit List erhaschen?
Siehe, du hältst am Zipfel sein Kleid,
Da enteilt's im Flug, im raschen,
Und, was dir bleibt, ist drückendes Leid.
Nur dem bescheidenen kindlichen Sinn
Gibt es sich huldvoll und liebend hin.

Willst du es durch Fleiß erringen?
Oder durch glänzende Thaten und Müh'n?
Gold und Ruhm magst du erschwingen,
Göttliches wird umsonst nur verliehn.
Fern von den Sorgen der Arbeit erblüht
Himmlische Lust in des Kindes Gemüth.

Werdet darum wie die Kinder;
Freudig vertraut dem Vater euch an.
Rechtes wollt, nicht mehr, nicht minder;
Ohne zu suchen, findet ihr dann!
Schon ist auf Erden ein himmlisches Reich,
So wir nur werden den Kindern gleich!

Geibel.

Die Fasten.

Öffentliche Blätter meldeten vor kurzem, daß im Februar d. J. der Erzbischof von Genua durch einen Hirtenbrief allen Einwohnern seines Sprengels, auch den Mönchen und Nonnen, während der ganzen Fasten alle Arten von Fleisch, Eier und Milchspeisen zu genießen erlaubt habe. Bloß an einigen Tagen, nahmentlich den vier letzten der Charwoche gestattet er nur Eier und Milch, und am Charfreitage, verlange der Papst, sollen selbst diese wegfallen, wie er denn auch verbiethe, während der ganzen Fasten zu viele Gerichte auf Ein Mahl, besonders Fleisch und Fische zugleich aufzutragen, und außer der Mahlzeit Milch zu trinken.

Kein Beweis der auch bei den Machthabern in der Römischen Kirche fortschreitenden Aufklärung, wofür es vielleicht Manche übereilt halten und preisen dürften, sondern nur ein Beweis, daß die

Anstrengung, den kirchlichen Aberglauben aufrecht zu erhalten, nicht immer vermag, was sie soll. Eine Anordnung wegen der Fasten, von der Vernunft und dem Geiste des Christenthums eingegeben, würde ganz anders lauten. Sie würde zu erkennen geben, daß weder die Vernunft noch der Geist des Christenthums irgend ein Nahrungsmittel zu irgend einer Zeit, es sey denn aus medicinischen Rücksichten für einzelne Menschen, als unerlaubt ansehen lehre, daß alle äußere Kirchenzucht nur durch ihren natürlichen und nothwendigen Zusammenhang mit der Sittlichkeit, Rechtlichkeit und innern Religion des Menschen Werth erhalten könne, daß jedes Gebots willkührlicher Gebräuche und Enthaltungen dem Zweck aller wahren Religion gerade entgegen arbeite und den Nichtswürdigen es leichter mache, seinen Bübereien, wenn nicht Achtung, doch ein milderes Urtheil zu verschaffen.

Den Geist, den Zweck und den Nachtheil des nach und nach in die christliche Kirche eingedrungenen Fastenwesens zeigen deutlich einige Anekdoten, welche wir in dem Werke eines Deutschen katholischen Schriftstellers finden, der schon vor 21 Jahren diese Angelegenheit mit vorurtheilfreiem Geiste, mit Einsicht und mit Gründlichkeit behandelte *).

Ein Bandit zu Neapel gestand dem Gerichte viele Mordthaten und andere Verbrechen. Als man ihn aber fragte, ob er auch die Fasten beobachtet habe, ward er böse und fragte seine Richter, ob sie ihn denn für keinen Christen hielten?

Der Erzbischof Migazzi von Wien drang mit besonderem Eifer auf die Beobachtung der Fastenordnungen; allein zu gleicher Zeit ließ der päpstliche Nuntius daselbst durch seinen Portier Lateinisch gedruckte Fastendispensen für 17 oder 20 Kreuzer austheilen. Viele, welche dem Verhöre bei'm Beichtvater ausweichen wollten, wandten sich an den Portier, der nach keinen Gründen fragte; noch Mehrere aber fingen nun an, auch in der großen Fasten zu essen, was ihnen beliebte.

Dietz.

*) S. Geschichte der in der katholischen Kirche eingeführten und bis auf die gegenwärtige Zeit fortgesetzten Fastenanstalten, mit manchen wichtigen Bedenken, den Bischöfen Deutschlands gewidmet. Wien, 1787. Vgl. Allg. Literatur-Zeitung, 1788. Nr. 251. b.

Noch Etwas über Aerolithen.

Unter den vielen Hypothesen über die Natur der Luftsteine scheint jetzt diejenige am meisten Eingang zu finden, welche diese Natur-Producte für Trümmer irgend eines zerstörten Planeten erklärt; und, in der That, so gewagt sie auf den ersten Anblick scheinen möchte, so wird sie doch durch sehr erhebliche Momente unterstützt. Sie reimt vortrefflich mit den Beobachtungen über die in einem Zeitraum von wenig Jahren entdeckten kleinen Planeten. Denn sowohl die gegen die übrigen Planeten so unverhältnißmäßige Kleinheit dieser neu aufgefundenen Weltkörper, als auch die nicht kugelförmige Gestalt derselben, nahmentlich der Ceres und Pallas, ferner die Concentricität ihrer Bahnen, die Lage dieser Kreise an der Stelle un-

sers Systems, wo man nach dem analogischen Gesetz von den Entfernungen der Planeten unter einander schon längst einen Weltkörper vermißte, alles dieses spricht sehr für die Vermuthung, daß diese kleinen Körper ehemahls einen einzigen größern ausgemacht haben, der jene Stelle zwischen dem Mars und dem Jupiter einnahm, und den irgend eine mächtige Revolution in Trümmer zersprengte. Und wäre es denn so widersinnig, anzunehmen, daß dergleichen Trümmer unzählige gewesen wären, die vielleicht zum Theil in geschlossenen Bahnen, unsern Augen und Werkzeugen unerreichbar, regelmäßig um die Sonne kreisen, oder zum Theil sich seit Jahrtausenden in Spiral-Linien den übrigen Weltkörpern nähern, und endlich von Zeit zu Zeit in sie hineinfallen? Wäre es nicht möglich, daß in jenem Planeten sich ein zerstörendes Princip, ein elastisches Fluidum, etwa wie in dem Knallsilber, entwickelt hätte, und daß in den Trümmern jenes Himmelskörpers, noch bei ihrem Falle, sich etwas Ähnliches zeigte? Gewöhnlich fielen jene Steine herab, nachdem das Meteor sich durch eine heftige Explosion aufgelöset hatte; auch fand man sie meistens noch warm. Könnten nicht uns unbekannte Verbindungen in unserer Atmosphäre die Entwickelung jenes Fluidi und das Zerplatzen dieser Körper bewirken? Wenigstens möchte es der Mühe werth seyn, Versuche mit jenen Luftsteinen anzustellen, wobei man auf obige Bemerkungen Rücksicht nähme.

Nauwerck.

Frage an Literatoren.

Der zu seiner Zeit sehr berühmte Pädagog Michael Reander *) schrieb unter andern:

> Bedenken an einen guten Herrn und Freund, wie ein Knabe zu leiten und unterweisen, daß er ohne groß Jagen, Treiben und Eilen, mit Lust und Liebe, vom 6ten seines Alters bis auf das 18te wohl und fertig lernen möge die Gottesfurcht, Latein. Griech. Hebräische Sprachen und Künste, und endlich die ganze Philosophie. 1580.

Die Lehr-Methode Reander's war damahls in großem Ansehen und wurde allgemein nachgeahmt.

Es muß interessant seyn, sie näher zu kennen; denn geistvolle Männer schreiten ihrem Zeitalter vor, und die Nachwelt staunt Manches als etwas Neues an, was sie schon von den Alten hätte lernen können. Jenes Bedenken wird eine Darstellung der Reanderischen Methode enthalten, und verdient gewiß auch noch jetzt gelesen zu werden.

Indeß wird es unter die seltenern Bücher gehören. Schon als Reander

*) Er war im Jahre 1525 zu Sorau in der Niederlausitz geboren, studierte unter besonderer Anleitung Melanchthon's, dessen Liebling er war, als ein fleißiger Zuhörer Luther's in Wittenberg. Auf Empfehlung Melanchthon's kam er 1547 als dritter Schullehrer nach Nordhausen, und wurde im Jahre 1550 der erste Rector in dem säcularisierten Kloster Ilfeld.

(1595) starb, scheint dasselbe nicht sehr bekannt gewesen zu seyn; denn in dem, seiner Leichenpredigt angehängten Verzeichnisse seiner Schriften ist es nicht erwähnt.

Dieses Verzeichniß ist aber auch überall nicht vollständig, indem darin mehrere bekannte Schriften Neander's fehlen.

Findet sich jenes Bedenken wohl noch irgend wo, und hat man von der Lehr-Methode Neander's wohl sonstige nähere Nachrichten?

G—k.

Bemerkungen und Einfälle.

(Fortsetzung.)

10.

Es ist wahr, Tante Wintergrün hat ihre Besitzungen im Gebiethe der Schönheit verloren. Aber sie führt noch die Ansprüche darauf im Wapen; und so wie ehemahls Großbritannien die Französischen Lilien in's Wapen mahlte, mahlt sie sich noch alle Morgen die Lilien der Schönheit in's Gesicht, und die Rosen dazu.

—ck.

11.

Wer das Schminken tadelt, der tadelt die Natur, welche den Wilden lehrt, sich Gesicht und Körper zu bemahlen.

Und warum sollen unsere Damen bloß mit Nadel und Schere künstliche Blumen schaffen?

Warum sollen sie sich nicht selbst mit Rosen und Lilien aus dem Schminkkästchen schmücken, bei denen man so erbaulich an das verlorene Paradies denken kann?

G—k.

12.

Die Tobaksraucher haben die Ähnlichkeit mit den Goldmachern, daß sie — Gold in Rauch verwandeln.

G—k.

Logogriph.

Mein Ganzes, das nur aus Fäden besteht,
Ist lang, fein und weich anzufassen.
Doch muß ich, daß Ihr recht nützlich mich seht,
Bald Form und Nahmen verlassen.
Nehmt Ihr mir den Kopf, so bin ich ein Fisch,
Doch bin ich hier nicht zu Hause;
Nur selten zier' ich den häuslichen Tisch,
Doch öfter glänz' ich bei'm Schmause.
Nehmt Ihr mir den Schwanz, so zeig' ich an,
Daß hier die Erhöhungen schwinden.
Und ohne Kopf, Hals und Schwänzchen wird man
Mich nennen bei'm glücklichen Finden.
Allenfalls mögen zwei Zeichen in mir
Der Vorgänger Plätze sich wählen,
So will ich euch auch nicht weiter dafür
Mein heimliches Laster verhehlen.

B.

Auflösung der Zahlen-Charade im 21. Stücke: Weinstock.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

23. Stück.

Sonnabends, am 4. Junius, 1803.

Im Frühlinge.

Wie rinnet das Bächlein so leis' und klar,
Wie lächelt der Himmel so heiter,
Wie mahlet die Sonne sich wunderbar
In glänzenden Perlen der Kräuter!
Es klinget die Leyer mit freundlichen Tönen:
Hier wandelst und walteſt du, Geist des Schönen!

Der Blüthen und Knospen schwellende Pracht
Entfaltet ein duftiger Morgen;
Den Himmel erleuchtet die milde Nacht;
Du glüheſt, o Flamme, verborgen
Im tiefen Geiste, mit ewiger Helle
Erleuchtend des Wahren geweihete Quelle.

Des Sturmes eilender Fittich der Welt
In mächtigem Brausen verkündet:
Dort oben regieret vom Sternenzelt
Ein Wesen, das Keiner ergründet.
Und, von des Liedes Einklang begrüßet,
In Gottes Schauen das Leben zerfließet.

—ch—

Autobiographie eines Bettlers.

(Aus dem Englischen des Dr. Goldsmith.)

Ich liebe Unterhaltung, in was für einer Gesellschaft sie auch anzutreffen seyn mag, und der Witz, sey er auch in Lumpen gekleidet, ist mir jederzeit willkommen. — Ich machte vor einigen Tagen einen Spatziergang im St. James-Park gegen die Tageszeit, da die Gesellschaft ihn zu verlassen pflegt, um zu Mittage zu speisen. Nur Wenige waren in den Gängen zerstreuet, und die, welche dort blieben, schienen ihre Eßlust lieber vergessen, als aufregen zu wollen. Ich setzte mich auf eine Bank nieder, auf deren anderem Ende ein Mann in äußerst abgetragenen Kleidern saß. Wir gähnten und husteten eine Zeitlang, und räusperten uns, wie das in solchen Fällen wohl zu gehen pflegt, und ließen uns endlich in ein Gespräch ein. „Mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr, daß ich Sie anrede, sagte ich, mir däucht, daß ich Sie sonst schon gesehen habe; Ihr Gesicht ist mir bekannt.“ — „Ja, mein Herr, erwiederte er, ich habe ein Gesicht, welches Jedermann geläufig ist, wie man mir sagt; ich bin so bekannt in allen Städten, als ein Kamehl oder lebendiges Krokodill. Denn

Sie müssen wissen, daß ich diese sechzehn Jahre Hanswurst bei einer Marionetten-Bude gewesen bin. Im letzten Jahrmarkte zankten wir uns, mein Herr und ich, prügelten uns, und schieden von einander, Er, um seine Puppen an die Nadelkissen-Fabrikanten zu verkaufen, und ich, — um im St. James-Park Hungers zu sterben."

„Es sollte mir leid thun, mein Herr, wenn ein Mann von Ihrem Äußern mit einigen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hätte!"— O, Herr, antwortete er, was mein Äußeres betrifft, so bin ich Ihr gehorsamer Diener! Aber, obgleich ich eben nicht rühmen kann, daß ich vollauf zu essen habe, so gibt es doch wenig Menschen, die vergnügter sind, als ich. Hätte ich jährlich zwanzig tausend Pfund Einnahme, das würde mich freilich sehr froh machen: indessen, Dank sey dem Schicksale, obgleich ich keinen Heller habe, so bin ich dennoch herzlich froh! Habe ich drei Pfennige in der Tasche, so theile ich gern die Hälfte davon mit, und wann ich nichts habe, so mache ich mir kein Gewissen daraus, mich von irgend Jemanden tractieren zu lassen, der so gütig ist, meine Zeche zu bezahlen. — Was meinen Sie, mein Herr, zu einem Stück Ochsenfleisch und einer Kanne Bier? Sie sollen mich heute bewirthen, und ich will Sie einmahl wieder tractieren, wann ich Sie im Park finde mit großer Eßlust, und ohne Geld, ein Mittagsessen zu bezahlen."

Da ich, zu Gunsten eines lustigen Gesellschafters, eine kleine Ausgabe nicht scheue, so gingen wir sogleich in ein nahes Wirthshaus, und in wenigen Augenblicken hatten wir einen schäumenden Bierkrug und ein rauchendes Stück Ochsenbraten vor uns auf dem Tische. Es ist mit Worten nicht zu beschreiben, wie sehr der Anblick so guter Kost die Munterkeit meines Gesellschafters vermehrte. „Mir schmeckt dieses Essen, sagte er, aus drei Ursachen: erstlich, weil ich von Natur das Ochsenfleisch liebe; zweitens, weil ich hungrig bin, und endlich drittens, weil ich es umsonst habe. Kein Gericht bekommt Einem so gut, als das, wofür man nichts bezahlt."

Er fiel nun darüber her, und sein Appetit schien mit seinem guten Willen gleichen Schritt zu halten. Nachdem das Essen verzehrt war, machte er die Bemerkung, daß das Fleisch zähe gewesen wäre. „Und dennoch, mein Herr, sagte er, so schlecht es war, so schien es mir doch ein Leckerbissen zu seyn. — O, welches Entzücken gewährt Armuth und ein gesunder Appetit! Wir Bettler sind die Schooßkinder der Natur; die Reichen behandelt sie, wie eine wahre Stiefmutter; mit Nichts sind sie zu frieden. Schneidet den Braten an, wo ihr wollt, er ist unerträglich zähe; richtet ihn an mit Brühen, und auch die können ihnen keinen Appetit verschaffen. Aber für den Bettler ist die ganze Schöpfung mit Annehmlichkeiten erfüllt. Lustig, lustig, mein Herz! — Unsere Ländereien sind nirgends anzutreffen, und doch haben wir Güter überall, wo wir hinkommen. Spült eine Sündfluth den Grund und Boden von Cornwall halb weg, mir ist's einerlei, ich habe dort kein Land; fallen die Fonds, mir macht es keinen Kummer, denn ich bin kein Jude." — Ich gestehe, daß des Kerls Munterkeit bei seiner Armuth meine

Neubegierde rege machte, etwas von seinen Lebensumständen zu erfahren, und ich bath, daß er meinen Wunsch befriedigen möchte. „Das will ich thun, sagte er, und gern; nur lassen Sie uns trinken, um den Schlaf abzuwehren. Lassen Sie uns einen andern Krug kommen; einen andern Krug müssen wir haben; denn, ach, wie reizend ist ein Krug, — wenn er voll ist! Sie müssen also wissen, daß ich von sehr guter Abkunft bin; meine Vorfahren haben einigen Lärm in der Welt gemacht, denn meine Mutter rief Austern aus, und mein Vater schlug die Trommel, ja, man will behaupten, daß es in unserer Familie sogar einige Trompeter gegeben habe. Mancher Edelmann kann keinen so respectabeln Stammbaum aufweisen; doch — das hilft zu Nichts. — Da ich das einzige Kind war, so dachte mein Vater, mich zu seinem eigenen Metier zu bilden, welches darin bestand, die Trommel bei einer Marionetten-Bude zu schlagen. Meine Beschäftigung in meinen jüngern Jahren war also, der Verkündiger des Polischinell und des Königs Salomo und seiner Herrlichkeit zu seyn. Allein, obgleich mein Vater sich in den Kopf gesetzt hatte, mich alle Regimentsmärsche trommeln zu lehren, so machte ich doch keine besonderen Fortschritte, weil ich von Natur kein musikalisches Ohr hatte, und ich ging daher unter die Soldaten, als ich funfzehn Jahr alt war. So sehr ich auch das Trommelschlagen von jeher gehaßt hatte, so fand ich doch bald, daß es noch weniger nach meinem Geschmack war, eine Flinte zu schleppen; weder die eine noch die andere Handthierung gefiel mir, denn

ich fühlte eine Neigung in mir, ein vornehmer Herr zu seyn. Überdieß mußte ich noch obendrein meinem Hauptmann gehorchen; er hat seinen eigenen Willen, und ich habe den meinigen, so gut, wie Sie; nun machte ich den vernünftigen Schluß, daß es weit gemüthlicher sey, seinem eigenen Willen zu folgen, als dem eines Andern.

Das Soldatenleben machte mir also sehr bald Langeweile; ich bath um Erlaubniß, den Dienst verlassen zu dürfen, aber — weil ich ein schlanker rüstiger Bursche war, so verbath sich der Capitän mein gütiges Anerbiethen, und sagte, daß wir bei einander bleiben wollten, weil er etwas auf mich hielte. Ich schrieb meinem Vater einen recht kläglichen Brief, und bath ihn, daß er doch Geld anschaffen möchte, um mir den Abschied zu kaufen; allein der gute Mann mochte eben so gern trinken, als ich, — (mein Herr, Ihre Gesundheit!) — und die, welche gern trinken, bezahlen niemahls den Abschied für andere Leute; kurz: er antwortete gar nicht auf meinen Brief. Was war zu thun? — Habe ich kein Geld, dachte ich bei mir selbst, meinen Abschied zu kaufen, so muß ich suchen, auf eine andere Art los zu kommen; das heißt: ich muß davon laufen. — Ich desertierte, und das entsprach meinem Zwecke vollkommen so gut, als ob ich den Abschied gekauft hätte.

Gut, den Soldatendienst war ich nun glücklich los; ich vertauschte meine Montierung gegen schlechtere Kleider, und wählte die unbesuchtesten Wege, um nicht ergriffen zu werden. Eines Abends, als ich eben in ein Dorf gehen wollte, traf ich einen Mann, (er war, wie ich nachher

erfuhr, der Prediger des Orts,) den das Pferd in dem kothigen Wege abgeworfen hatte, und der im Begriff war, im Schlamm zu ersticken. Er bath mich um Hülfe; ich leistete sie, und zog ihn mit einiger Anstrengung aus dem Koth hervor. Er dankte mir für meine Bemühung und wollte weggehen; allein ich ging mit ihm, weil ich es gern sehe, daß mir Einer in seinen vier Pfählen seinen Dank abstattet. Der Prediger fragte mich nach Hunderterlei, als: wer mein Vater wäre, wo ich herkäme, und ob ich wohl treu seyn würde? Ich antwortete ihm ganz nach seinem Wunsche, und gab mir selbst das beste Lob von der Welt in Absicht meiner Nüchternheit, (mein Herr, ich habe die Ehre Ihre Gesundheit zu trinken, —) meiner Umsicht und Ergebenheit. Kurz, er brauchte einen Knecht und miethete mich. Bei ihm war ich nur zwei Monathe; wir gefielen einander nicht. Ich war Liebhaber vom Essen, und er gab mir nur schmale Bissen; ich mochte gern hübsche Mädchen leiden, und das alte Weibsbild, meine Dienstgenossinn, war bösartig und garstig. Da sie es nun Beide darauf anlegten, mich in ihrer Mitte verhungern zu lassen, so faßte ich den frommen Entschluß, sie von einem Morde abzuhalten; ich stahl die Eier, so bald sie gelegt waren; jede angebrochene Flasche, die ich erwischen konnte, wurde ausgeleert, und Alles, was mir nur Eßbares in den Weg kam, das verschwand sicherlich. Kurz, sie sahen bald, daß ich für sie nicht taugte, ich wurde daher eines Morgens verabschiedet und erhielt viertehalb Schilling Sterl. als zweimonatlichen Lohn.

Unterdessen mein Geld aufgezählt wurde, machte ich Anstalten zu meiner Abreise; zwei Hühner gackerten in einem Rebenhause, ich lief nach meiner Gewohnheit sogleich, mich der Eier zu versichern, und quartierte, um die Ältern von den lieben Kleinen nicht zu trennen, Hühner und Alles in meinen Schnappsack. Nach dieser Probe von Frugalität ging ich, mein Geld in Empfang zu nehmen, und sagte, mit meinem Schnappsack auf dem Rücken, einem Stocke in der Hand und mit Thränen im Auge meinem alten Wohlthäter Lebewohl. Ich war noch nicht weit vom Hause entfernt, als ich hinter mir rufen hörte: Steh' Dieb! Allein dieß diente nur, meine Schritte zu verdoppeln; es wäre auch einfältig von mir gewesen, stille zu stehen, da ich wußte, daß der Zuruf mir nicht gelten konnte. Doch halt! — Mir däucht, ich brachte diese zwei Monathe in des Predigers Hause zu, ohne zu trinken; wohlan! — es ist durstiges Wetter, und dieser Trunk soll mir Gift seyn, wenn ich in meinem Leben zwei Monathe dummer verlebte, als diese.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

Mit meiner Ersten hat Gewalt ihr Spiel,
Die Langeweile mit den beiden Andern.
Auf meinem Ganzen sieht man viel
Des ernsten Fleißes Auge wandern.

L. Nauwerck.

Auflösung des Logogriphen im 22. Stücke: Flachs, Lachs, flach, ach, falsch.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

24. Stück.

Sonnabends, am 11. Junius, 1808.

Autobiographie eines Bettlers.

(Aus dem Englischen des Dr. Goldsmith.)

(Fortsetzung.)

Das war gut; ich marschierte einige Tage, und siehe da, ich stieß auf eine Truppe reisender Komödianten. In dem Augenblick, als ich sie sah, pochte mein Herz ihnen entgegen; ich hatte eine gewisse angeborne Neigung zu Allem, was zu der vagabonden Lebensart gehört. Sie waren eben beschäftiget, ihren Packwagen wieder in Ordnung zu bringen, der in einem Hohlwege umgeworfen war: Ich both meine Hülfe an, sie wurde angenommen, und wir wurden sehr bald so bekannt mit einander, daß sie mich zum Bedienten annahmen. Das war ein paradiesisches Leben für mich! — Sie sangen, tanzten, tranken, aßen und arbeiteten, Alles zu gleicher Zeit. Bei meiner armen Seele, mir war, als ob ich erst anfinge, zu leben! Ich ward so lustig, wie ein Neunauge, und lachte über Alles, was sie sagten. Sie hatten mich so gern, als ich sie, ich spielte eine hübsche Figur, wie Sie sehen, und obgleich ich arm war, so war ich doch eben nicht schüchtern.

Ich liebe so ein herumstreifendes Leben über Alles; bald gut, bald schlecht; heute warm zu sitzen, und morgen zu frieren; zu essen, wann man etwas erwischen kann, und zu trinken, (-- der Krug ist ledig --,) wann ich's vor mir habe. Wir kamen den Abend nach dem Städtchen Kenterden, und mietheten ein geräumiges Zimmer im Gasthofe zum Windhund, wo wir Romeo und Julie geben wollten, zusammt der Leichenprocession, der Grabes- und Garten-Scene. Die Rolle des Romeo sollte ein Herr von dem königlichen Theater in Drury-Lane spielen, und die der Julie eine Mamsell, die zuvor noch nie auf der Bühne erschienen war, und ich sollte die Lichter putzen. Jeder vortrefflich in seiner Function! Wir hatten Spieler genug; allein die Schwierigkeit war, sie zu kleiden. Dasselbe Kleid, welches Romeo trug, zierte auch seinen Freund Merkutio, nachdem das blaue Unterfutter nach außen gekehrt war; ein großes Stück Kreppflor diente Julie'n zugleich zum Rock und zum Leichentuch. Der Mörser eines benachbarten Apothekers that uns vollkommen die Dienste einer Glocke, und unsers Wirthes Hausgenossenschaft, mit weißen Hemden angethan, machte den Leichenzug aus. Kurz, es waren nur drei von uns einiger Maßen anpassend gekleidet, nähmlich: die Wärterinn, der verhungerte Apotheker und

ich. Unsere Vorstellung erhielt allgemeinen Beifall, sämmtliche Zuschauer waren entzückt über das, was wir leisteten.

Es gibt einen Kunstgriff, durch welchen ein umherziehender Schauspieler des Beifalls jedes Mahl gewiß seyn kann, und der ist: man muß, wie wir uns theatralisch auszudrücken pflegen, etwas aus der Rolle machen. Sprechen und gesticulieren, wie im gemeinen Leben, heißt nicht spielen, und die Leute kommen nicht, um so etwas zu sehen; das natürliche Sprechen schlüpft, wie süßer Wein, über den Gaumen hin, und hinterläßt kaum einen Nachgeschmack; aber im hohen Styl eine Rolle geben, gleicht dem Weinessig, der auf der Zunge beißt, und von dem man doch etwas fühlt, wenn man ihn trinkt. Um sowohl in der Hauptstadt, als in der Provinz zu gefallen, muß man schreien, sich krümmen und in mannigfaltige Stellungen winden; man muß auf die Declamation Acht haben, an die Taschen klopfen, und sich zerarbeiten, als Einer, der die fallende Sucht hat. — Auf diese Art verdient man sich Beifall, das ist der Weg, auf dem man ihn erhält.

Da wir wegen unserer bei dieser ersten Vorstellung bewiesenen Geschicklichkeit in großen Ruf kamen, so schrieb ich natürlicher Weise einen Theil des guten Erfolges mir selbst zu; ich putzte die Lichter, und das muß ich ihnen sagen, daß ohne einen Lichtputzer ein Stück nur halb so schön seyn würde. So trieben wir es einige Wochen und zogen gute Häuser an uns; aber den Abend vor unserer Abreise wollten wir unser bestes Stück geben, worin wir unsere ganze Kraft zeigen konnten. Wir versprachen uns davon sehr viel, und

verdoppelten sogar die Entree-Preise; aber siehe da, einer unserer ersten Acteurs bekam ein heftiges Fieber. Dieß war ein Donnerschlag für unsere kleine Gesellschaft, und Alle insgesammt wollten zu ihm gehen und ihn aushunzen, daß er zu so ungelegener Zeit krank wurde, zumahl an einem Übel, was sehr kostbar werden konnte. Ich nahm diesen Zeitpunct wahr, und erboth mich, die Rolle anstatt seiner zu spielen. Es war ein verzweifelter Casus; sie nahmen mein Anerbiethen an, und ich setzte mich also in mein Kämmerlein, mit der Rolle in der Hand, und meine Flasche vor mir, — (mein Herr, Ihre Gesundheit!) um Beides einzustudieren; den folgenden Tag sollte sie probiert und bald nachher gespielt werden.

Ich fand, daß ich meinem Gedächtnisse ganz erstaunlich zu Hülfe kam durch Trinken; ich lernte meine Rolle ungemein geschwind, und sagte dem Lichterputzen auf ewig Lebewohl. Ich merkte, daß die Natur mich zu etwas Besserem bestimmt hatte, und war entschlossen, sie bei guter Laune zu erhalten. Wir kamen zusammen, um zu probieren, und ich erzählte meinen nunmehrigen Collegen und vormahligen Gebiethern von der gewaltigen Veränderung, welche ich in mir fühlte. Der kranke Herr, sagte ich, braucht sich gar nicht zu grämen, wenn er etwa nicht wieder gesund wird, ich will seinen Platz zu Aller Zufriedenheit ausfüllen; er mag auch in Gottes Nahmen sterben, wenn er es zuträglich findet; ich mache mich verbindlich, daß er nie vermißt werden soll. Ich sagte meine Rolle auf, prahlte und gebehrdete mich wie toll, und — erhielt

Beifall. Sie kündigten nun an, daß ein neuer Schauspieler von Bedeutung auftreten würde, und sogleich waren alle ersten Plätze bestellt.

Bevor ich jedoch die Bühne betrat, kam ich auf den vernünftigen Gedanken, daß ich, der der Gesellschaft eine gute Einnahme verschaffte, billiger Weise auch meinen Antheil von dem Überschusse bekommen müsse. Ich redete also die Gesellschaft folgendermaßen an: Meine Herren, ich will mir nicht anmaßen, Ihr Directeur zu seyn; fern sey es von mir, Ihnen so mit Undank zu lohnen; allein Sie sind so gütig gewesen, meinen Nahmen auf dem Komödien-Zettel bekannt zu machen, und können unter jetzigen Umständen nicht ohne mich spielen. Um Ihnen also von meiner Dankbarkeit einen Beweis zu geben, so verlange ich nur, für meine Rolle eben so bezahlt zu werden, als einer von Ihnen, sonst kündige ich den Handel auf. Ich will meine Lichtscheren schwingen und Lichter putzen, wie sonst. — Das war ein unwillkommener Antrag! Indessen sahen sie zeitig genug ein, daß es unmöglich war, ihn abzulehnen: er war unwiderstehlich, unumstößlich. — Sie willigten ein, und ich trat einher als König Bajazet. Meine gerunzelte Stirn war umwunden mit einem Strumpf, der zu einem Turban geformt war, und meine gefesselten Hände klirrten mit einer Bratenwenderkette. Die Natur schien mich zu dieser Rolle geschaffen zu haben, ich war lang und hatte eine gewaltige Stimme. Mein Erscheinen erregte schon allgemeinen Beifall; erst übersah ich lächelnd alle Zuschauer nach der Reihe, und dann machte ich einen sehr tiefen und zierlichen Bückling, denn das ist unter uns so hergebracht. Da es eine sehr leidenschaftliche Rolle war, so feuerte ich meine Geister (— der Krug ist meist leer!) durch drei volle Gläser Branntewein an. Beim Allah! es ist unbeschreiblich, wie ich hindurch fuhr! Tamerlan war nur ein Dummkopf gegen mich; denn obgleich er zu Zeiten laut genug schrie, so war ich doch noch lauter, als er. Und dann standen mir noch über dieß Attitüden im Überfluß zu Gebothe. Gewöhnlich hielt ich meine Hände so gefaltet über der Herzgrube; so machen sie's im Drury-Lane Theater, und das thut allezeit eine gute Wirkung. — Der Krug würde ledig werden, ehe ich alle meine Verdienste würde aufzählen können; kurz, ich debutierte wunderschön. Mein Succeß war von der Art, daß ich selbst einem zum Ritter geschlagenen Ochsenbraten die Lorberen streitig machen konnte. Nach geendigtem Schauspiele kamen die vornehmsten Herren und Damen zu mir, um mir über den guten Erfolg meines Spiels Artigkeiten zu sagen; der Eine lobte meine Stimme, ein Anderer meine Figur. Auf meine Ehre, sagte des Edelmanns Frau, der kann einen der besten Acteurs in Europa abgeben! Ich sage es, und ich meine, daß ich etwas davon verstehe. — Dem Anfänger ist es sehr angenehm, gelobt zu werden, und er nimmt es als eine Gunstbezeigung auf; allein, wenn wir mit Lobe überhäuft werden, so betrachten wir es als eine Schuldigkeit, welche bloß unsern Verdiensten zukommt. Anstatt mich zu bedanken, lobte ich mich immer selbst mit. — Man verlangte, daß wir unser Stück noch ein Mahl geben sollten; es

geschah, und ich wurde noch mehr beklatscht, als das erste Mahl.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdote.

Der Prinz von ** gebrauchte das Bad zu ***. Die Regierung ließ ihm überall, auch bis zum Wasser, eine Ehrenwache folgen. Diese glaubte, ihre Pflicht so genau erfüllen zu müssen, daß sie dem Prinzen sogar nachlief, wann er, nach dem Bade, sich durch schnelle Bewegung erwärmen wollte. Ein neuer Ankömmling, der von der Anwesenheit des Prinzen und der Ehrenwache nichts wußte, hielt ihn in einem solchen Augenblicke für einen flüchtigen Arrestanten, und wollte ihn für die nacheilenden Soldaten fest halten.

C.

Bemerkungen und Einfälle.

13.

Weiberfeinde -- die sich ihr Urtheil vom Dr. Luther sprechen lassen mögen -- behaupten, daß viele Mädchen sich in den Ehestand, wie in eine Versorgungs-Anstalt begeben. Ich behaupte, daß es bei Manchen eine reiche Fülle des Herzens sey, welche sie an den Altar führt, die Fülle eines Herzens, welches gern recht viele Männer beglücken möchte, und dem es bei den Beschränkungen des Mädchenstandes dazu an Gelegenheit fehlt.

Ein Französischer General schreibt vor hundert Jahren in einem Briefe an eine vornehme Dame in seinem Vaterlande, daß er in Mayland ein Kloster gefunden habe, in welchem sich viele Mädchen wegen der Besuche der jungen Herren im Sprachzimmer und vor dem Gitter einkleiden ließen. Ungalant genug nennt er dieß libertinage, was man doch nur ein liebevolles weiches Herz nennen sollte.

Wenn es solcher Klöster viele gäbe, sollte dann nicht der Ehestand für viele — Damen und Herren — überflüssig werden?

G—k.

Charade.

Mein Erstes rufst du oft verwundernd aus.
Auch ist's das Ziel, nach dem, so oft vergebens,
Der Philosoph sich müht; ja, alles seines Strebens
Gehalt und Zweck drückt dieses Wörtlein aus.
So oft er aber auch die Antwort fand,
So oft entstand aus ihr die alte Frage.
Es einzusehn, wiefern er ihre Antwort fand
Und daß er mehr nicht fand,
Als so etwas, woraus von neuen sie entstand, —
Das ist, was auch der Afterweise sage,
Das Höchste, was der echte Weise fand.
Erst dann, wann er zu dieser Höh gelangt,
Mag er, dem Schiffer gleich, mein Zweites fröhlich rufen.
Was aber meine beiden Sylben schufen,
Nimm, wenn im Winter dir vor meinem Zweiten bangt,
Es mit, und — keck darf ich es sagen —
Die lange Weile wird dich nimmer plagen.

Dietz.

Auflösung der Charade im 23. Stücke: Landcharte.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.

25. Stück.

Sonnabends, am 18. Junius, 1808.

Autobiographie eines Bettlers.

(Aus dem Englischen des Dr. Goldsmith.)

(Beschluß.)

Endlich verließen wir diese Stadt, um einem Pferderennen beizuwohnen, welches anderswo gehalten wurde. Nie werde ich ohne Thränen der Dankbarkeit und Achtung an Kenterden denken. Die Damen und Herren daselbst sind, Sie können mir's auf mein Wort glauben, competente Richter über das Schauspielwesen. Hier, mein Herr, stoßen Sie an, lassen Sie uns ihre Gesundheit trinken! — Wir verließen die Stadt, sage ich, und es war ein weiter Abstand zwischen meiner Ankunft und Abreise; als Lichtputzer war ich eingewandert, und als Held zog ich wieder aus! — So geht's in der Welt; — heute klein, morgen groß. Ich könnte hier Manches über diesen Gegenstand sagen, etwas wahrhaft Erhabenes von dem Steigen und Sinken des Glücks; aber — es würde uns Beide nur mißmuthig machen, darum will ich es übergehen.

Das Pferderennen war vorbei, als wir in der nächsten Stadt anlangten, ein Umstand, der uns einen Strich durch die Rechnung machte. Indessen waren wir gesonnen, Alles mitzunehmen. Ich spielte auch da Hauptrollen, und führte sie, wie immer, sehr brillant aus. Ich glaube in der That, ich wäre einer der ersten Acteurs in Europa geworden, wenn mein wachsendes Verdienst gehörig gepflegt worden wäre; allein ein unfreundlicher Frost zerknickte mich in der Blüthe, und warf mich noch ein Mahl unter die gemeinen Menschen. Ich spielte den Heinrich Wildair; alle Damen vom Lande waren entzückt. Ich durfte nur meine Dose aus der Tasche ziehen, so erscholl das Haus von Einem Freudengeschrei, und wann ich meinen Prügel handhabte, so dachte ich, sie würden sämmtlich Convulsionen bekommen.

Es war dort ein Frauenzimmer, welches neun Monathe lang in London war erzogen worden, und deßwegen Anspruch auf Geschmack machte; dieß erhob sie, wo sie nur hinkam, zur unumschränkten Herscherinn über den Ton. Man erzählte ihr von meinen Verdiensten; Jedermann lobte mich, allein sie weigerte sich lange, mich spielen zu sehen. Denn, meinte sie, von einem umher ziehenden Schauspieler könne man nichts, als dummes Zeug, erwarten. Sie schwatzte allerlei zu Garrick's Lobe, und düpierte die Weiber durch ihre

Kenntnisse von Aussprache und Gradation der Stimme. Endlich ließ sie sich bereden, zu kommen, und mir wurde es heimlich gesteckt, vor was für einer Richterinn ich das nächste Mahl spielen sollte. Ich ließ mich jedoch keineswegs dadurch in's Bocks-horn jagen, und kam heraus als Sir Heinrich, eine Hand in der Hosentasche, die andere im Busen, ganz, wie es im Drury-Lane gebräuchlich ist. Aber — anstatt auf mich zu sehen, richteten sämmtliche Zuschauer ihre Blicke auf die Dame, die neun Monathe in London gewesen war; von ihr erwarteten sie die Entscheidung, ob ich den Generalsstab ferner führen, oder zu einem Komödienzettel-Träger herab sinken sollte. — Ich öffnete meine Dose, nahm eine Prieße; die Dame war ernsthaft, und ernsthaft waren Alle. — Ich zerschlug meinen Prügel auf des Rathsherrn Smuggler's Buckel; Alles blieb düster und traurig, die Dame gähnte und zuckte die Ackseln. Ich versuchte, dadurch wenigstens ein Lächeln zu erzwingen, daß ich selbst lachte; aber kein Teufel wollte mitlachen. Es wollte Alles nichts helfen. Meine gute Laune war erzwungen, mein Lachen verkehrte sich in ein hysterisches Grinsen, und unterdessen ich affectierte, guter Dinge zu seyn, verrieth mein Auge die Angst meines Herzens. Kurz, die Dame kam mit dem Vorsatze des Mißfallens, und Mißfallen fand sie an mir; mein Ruf erlosch, ich bin hier, und — (der Krug ist fort!)

— m —

Vorschlag.

Bei der zum Erstaunnn üppigen Vegetation des Deutschen Parnasses, wo die Tulpen, Nelken, Aurikeln, Amaranthen und unzählige Gewächse von der Ceder bis zum Ysop einander drängen, darf es uns gar nicht wundern, wenn das Linneische Pflanzensystem bald nicht mehr ausreichen sollte, die neu aufkeimenden Sträuche, Blumen, Kraut und Unkraut zu benennen. Es möchte darum kein übler Vorschlag seyn, wenn man unsern Schriftstellern an die Hand gäbe, nun zum fünften und sechsten Schöpfungstage überzugehen, und das Thierreich in das Pflanzenreich auf die Weide zu schicken, um das Überflüssige abzugrasen. Warum könnte z. B. ein Journal oder anderes Product des Autorreichs nicht so gut der Gimpel, die Älster, der Rabe, der Guckguck, der Uhu, der Papagey, oder ein Musen-Almanach nicht das Sperlingsnest, ein Recensionswerk das Wespennest heißen, als anders, oder warum sollte ein Buch nicht statt eines Pflanzen-Nahmens den eines vierfüßigen Thiers haben können? Z. B. das Schaf, der Maulwurf, der Pavian. Ganz besonders reichhaltig an Nahmen ist vorzüglich das zahlreiche Affengeschlecht; und dann bleiben ja noch die selbsterfundenen Thiere der Alten übrig. So z. B. würden ja unsere modernen Mystiker gewiß unter den geheimnißvollen Hieroglyphen der alten Ägyptischen Weisheit vortreffliche Lastthiere finden, um ihre theosophischen Carfunkelsteine, die Tinctur der Weisen und andere Artikel dieser Art zu Markte zu bringen. Da sind ja die Grillen, Centauren, Sphinxe, und die wunderbare Chimäre, die so, wie meh-

rere Geschöpfe, gleichsam mehrere Facultäten in sich vereinigt, und recht füglich zu einem encyclopädischen Symbol unsers auf's Höchste gebildeten Zeitalters zu empfehlen wäre.

N—ck.

Machtspruch.

Doctor Marx, ein gelehrter und wackerer Arzt zu Hannover, schrieb eine Monographie über den Eichelnkaffe, und empfahl diesen so schön und dringend gegen Scropheln der Kinder und mancherlei Krankheiten des Unterleibes, daß er eine allgemeine Mode-Arzenei wurde, und die Andreäische Apotheke genug zu thun hatte, Eichelnkaffe zu verfertigen, um alle auswärtigen Bestellungen zu befriedigen. Das Deutsche Publicum glaubte nähmlich, unter Marx'ens Aufsicht von Hannover den besten zu erhalten, so wie ehemahls den Schierlingsextract aus Wien durch den Leib-Medicus v. Störck. Genug, die Sache machte viel Aufsehen und Gerede. Zu dieser Zeit nun trat der durch seine schlichte Deutschheit bekannte Hof-Medicus Schmidt von Haidenstein in eine Wirthsstube, wo eben zum Lobe dieser Arzenei viel cerliert wurde, als sogleich einer aus der Gesellschaft ihm entgegen kam, und fragte: Herr Hof-Medicus, haben Sie Marx'ens Abhandlung über den Eichelnkaffe gelesen? Was halten Sie davon? Härre, hal he't Muhl! war die Antwort, het is alles Narrenspuffen, Marx het dat den Schwinen taun Tort gedahn! Man muß sich hierbei erinnern, daß Marx ein Jude war.

Wh.

Bemerkungen und Einfälle.

(Fortsetzung.)

14.

Herr von Archenholz nennt sich seit dem 14. October 1806 nicht mehr: vormahls Hauptmann in Königlich Preussischen Diensten. Aber das Comma hinter seinem Nahmen, worauf diese Angabe sonst alle Mahl folgte, ist bis diese Stunde auf dem Titel seiner Minerva geblieben. Zum Zeichen, daß ihm jetzt etwas fehlt. — Beiläufig gesagt: Die Angabe war falsch. Herr v. Archenholz war, wie er irgend wo in seinen Schriften selbst erzählt, Lieutenant in Preussischen Diensten, und erhielt mit dem Abschiede den Charakter als Hauptmann. Er war also vormahls Lieutenant, und ist jetzt Hauptmann.

R.

15.

Das weibliche Herz ist eine Festung, die selten durch Sturm genommen wird. Man hungere sie aus!

R.

16.

„Die Weiber", sagt der Verfasser einer Anzahl Paragraphen im Morgenblatte, „können nie ganz aufrichtig seyn, auch wenn sie wollen. Sie begreifen sich selbst zu wenig. Eine Frau, die sich ganz begriffe, hörte auf, Weib zu seyn, und würde bloß Mensch." Dieser Ausspruch verräth, daß der Verfasser sich selbst ganz zu begreifen glaubt; beweiset aber eben dadurch, daß er sich weit weniger begreift, als manches Weib sich begreifen mag.

— z.

Der Arzt auf der Jagd.

Herr Lenhardt, er, die Zier der Facultät,
Ging einstens über Feld, an einem schönen Morgen,
Um einen Kranken zu besorgen,
Der seine Hülfe sich erfleht.
Er ging; zwar hätt' er können fahren,
Denn hochberühmt war seine Arzenei.
Und wahr ist's, seine Curen waren
Gar heilsam. — Er befand sich trefflich wohl dabei.
Ein Freund der edeln Jägerei,
Ging er, die Flinte auf dem Nacken,
Um allenfalls so nebenbei
Ein fettes Hühnchen einzusacken.
Da kam des Wegs ein Bauersmann daher
Schon kannt' er unsern Arzt. „Nun gar noch ein Gewehr!
Rief er. Herr Doctor, he! meint Er etwann,
Er werde fehlen seinen Mann?"

L. Nauwerck.

Räthsel.

Ich wurde, als lange die Erde,
Mit Allem, was da ist, schon war;
Mich rief nicht ein mächtiges „Werde!"
Nur Noth war es, die mich gebar.
Mit reichlichen Gliedern versehen,
Bin ich doch von Körper nur klein.
Ich habe schon Moden gesehen,
Ohn' etwas geältert zu seyn.
Man schuf mich, um Weisheit zu lehren,
Und doch fehlt mir Sinn und Verstand.
Man hält mich besonders in Ehren,
Doch werd' ich auch schändend genannt.
Ich bin das unschuldigste Wesen,
Und doch ist kein Laster geschehn,
Es ist in mir immer gewesen,
Es ist in mir immer zu sehn.
Ich sage die heimlichsten Dinge,
Und Niemand ist stummer, als ich.
Ja! selbst wenn ich Lügen nur bringe,
So schiebt man die Schuld nicht auf mich.
Mit mir baut man Schlösser im Winde,
Ich lasse die Wahrheit oft sehn,
Durch mich wird oft Tugend zur Sünde,
Durch mich wird das Laster oft schön.
An Kraft ist mir nichts zu vergleichen,
Und dennoch regiert mich ein Kind.
Ich muß das Geforderte reichen,
Wenn's Kronen und Zepter auch sind.
Doch, um so zu wirken, zerfetzet,
Zerstückelt, zerreisset man mich.
Mir werden die Glieder versetzet,
Denn jedes wirkt einzeln für sich.
Bei allem dem hab' ich nur Freunde,
Es möchten denn Kinder mich scheun,
Denn hätt' ich noch andere Feinde,
So werden das Dummköpfe seyn.
Ich habe seit meinem Entstehen
Unzählbare Kinder gezeugt,
Und will man als Vater sich sehen,
So bin ich stets dazu geneigt.
Zwar sind meine Kinder verschieden
An Größ', an Witz und Verstand,
Doch wird dieß vom Vater beschieden,
Denn mir fehlt es ganz, wie bekannt.
Doch könnt ihr noch leichter mich kennen,
Wenn ihr vor die Stirne mir seht,
Denn dann werd' ich mich euch nennen,
Indem da mein Nahme selbst steht.

B.

Auflösung der Charade im 24. Stücke: Wieland.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

26. Stück.

Sonnabends, am 25. Junius, 1808.

Hans und Verene.

Nach dem Allemannischen *).

's gefällt mir doch nur Eine,
Gefällt mir ganz gewiß.
O, wenn ich doch das Mädel hätt'!
Es ist so flink und wundernett,
So wundernett;
Ich wär' im Paradies.

Wahr ist es, sie gefällt mir;
Das Mägdlein hätt' ich gern!
Es hat beständig frohen Muth,
Und ein Gesicht, wie Milch und Blut,
Wie Milch und Blut,
Und Augen, wie ein Stern.

Und wenn ich's seh' von weiten,
Schießt's Blut mir in's Gesicht;
Es wird mir um das Herz so knapp,
Das Wasser läuft die Backen 'nab,
Die Backen 'nab,
Mir ist, wie? weiß ich nicht.

Am Dinstag früh bei'm Brunnen
Redt's frei mich so noch an:
„Komm, Hans, hilf ziehn, was fehlet dir?
Was dir nicht recht ist, sage mir,
Ja, sag' es mir!"
Mein Lebtag denk' ich dran.

Ich hätt's ihr sollen sagen, —
Verwünschte Blödigkeit! —
Und wenn ich doch nur reicher wär';
Und wär' mir nicht mein Herz so schwer,
Mein Herz so schwer,
Gäb's noch Gelegenheit.

Gleich auf und fort, jetzt geh' ich;
's wird jäten im Salat.
Und sag's ihm, wenn ich irgends kann,
Und schaut es mich nicht freundlich an,
Nicht freundlich an,
Bin morgen ich Soldat.

Ein armes Kerlchen bin ich,
Arm bin ich, das ist wahr;
Doch that ich niemahls Unrecht noch,
Gewachsen bin ich sauber doch,
Das bin ich doch,
Damit hat's nicht Gefahr.

Was wispert im Gebüsche,
Als ob dort 'was verkehrt?
Es reget sich, es rauscht im Laub,
Behüth' mich Gott, der Herr, ich glaub',
Ich glaub', ich glaub',
Es hat mich wer gehört.

„Da bin ich ja, da hast mich!
Sag', willst du mich denn nicht?
Schon seit dem Herbst hab' ich's gemerkt;
Am Dinstag hast mich ganz bestärkt,
Ja, ganz bestärkt;
Und warum sagst's denn nicht?

*) S. Hebel's Allemannische Gedichte. 3. Aufl. Carlsruhe. 1806. S. 133.

Bist du nicht reich an Renten,
Und bist nicht reich Gold,
Ein ehrlich Herz geht über's Geld,
Und schaffen kannst in Haus und Feld,
In Haus und Feld,
Und schau', ich bin dir hold!"

O Vreneli, was sagst mir!
Ist's wahr? ist's wirklich? ja?
Du hohlst mich aus dem Fegfeu'r 'raus,
Nein, länger hielt' ich's nicht mehr aus,
Nein, nicht mehr aus!
— Ja, freilich will ich, ja!

Sp.

Über die Erzeugung des Torfes.

Daß der Torf ein von fetten Theilen durchdrungenes Gewebe mehr oder minder verfaulter, oder auch nur dicht zusammen gefilzter Pflanzen sey, darüber sind die Naturforscher schon lange einig gewesen. Die Art seiner Entstehung wußten sie freilich nicht ganz bestimmt anzugeben; allein man hielt es für wahrscheinlich, daß sich im Wasser an niedrigen Stellen mit einer Grundlage von Thon- und Mergelerde, die also dasselbe nicht durchlassen, allerlei Sumpf- und Wasserpflanzen erzeugen, sich mit den Wurzeln in einander verweben, durch ihre eigene Schwere und durch andere auf diesem Wurzelgewebe wachsende Pflanzen niedergedrückt werden, zum Theil sich mehr oder minder erhalten, sich besamen und verbreiten, zum Theil aber in Fäulniß übergehen, wobei sich viele fette Theile aus ihnen entwickeln, noch mehrere aber als Erdöhle hinzufließen 1). Auch nahm man an, daß diese Erzeugung sehr langsam geschehe 2), und ob er wieder wachse, darüber wagte Hirzel, nach vielen Untersuchungen, nicht abzusprechen 3).

Ohne Zweifel entsteht nicht aller Torf auf eine ganz gleiche Weise, und gebraucht nicht durchaus gleich lange Zeit, und ob er wieder wachse, hängt gewiß davon ab, ob die Umstände, welche ihn erzeugten, fortdauern, wieder eintreten, oder sich verändert haben.

Dieses läßt sich besonders aus den lehrreichen Erfahrungen schließen, welche der Holländische Naturforscher Marum gemacht hat 4).

Er ließ im J. 1784 in einem Garten bei Harlem ein kleines Bassin etwa 10 Fuß tief graben, um einige Chinesische Goldfischchen darin zu halten. Die Erde war gar nicht morastig, und hatte lange zum Bau der Pflanzen bis auf eine Tiefe von 5 Fuß gedient. Ihre Unterlage bestand aus einem bläulichen Sande. Um die Wände des Bassins zu befestigen, ward das Ganze mit Holz ausgeschlagen.

1) Vgl. die für Ökonomen sehr nützliche Abhandlung des Herrn Forstinspectors Becker: Vom Torf, dessen Gewinnung, Verkohlung und Benutzung; in der Monathsschrift von und für Mecklenburg. 1790. 12. St. S. 783 ff.

2) Ebend. S 785.

3) S. Höpfner's Magaz. für die Naturkunde Helvetiens, 2. B. S. 244. ff. Vgl. Allg. Literatur-Zeitung, 1788. Nr. 268, und Allg. Deutsche Bibliothek, 81. B. S. 566.

4) S. Voigt's Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde, 6. B. S. 342. ff.

Seit dem Jahre 1786 bemerkte Marum, daß es viel von seiner Tiefe verloren hatte, ohne daß er die Ursache fand. Er sah einige Wasserpflanzen, die sich schnell vermehrten und oft das ganze Becken anfüllten, so daß er sie wegnehmen lassen mußte, damit die Fische sichtbar blieben. Die Pflanzen vermehrten sich immer mehr, und in demselben Maße verminderte sich die Tiefe des Beckens. Im Jahr 1789 ward der Garten durch eine hohe Fluth überschwemmt und viel Schlamm in das Becken geführt. M. wollte es bis auf den Grund ausleeren lassen. Als die Arbeiter sagten, sie seyen damit fertig, verwunderte er sich, daß es nur 6 Fuß tief war. Sie versicherten aber, festen Boden gefunden zu haben. Er befahl, so tief auszustechen, bis sie auf bläulichen Sand träfen, der den Grund des Beckens ausmachte. Nun fand sich, daß sich hier eine 4 Fuß dicke Torfschicht gebildet hatte.

Die ganze Zeit der Ansammlung hindurch hatte M. fast keine anderen Pflanzen in dem Bassin bemerket, als den Wasserlug (myriophyllum Spicatum Linn.) und die Brunnenconferve. (So heißt es nähmlich in Voigt's Magazin, und dabei ist die Linneische Benennung conferva rivularis angegeben. Allein die Brunnenconferve heißt bei Linne conferva fontanalis, und ist von der C. rivularis, Bachconferve, noch verschieden *). Es erhellet also nicht deutlich, welche von beiden Marum in seinem Teiche sah; vermuthlich aber kommt es in Absicht des

*) Vergl. Blumenbach über den Bildungstrieb. §. 28.

Nutzens, den man aus seinen Bemerkungen ziehen kann, nicht darauf an.) Nach der Ausstechung des Beckens bemerkte man keine Conferven weiter, der Wasserlug aber vermehrte sich so stark, daß man ihn mehrmahls im Jahre wegschaffen mußte. Auch jetzt nahm die Tiefe des Beckens ab, wiewohl nicht so schnell, als vorher. Marum ließ es im Jahre 1798 wieder ausstechen; es fand sich aber bloß Schlamm, kein Torf.

Es scheint sich also in stehendem Wasser vorzüglich und schnell aus der Brunnen- und Bacheonferve Torf zu bilden, wovon M. den Grund darin sucht, daß diese Pflanze nicht leicht in Fäulniß übergeht, durch ihr größeres eigenthümliches Gewicht im Herbste sich in den Schlamm versenkt, und die andern Vegetabilien, womit sie vermengt ist, mit sich nimmt. Da über das der Wasserlug, dessen Reste bei dem ersten Versuche erhalten waren, eine Zerstörung erlitten hatte, als die Conferve nicht mehr mit ihr vegetierte, so scheint diese auch die sie umgebenden Pflanzen gegen die Fäulniß zu bewahren.

Auf diese Bemerkungen lassen sich sehr leicht Versuche gründen, die denn höchst wahrscheinlich zu der Kunst, Torf hervorzubringen, führen würden.

Über zwei sprichwörtliche Redensarten.

I.

Der Ausdruck: Zank um Ziegenwolle (de lana caprina, Horat. Ep. Lib. I. ep. 18.), nach dessen Entstehung neulich gefragt ward, wird von Einigen daher geleitet, daß die Ziegen keine Wolle haben,

also um Ziegenwolle streiten, so viel sey, als um ein Unding streiten. Aber durch jene Redensart deutete man nicht auf einen Streit über Undinge, sondern über Armseligkeiten; auch wird lana nicht bloß von eigentlicher Wolle (der Schafe) gebraucht, und selbst lana caprina kommt als wahre Benennung bei Ulpian vor *). Gegen eine andere, schon von Erasmus (Adag. Chil. I. Cent. III. 53.) angeführte Erklärung, die das Sprichwort von dem Unwerthe der Ziegenhaare ableitet, läßt sich einwenden, daß die Ziegenhaare gewiß früh gebraucht und wohl nicht verächtlich gehalten sind. Am meisten hat daher wohl die von Gesner (im Thes. s. v. lana) und, wie es scheint, auch schon von Erasmus vorgezogene Meinung für sich, daß das Sprichwort durch einen, jenem über des Esels Schatten ähnlichen Streit darüber, ob der Bock lanam oder pilos (setas) habe, veranlaßt sey. Bestimmte Nachricht aber von einer solchen Begebenheit findet sich, so viel ich weiß, nirgends.

Dietz.

2.

Die sprichwörtliche Redensart: über des Kaisers Bart streiten, mit welcher man einen unnützen, überflüssigen Streit bezeichnet, hat der Diplomatik ihren Ursprung zu verdanken.

Es fanden sich nähmlich Urkunden von Karl dem Großen, in deren Siegel sein Gesicht mit einem Barte abgebildet war. In den Siegeln anderer, auch angeblich von ihm herrührenden Urkunden fehlte der Bart. Es entstand daher bei den Diplomatikern darüber Streit, ob Karl einen Bart getragen habe, oder nicht, und ob die ersten oder die letzten Urkunden echt seyen.

Als dieser diplomatische Streit längst gehoben war, sagte man von demjenigen, der über bekannte ausgemachte Dinge disputierte, er streite über des Kaisers Bart.

G—k.

*) Dig. XXXII. 70. Lana legata etiam leporinam lanam et anserinam et caprinam credo contineri.

Bei der Aufführung des Schauspiels Heinrich Reuß von Plauen.

Seht, Mord und Todtschlag, Thränen, Blut!
O seht, was auch der Glaube thut,
„Der Glaube, der mit Bergen spielet *)“.
Wohl aufgeschaut, ihr Herzen, die ihr fühlet!
O niedliche Erhabenheit;
O du erhabne Niedlichkeit!
Wenn unsre Thränen nur in ihrem wilden Drang
Die edeln Ritter nicht gar von der Bühne spülen;
Jedoch, wie kam's, daß es dem Dichter nicht gelang,
Trotz seines Glaubens Kraft, mit dem Parnaß zu spielen?

Nauwerck.

Auflösung des Räthsels im 25. Stücke: das Alphabet.

*) Dieser eben so starke, als witzige Ausdruck ist dem benannten Schauspiele entlehnt.

Zu diesem Stücke gehört eine musikalische Beilage.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.

27. Stück.

Sonnabends, am 2. Julius, 1808.

Fragmente aus dem Leben des berühmten Johann Joachim Winckelmann.

Potest e casa vir magnus exire.

Vom Pastor Schultze zu Sahms 1).

Wer kennt ihn nicht, den großen Kenner und Forscher der Alterthümer und Kunstwerke, und wer wünscht nicht gern, mehr von ihm und seinem Leben zu erfahren? — Mit unbeschreiblicher Wonne sage ich es, daß er mein Landsmann war, daß er mit mir in Einer Provinz geboren wurde, und einen Theil seiner gelehrten Bildung in der Schule meiner Vaterstadt erhielt. Schon als Jüngling wallte mein Herz bei seinem Nahmen auf, und da ich das Glück hatte, mit einem seiner gelehrten Zeitgenossen bekannt zu seyn, der erst vor wenigen Jahren in hohem Alter starb, so ließ ich mir oft von dem unvergeßlichen Winckelmann erzählen, und sammelte für mich die Fragmente aus seinem Leben, die ich hier mittheile, und für deren Wahrheit ich Bürgschaft leiste.

Johann Joachim Winckelmann wurde am 12. December 1717 zu Stendal, in der Altmark, geboren. Sein Vater war ein Bürger und Schuhmacher, ein rechtschaffener, aber dabei ganz armer Mann, der seinen Sohn zu nichts weniger, als zum Studieren bestimmte. Aber schon früh zeigte unser Winckelmann, daß die Vorsehung ihn nicht zum Werktische seines Vaters bestimmt hatte. Sein wißbegieriger Geist begnügte sich nicht mit dem dürftigen Unterrichte, wie er in der Trivialschule seiner Geburtsstadt gegeben wurde; und so ließ er denn nicht ab, seinen Vater zu bitten, ihn in die dortige so genannte Lateinische Schule gehen zu lassen. Damahls waren noch die Zeiten, wo man glaubte, daß nur die Söhne der Gelehrten wieder Gelehrte werden müßten; wo man es einem Handwerker als Stolz auslegte, wenn er seinen Sohn in die Lateinische Schule schickte, und es als ein Wunder anstaunte, wenn der Sohn eines Handwerkers Theologie studierte.

1) Wer diesen Aufsatz mit dem Vollständigsten, was wir bis jetzt über Winckelmann's Leben haben: Gurlitt's biographische und literarische Notiz von J. W. (Magdeburg, 1797. 4.) vergleicht, wird finden, daß er mehrere nicht unbedeutende Zusätze und Berichtigungen zu dem Bekannten enthält.

D. Redact.

Der Überrest dieser arroganten Meinung hatte sich noch in meinen Jünglingsjahren in meiner Vaterstadt erhalten, wo man den Sohn eines Bäckers noch als den ersten nannte, der aus der Classe der Handwerker zum Studieren übergegangen sey. Dieser Gedanke machte nun auch unsers Winckelmann's Vater bedenklich, seinen Sohn einer höheren Bildungsanstalt anzuvertrauen; aber der junge Winckelmann achtete auf diese Vorstellung seines Vaters so wenig, als auf die andere: daß es nicht in seinem Vermögen sey, ihn auf dieser Schule, und noch weniger dereinst auf der Universität zu erhalten; und drang so lange in seinen Vater, bis er die Erlaubniß dazu erhielt. Das Schulgeld verdiente er sich sogleich dadurch, daß er in den Singechor trat; aber bald brachte er es auch so weit, daß er sich durch den Unterricht jüngerer Kinder so viel verdiente, als er zur Anschaffung der nöthigen Schulbücher bedurfte; und hiervon blieb mit der Zeit noch so viel übrig, daß er seinen Ältern Etwas davon zu seiner anderweitigen Unterhaltung zu Hülfe geben konnte.

Winckelmann zeichnete sich vor allen seinen Mitschülern durch beispiellosen Fleiß aus. Jugendliche Spiele waren seinen Neigungen ganz zuwider, und wenn er öfters von seinen Mitschülern in ihre Spiele hineingezogen wurde, so steckte er jedes Mahl ein Buch in die Tasche, und schlich sich davon, so bald er nur konnte, um seinem nach Kenntnissen durstenden Geiste Nahrung zu geben. Sein großes Genie, wie konnte es seinen Lehrern wohl lange verborgen bleiben? Und wie wäre ein solcher Jüngling, den die äußern Umstände so wenig begünstigten, nicht aller Aufmunterung und Unterstützung werth gewesen? Diese fand er denn auch bei dem gelehrten Rector Tappert, zu Stendal, der ihn in sein Haus nahm, ihm den freien Gebrauch seiner Bibliothek gestattete, und ihm außer den gewöhnlichen Schulstunden noch Unterricht gab. Hier legte Winckelmann den Grund zu seinen gelehrten Kenntnissen; hier sammelte er sich eine Kenntniß von guten Büchern, die bei ihm mehr, als bloße Nomenclatur war; hier weidete er sich an den Griechischen und Römischen Classikern, und brachte manche Nacht in ihrer einsamen Gesellschaft zu. Aber dabei vergaß er es nicht, seinem Lehrer und Gönner, der des Lichtes seiner Augen beraubt war, an die Hand zu gehen, ihm aus Büchern vorzulesen, und Bücher aufzuschlagen.

Römische und Griechische Literatur, alte Geschichte und Geographie, Sprachen, und hauptsächlich Alterthümer, waren seine Lieblingsbeschäftigung. Schon als Schüler suchte er Urnen in der benachbarten Gegend auf, von welchen die Schulbibliothek zu Stendal noch einige aufbewahrt; und schon in diesen Jahren hatte er ein Verlangen, Italien wegen seiner Alterthümer und Kunstwerke zu sehen. — In seinem 16. Jahre ging er auf das Cölnische Gymnasium zu Berlin. Was Tappert ihm in Stendal gewesen war, das wurde ihm hier der Rector Bake, an den er von Tappert empfohlen war. Allein sein Berlinischer Aufenthalt dauerte nur Ein Jahr, und die Liebe zu seinen armen Ältern führte ihn wieder nach Stendal zurück. Mit offenen Armen empfing ihn der alte ehrliche Tappert, und verschaffte ihm da-

durch, daß er ihn zum Präfectus des Singechors machte, eine noch kräftigere Unterstützung. — Im 19. Jahre seines Alters, 1736, verließ er Stendal, — vielleicht, weil Tappert jetzt starb, — und bezog die Schule zu Salzwedel, wo damahls Scholle der erste Rector der eben vereinigten Alt- und Neustädter Schule war. Das dortige Schulbuch, worin auch mein unberühmter Nahme steht, meldet bloß seine Aufnahme unter die Zahl der Commilitonen der ersten Classe, aber nicht seinen Abgang zur Universität; daher es ungewiß bleibt, ob er von der Schule zu Salzwedel, oder von einer andern nach Halle gegangen ist, wohin er sich im 21. Jahre seines Alters, 1738, begab.

Winckelmann ging mit einer Vorliebe für die Griechische und Römische Literatur, und besonders für Alterthümer, auf die Universität, und hörte hier nur solche Vorlesungen, die mit seinem Lieblingsstudium in Verbindung standen. Sein sehnlicher Wunsch, Italien zu sehen, und die dort jetzt einem großen Theile nach ausgewanderten Alterthümer und Kunstwerke aus eigener Ansicht kennen zu lernen und zu beschreiben, erwachte in Halle mit neuer Stärke. Um den Vorschmack davon zu genießen, unternahm er von Halle zuerst eine Reise nach Dresden. Hier wurde er vollends begeistert, und sann, als er nach Halle zurück gekommen war, unaufhörlich darauf, wie es möglich zu machen sey, Italien und andere Länder zu besuchen. Nach einem Aufenthalt von drittehalb Jahre zu Halle nahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Rittmeister von Grollmann in Osterburg an 2), und in der Folge im Halberstädtischen 3). Von dort aus trat er einmahl 4) eine Reise nach Frankreich zu Fuße an, und unter süßen Träumen hatte er schon Frankfurt am Main 5) erreicht, als das damahls anrückende Französische Kriegesheer ihm umzukehren geboth. Ein angemessenerer Wirkungskreis fand sich einigermaßen für ihn, als ihm das Conrectorat in Sehausen angetragen wurde, welches er 1742 annahm. Aber auch dieses Amt war für einen Mann von so ausgebreiteten Kenntnissen noch nicht das rechte, und Winckelmann würde es nicht angenommen haben, wenn jetzt nicht sein alter Vater der Unterstützung so sehr bedurft hätte, die er ihm von der kleinen Einnahme dieser Stelle zufließen lassen zu können meinte.

2) Nach anderthalb Jahren bezog er die Universität Jena, um Medicin und höhere Geometrie zu studieren. Die Nothwendigkeit aber, für sein Auskommen zu arbeiten, hinderte ihn an der Erreichung seines Zwecks. Er lernte hier besonders die Italienische und Englische Sprache. Mit dem Gedanken, sich nach Berlin zu wenden, reisete er über Halle, wo ihm seine zweite Hauslehrerstelle angetragen ward. d. R.

3) Bei dem Oberamtmann Lamprecht zu Hadmersleben. Vergl. Winckelmann's Briefe, herausg. v. Daßdorf. 1. Th. S. 9. f. d. R.

4) Durch Jul. Cäsar's Beschreibung des Gallischen Krieges veranlaßt. Gurlitt. S. 9. d. R.

5) Vermuthlich richtiger gibt Gurlitt Gellnhausen an. d. R.

Winckelmann leistete hier mehr, als seine vertrauteren Freunde von ihm erwarteten, die seinen Hang zum Selbststudieren kannten, und deßwegen die Besorgniß gegen einander äußerten, daß er die Stunden des Unterrichts wohl nicht mit der Pünctlichkeit eines treuen Schulmannes abwarten würde; aber davor bewahrte ihn seine große Rechtschaffenheit. Bei'm Antritte seines Amtes fand er seine Schüler noch nicht weit über die Anfangsgründe der Griechischen und Lateinischen Sprache hinaus, und da sie vor ihm einen Orbilius plagosus, wie Horaz seinen Lehrer nennt, gehabt hatten, so fehlte es ihnen nicht nur an allem Geschmacke, sondern auch an aller Liebe zu den Wissenschaften. Aus diesem Schlummer weckte er sie durch seinen herrlichen Vortrag, und durch die humane Behandlung, woran es die Schulmänner um so weniger fehlen lassen sollten, da sie ja die Humaniora mit ihren Untergebenen treiben; und so wurde es ihm nun leicht, seine Schüler immer weiter zu führen, und ihnen immer nützlicher zu werden. Aber ein mächtiges Hinderniß trat ihm nun auf's neue in den Weg, als er die Bahn gebrochen hatte. Seine Schüler hatten die Alten nicht, die er mit ihnen lesen wollte. Und was that er, um sie in ihre Hände zu bringen? Er schrieb für Jeden die auserlesensten Stellen aus den Griechischen Schriftstellern mit eigener Hand ab, damit Jeder sein Exemplar vor sich hätte; und um ihnen dabei zugleich eine Vorübung im Lesen alter Handschriften zu geben, schrieb er zuletzt die Stellen mit Abbreviaturen und Unzialbuchstaben ab, wie sie in alten Handschriften gebräuchlich sind. — Um sie im Denken zu üben, trieb er mit ihnen recht fleißig die Mathematik, wovon sie so viel, als nichts, wußten, und verband damit die practische Geometrie, indem er die Gönner und Freunde der Schule ansprach, ihn zur Anschaffung des dazu nöthigen Apparats zu unterstützen.

(Der Beschluß folgt.)

Wiegenlied.

(Melodie aus der Oper: die Mitternachtstunde, componiert von Danzi.)

Schlummre, du Liebchen, der Mutter im Schooß!
Mit uns werden die Sorgen auch groß.
Dann drückt mit Qualen, mit stürmendem Schmerz,
Leben und Leiden das zagende Herz:
Drum schlafe!

Schlummern die Kinder so hold und so süß,
Träumen noch ein Paradies.
Schnell flieht die Jugend, die rasche, dahin,
Mit ihr entfliehet der fröhliche Sinn:
Drum schlafe!

Wähnen das Leben wir sorglos und froh,
Ist's doch Wahn, man träumt nur so.
Träume umgaukeln uns, lächelnd und schön,
Bis wir selbst über den Träumen vergehn
Im Schlafe.

—ch—

Charade.

Mein Erstes siehest du im Topf und in der Schüssel,
Mein Zweites ziert den Mann und nützt dem Schlüssel,
Mein Ganzes straft den Jüngling, der vergißt,
Was er dem klügern Alten schuldig ist.

Dieß.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
28. Stück.

Sonnabends, am 9. Julius, 1808.

Fragmente aus dem Leben des berühmten Johann Joachim Winckelmann.

(Beschluß.)

Eben so groß war auch sein Privatfleiß. Ohne alle Anweisung lernte Winckelmann die Mathematik und neuere Sprachen, worin er, seiner Dürftigkeit wegen, weder auf der Schule, noch auf der Universität, Unterricht nehmen konnte. Da er die Idee, Frankreich und Italien zu sehen, noch immer nicht aufgegeben hatte, so studierte er jetzt besonders die Sprachen dieser Länder, und brachte es darin in kurzer Zeit zu solcher Fertigkeit, daß er sie reden und schreiben konnte 1). Im Zeichnen hatte er es schon als Schüler ohne alle Anweisung so weit gebracht, daß es selbst dem Kenner schwer wurde, Original und Copie von einanderzu unterscheiden. Die Übung darin setzte er auch in Sehausen noch fort. Nur vier Stunden der Nacht widmete er dem Schlafe, und um ja nicht länger zu schlafen, ging er oft gar nicht zu Bette, sondern blieb in seinem Lehnstuhle vor seinen Büchern sitzen, um gleich bei seinem Erwachen wieder bei seinen Arbeiten zu seyn. Ein ganzes Jahr brachte er einmahl so zu, ohne in's Bette zu kommen, bis es ihm endlich von einem Freunde widerrathen wurde, der seinen nächtlichen Fleiß kannte, und ihn einmahl in solchen Stunden überraschte, wo er ihn im Bette vermuthen mußte, aber ihn im Lehnstuhle am Arbeitstische schlafend fand. Sein Hauptstudium blieb immer die Griechische Literatur, mit beständiger Rücksicht auf Alterthümer. Er las alle Griechischen Schriftsteller, deren er nur habhaft werden konnte, und machte weite Reisen zu Fuße, um sie herbei zu hohlen; ja, er ging selbst damit um, eine Griechische Chrestomathie und Anthologie herzus zu geben. Auch schrieb er hier einen Commentar über den Juvenal und Persius, den sein Freund, der erst vor wenigen Jahren zu Salzwedel verstorbene Superintendent Kleinow, von Winckelmann's eigener Hand geschrieben, besaß, und welcher jetzt in den Händen seines Sohnes, des Archidiaconus Kleinow in Salwedel ist 2).

1) Doch noch sehr fehlerhaft. Vgl. Daßdorf's Sammlung. 1. Th. S. 5. d. R.

2) Bloß Auszüge aus anderen Commentaren. Der Sup. Kl. war gesonnen,

Ein Mann, wie Winckelmann, der zu seinem Unterhalte so wenig bedurfte, war, wie man leicht denken kann, mit seinem kleinen Amte zufriedener, als mancher mittelmäßige Kopf, der immer an der unrechten Stelle zu stehen meint, und immer schreiet, daß man ihm einen höheren Standpunct und größeren Wirkungskreis geben solle. Verschiedentlich wurden dem Conrector Winckelmann, der höchstens ein jährliches Einkommen von 250 Thalern hatte, bessere Stellen angetragen; aber er schlug sie alle aus, weil er seinem alten Vater, den er unterstützte, hier in der Nähe war, und gestand es seinen Freunden, daß er mit seiner Lage sehr zufrieden sey, und sich keine bessere Stelle wünsche. Als aber darauf sein Vater starb, und er einige Verdrießlichkeiten in Sehausen hatte, in die der beste Schulmann gar leicht gerathen kann, ohne von seiner Seite die geringste Veranlassung dazu zu geben, so wurde natürlich seine bisherige Zufriedenheit gestört, und er wünschte sich von Sehausen weg. Er reisete in dieser Zeit nach Halle, um Bücher zu kaufen, die in einer großen Bibliothek verkauft werden sollten. Hier erfuhr er, daß der Graf von Bünau, ein Polyhistor jener Zeit, ein kritisches Verzeichniß von seiner Bibliothek anfertigen lassen wolle. Sogleich entschloß er sich, dem Grafen seine Dienste dazu anzubiethen, und that dieß 3) nach seiner Zurückkunft in einem Französischen Briefe, der bei dem Grafen ein so gutes Vorurtheil von seinen Kenntnissen erweckte, daß er, wiewohl schon mit zwei Bibliothekaren versehen, unsern Winckelmann zum dritten annahm, und ihm besonders die Sammlung von historischen Collectaneen übertrug. Winckelmann legte also im Jahre 1748 sein Conrectorat zu Sehausen nieder, und zog zum Grafen von Bünau nach Nöthenitz.

Noch eifriger, als sein Fleiß zu Sehausen, war sein hiesiger Fleiß, so daß er nach Verlauf von zwei Jahren zum Besten seiner wankend gewordenen Gesundheit sich einstweilen von seinen Arbeiten trennen, und Erhohlung bei seinen Freunden in der Altmark suchen mußte. Allein sein an Beschäftigungen gewöhnter Geist führte ihn früher nach Nöthenitz zurück, als er sich bei seiner Abreise vorgesetzt hatte. Im hohen Grade genoß er der Zufriedenheit des Grafen, und dieß mochte wohl vorzüglich den Neid Eines seiner beiden Collegen erwecken 4). Winckelmann fühlte sich von der Zeit an in dieser Verbindung nicht mehr glücklich,

diese Handschrift der Salzwedelischen Schulbibliothek einzuverleiben. S. Gurlitt. S. 7. f. d. R.

3) Eigentlich „pour copier les rares anecdotes, qui seront publiées, comme on dit,“ both er sich dem Grafen in dem der Daßdorfischen Sammlung (1. B. S. 5. f.) einverleibten Briefe an. d. R.

4) Zwischen W. und dem Bibliothekar Franke herrschte allerdings zu N. eine gewisse Kälte, und vielleicht einiges Mißtrauen; was aber Franke darüber (in der Daßdorfischen Sammlung. 1. Th. S. 109. ff.) sagt, und der Briefwechsel nach ihrer Trennung zeigt, daß Fr. den ihm schon ehemahls öffentlich gemachten Vorwurf des Neides und der Unverträglichkeit nicht verdienet. d. R.

und war im Begriffe, ein Schulamt zu Eisenach anzunehmen; aber die Sache zerschlug sich, und wurde, wie man glaubt, vom Grafen selbst hintertrieben, der eines solchen Mannes, wie Winckelmann war, nicht mehr entbehren konnte. So mußte er denn vor der Hand noch bleiben.

Aus Liebe zu den Kunstwerken und Alterthümern unternahm er von hier aus abermahls eine Reise nach Dresden. Hier lernte er den Grafen von Wackerbarth kennen, der sich nicht wenig wunderte, bei einem Manne, dessen Äußeres so wenig versprach, eine so feine Kenntniß der bildenden Künste und Alterthümer anzutreffen, und gar bald den Ausdruck zurück nahm, dessen er sich bedient hatte, als er Winckelmann in der Bilder-Gallerie traf, und ihn die Gemählde und andere Werke der Kunst betrachten sah, wovon, wie er sich ausgedrückt hatte, ein Mann, der an Griechischen Wörtern klaube, unmöglich etwas verstehen könne. Aber Winckelmann überzeugte ihn bald, daß er in diesem Fache ein Kenner sey, und gelangte nun durch den Grafen von Wackerbarth zur Bekanntschaft mit den größten Männern in Dresden, unter andern mit dem Beichtvater des damahligen Königs von Polen, durch den er dem Könige empfohlen wurde, der gerade jetzt einen Mann suchte, den er zum Ankaufe seltener Gemählde für die Dresdener Gallerie nach Italien schicken könnte. Die Stelle wurde Winckelmann angetragen. Wie groß seine Freude war, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Ein größeres Glück, als dieses, konnte ihm die Vorsehung, zu der sein Vertrauen so groß war, nicht schenken; und hätte er

sich Etwas von Gott erbitten dürfen, so wäre es dieses gewesen. Es war im Jahr 1755, da er dieses königliche Anerbiethen annahm, und seine Reise nach Italien antrat 5). Winckelmann fühlte sich in ein Paradies versetzt, so bald er Italien betreten hatte, und sehnte sich nicht wieder nach Deutschland zurück; ja, im Taumel der Freude schien er selbst seiner Freunde vergessen zu haben, bis sein „Sendschreiben über die Herku-

5) Der Hr. Verf. übergeht hier die Religionsveränderung Winckelmann's, worüber besonders ein Ungenannter in der Berlinischen Monathsschrift (1788. 12. B. S. 56. ff.) und Gurlitt authentische Nachrichten geben. Aus diesen erhellet, daß der Päbstliche Nuntius den guten W. mit der Hoffnung körnte, in Italien eine seiner Gesundheit und seinen Wünschen angemessenere Existenz zu haben, daß man aber eigentlich in ihm einen gelehrten Verfechter der Römisch-katholischen Kirche suchte, und, als er in diesen Plan nicht einging, ihn im Stiche ließ, daß W. sich beinahe ein Jahr nach seinem Abgange von Nöthenitz zu Dresden bei seinem Freunde Öser aufhielt, die Kunst studierte, dem Könige, nach erhaltener Erlaubniß, seine Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Werke in der Mahlerei und Bildhauerkunst zueignete, von dem königlichen Beichtvater empfohlen ward, und eine kleine Pension erhielt. In dieses Jahr müßte die Bekanntschaft mit dem Grafen von Wackerbarth fallen, von welcher wir sonst nichts finden. Man vgl. auch W.'s eigene Briefe (bei Daßdorf, 1. Th. S. 17 — 23.) k. A.

lanischen Seltenheiten" sie davon überzeugte, daß er noch ganz ihr Freund war. — Diese Schrift war es zugleich, wodurch er seinen Beruf zum Ausleger der Antiken Italien's der Welt documentierte. — In Rom erwarb er sich viele Gönner und Freunde, nahmentlich den großen Cardinal Albani, von dem er nicht nur sehr viel gelernt zu haben bekennt, sondern durch welchen er auch im Jahre 1763 zum Präsidenten der Akademie der Alterthümer zu Rom befördert wurde.

So war nun unserm Winckelmann, post tot discrimina rerum, sein Loos endlich auf's Lieblichste gefallen, und er stand am Ziele aller seiner Wünsche. Hier lebte er ganz unter Alterthümern, und arbeitete unermüdet an dem großen Werke, welches seinen Nahmen verewigen wird 6). Um der Alterthümer, und nahmentlich um alter Münzen willen, unternahm er im Jahre 1768 eine Reise nach Wien. Mit ausgezeichneter Hochachtung wurde er am kaiserlichen Hofe behandelt, und selbst von der Kaiserinn Maria Theresia mit alten Münzen beschenkt. Mit himmlischer Freude trat er seine Rückreise nach Rom an; aber, leider! in Triest schon fand er sein Grab. Ein Italiener, der sein Reisegefährte geworden war, und dem er aus Offenherzigkeit seine aus Wien mitgebrachten Schätze gezeigt hatte, erstach ihn mit vielen Stichen 7). So endigte Winckelmann sein merkwürdiges und thätiges Leben im 51. Jahre seines Alters; zu früh, ach! viel zu früh für einen Mann, der noch so viel leisten konnte und wollte. Ganz Deutschland und Italien fühlten seinen Verlust, und uns wird sein Nahme unvergeßlich bleiben.

6) Monumenti antichi inediti spiegati ed illustrati da Giovanni Winckelmann, Prefetto delle Antichità di Roma. Volume primo e secundo. Roma, 1767, a spese dell Autore. Er hat dieses Werk dem gelehrten und würdigen Cardinal Albani, dem er so viel zu danken hatte, dediciert. Es ist in Folio auf 5 Alphabet und 4 Bogen gedruckt, und enthält 210 Kupferstiche Theils auf ganzen, Theils auf halben Bogen, und 18 eingedruckte Vignetten. (In Italien gelten nur Folianten und Quartanten für Bücher; Octavbände, und wenn sie auch noch so stark sind, heißen nur Piecen oder Broschüren. Der Kupfer wegen konnte Winckelmann, wenn er sich auch nicht nach dem Geschmacke der Italiener hätte richten wollen, doch nicht füglich ein anderes Format wählen.) Diejenigen, die nicht Gelegenheit gehabt haben, es in großen Bibliotheken zu sehen, können es aus der alten Allgem. Deutsch. Biblioth Bd. 7. 1. und 2. Stück, näher kennen lernen, wo ein weitläuftiger Auszug daraus gemacht ist.

7) Noch jetzt tragen die Banditen in Italien einen nach Graden abgetheilten Dolch mit sich herum, und werden, wenn sie zum Meuchelmorde erkauft werden, nach den Graden bezahlt, bis zu welchen sie den Dolch in den Leib stoßen.

Auflösung des Räthsels im 27. Stücke: Milchbart.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
29. Stück.

Sonnabends, am 16. Julius, 1808.

Das Echo.

Es wandert' ein Jüngling durch Wald und Feld,
Voll Frohsinn und Kraft, in die weite Welt;
Die Heimath ließ er dahinten.
Sein Herz umfaßte die ganze Natur;
Er liebte die Blume, den Schmuck der Flur;
Sein Glaube flog auf zu den Sternen.

Des Wissens Begier erfüllt' ihm den Geist,
Die Zukunft ihm große Dinge verheißt;
Und Alles möcht' er beglücken.
Lockt gleich ihn des Thales freundliche Ruh,
Den Höhen nur strebet er rastlos zu;
Er wähnt sich dort näher dem Lichte.

Bald wogt' ihm im Innern ein mächtig Gefühl,
Ein Suchen nach unbekanntem Ziel,
Das wußt' er sich nimmer zu deuten.
Oft zog er vergebens die Leyer hervor,
Es füllen die Töne das starrende Ohr,
Und bringen nicht Frieden der Seele.

Dem glühenden Jüngling that's deutlich sich kund,
Das volle, lebendige Erdenrund
Sey einsam und leer an Freude
Dem Herzen, wenn es das Herz nicht fand,
Das ihm durch Fülle und Tugend verwandt,
Dem Geist, wenn ihm mangelt der Einklang.

Einst lag er an eines Felsen Rand,
Den die allmächtige Wunderhand
Vom Felsen da drüben getrennet.
Es schauen die Massen sich ewig an,
Doch keine der andern sich nähern kann,
Und traurig umwehn sie die Winde.

Den Jüngling ergreift dieß todte Bild,
Die Seele mit Wehmuth es ihm erfüllt,
Und scheint ihm sein Schicksal zu deuten.
Schnell greift er zur Leyer, in ihrem Klang
Zu lösen den heißen unendlichen Drang,
Das Sehnen des pochenden Herzens.

Und, horch! Im selbigen Augenblick
Gibt ihm der Felsen die Töne zurück:
Er wähnt, die Gesuchte zu schauen.
Da zieht's ihn hinüber mit wilder Gewalt,
Er will in die Arme der holden Gestalt,
Und — stürzt in den Abgrund hinunter.

C.

Rosen-Cultur im Winter.

Mancher hält die Kunst, Rosen im Winter zur Blüthe zu bringen, für schwer, klagt über mißlungene Versuche, und ermüdet. Sie ist nicht so sehr schwer; es bedarf nur einiger Erfahrung und einer sich reichlich belohnenden Sorgfalt, um

im Winter sich den Frühling in seinem Zimmer zu erzwingen.

Die so genannte Provinz- oder Centifol-Rose und die Moosrose sind zu dieser Absicht die besten. Zwar will die Monathsrose sie verdrängen. Allein der Freund des Schönen wird immer den Bau der edelern Arten vorziehen, wenn sie auch nicht so fruchtbar sind, als ihre Halbschwester.

Gesundes Blatt, volle Blüthe an niedrigem Stamme machen die Schönheit eines Rosenstockes aus. Man wähle also im Frühlinge starke Wurzelschößlinge oder Ausläufer des verflossenen Jahres, setze zwei bis drei in einen Topf mittlerer Größe in gute, fette und steinlose Erde. Man schneide sie zur Hälfte über den drei Augen, die sich zuerst zeigen, ab, stelle sie die ersten vierzehn Tage in Schatten, dann in die Sonne, und halte sie bis gegen den September feucht. Es zeigen sich gewöhnlich zwei, auch wohl drei Zweige an den Stämmen. Meistentheils blühen diese zu Ende des Sommers, und von ihnen allein ist dieß im Winter zu erwarten. Im November werden diese Stämme zum Wintertreiben vorbereitet. Man räumt die Erde aus dem Topfe bis zur ersten Wurzel, gibt dann zuerst einen oder anderthalb Zoll hoch frische Erde, belegt sie mit zerriebenem Pferdemiste, und bedeckt diesen, um den Anblick desselben zu vermeiden, wieder mit guter Erde. Alsdann schneidet man die hervor geschossenen Zweige, wie im Frühlinge den Stamm, ein, und nähert den Stock im December der gelinden Ofenwärme. Nach Verlauf einiger Wochen treiben Augen. Wann diese einen halben Zoll Länge haben, dann ist es Zeit, mit dem Stocke an's Fenster zu eilen. Er verlangt von jetzt an nur mäßige Wärme, gleiche Feuchtigkeit und Sonnenlicht. Mit dem sechsten Blatte zeigt sich die Knospe. Ist sie mit dem siebenten Blatte nicht da, so ist der Topf übertrieben, und es ist in diesem Winter keine Blüthe zu hoffen. Man vermeide besonders Staub, Umdrehen der Töpfe, Änderung des Standortes. Bei heftigem Froste, der Eis im Zimmer befürchten läßt, stelle man des Abends den Topf gegen den noch warmen Ofen, bringe ihn aber gleich des Morgens wieder an's Fenster. Auf diese Art wird man im April Rosen haben.

Derselbe Stamm kann vier bis sechs Jahr ausdauern, wenn man jährlich die Erde und das Beschneiden der Zweige erneuert. Doch ist es rathsam, jeden Frühling einen neuen Zögling anzuziehen, der im zweiten Winter am vollkommensten ist.

Wenn man den Stamm nicht beschneidet, und ihn wild wachsen läßt, so wird man freilich vielleicht vierzehn Tage früher Rosen haben. Allein die schöne Form des Strauches geht verloren.

Die Monathsrose blüht zwar ohne Mühe das ganze Jahr hindurch. Aber um schöne und große Blumen und eine Menge derselben zu haben, beobachte man folgende Regeln:

1. Man gebe dem Stocke nach obiger Vorschrift alle Herbst zum Theil, und alle zwei Jahre, am Ende Augusts, nachdem die Wurzeln eingestutzet sind, durchaus frische Erde.

2. Man gönne ihm den Stand in freier Luft bis zum Herbstfroste.

3. Man suche die großen Erneuerungszweige, die der Stock an der Oberfläche der Erde, oder an den alten Ästen das Jahr über ausstößt, und die sich mit einem Blumenbüschel endigen, zur Winterblüthe zu benutzen. Denn man sey im November unbarmherzig, schneide alle kleinen feinen Zweige bis auf Ein Auge an den jährigen großen Zweigen ab, und behandele die Nebenschößlinge an den Erneuerungszweigen eben so. Dann blühen im Januar über zwanzig Rosen zugleich. Thut man das nicht, so erhält man sparsame und kleine Blumen bei einem Überflusse an Laube. Will man den Genuß Jahr aus Jahr ein haben, so erneuere man auf solche Weise jeden Zweig, der ausgeblühet hat. Öftere frische Nahrung wird den Stamm immer bei Kräften erhalten.

S. M.

Bemerkungen und Einfälle.

(Fortsezung.)

17.

Im sechsten Jahrhundert warf ein Bischof die Frage auf, ob man die Frauen zu den Menschen rechnen könne? Es ist nicht die erste und nicht die letzte alberne Frage, die Bischöfe aufgeworfen haben. Nun findet zwar jeder Narr, wie Boileau bemerkt, einen größern, der ihn bewundert und seine Albernheiten vertheidigt, und es wäre also kein Wunder, wenn, wie das Morgenblatt (1807. No. 234.) versichert, am Ende des sechszehnten Jahrhunderts ein Ungenannter in einer weitläuftigen Lateinischen Schrift die kecke Behauptung gewagt hätte, die Frauen seyen keine Menschen. Indessen ist die Sache nicht gegründet. Die Schrift, die gemeint ist, existiert allerdings, und ist von einem Doctor der Theologie Gedicus ausführlich widerlegt worden; allein es ging diesem guten Manne, wie es noch heut zu Tage vielen Widerlegern geht, er verstand das Buch nicht, gegen das er schrieb. Denn es ist nichts, als eine Satyre auf die Socinianer, und auf die Art, wie diese ihre abweichenden Lehren zu beweisen suchten.

Dietz.

18.

Die unerhörteste Thatsache für das Literarische Publicum ist wohl diese: Milton, der Stolz der Britischen Literatur, erhielt für sein Gedicht: „Das verlorne Paradies“ nicht mehr, als zehn Pfund Sterling, und zwar in zwei Zahlungs-Terminen; dagegen verkaufte ein gewisser Hoyle seinen Tractat vom Whist-Spiel, nachdem er den Nutzen der ersten Abdrücke allein gezogen hatte, an einen Buchhändler für 200 Guineen.

19.

Es ist eine bekannte Beobachtung, daß Wahnsinnige ein unmäßiges Verlangen nach Schnupftobak haben. Ich weiß nicht, ob man schon aufmerksam darauf gemacht hat, daß dieses Verlangen bei denen, die sonst an den mäßigen Gebrauch des Tobaks gewöhnt sind, wann sie trinken, wachse, und im Rausche unwiderstehlich werde. Man behauptet, daß derselbe Fall in dem Zustande angestrengter und gereizter Phantasie bei Geistesarbeiten, nahmentlich in dem Zustande der Begeisterung des Dichters Statt finde. — In

welchem Zusammenhange lassen sich diese Erscheinungen ansehen?

R.

20.

Passerat sagt: Die Eifersucht entsteht aus der Liebe, wie der Essig aus dem Weine. R.

21.

Ein sehr richtiger Gedanke, den besonders Volkslehrer beherzigen sollten, um nicht durch erfahrungswidrige Schilderungen in ihren moralischen Vorträgen mehr zu schaden, als zu nützen, ist folgender von Johann David Michaelis: „Eben, weil der Tugendhafte gewissenhaft ist, und doch nicht vollkommen gut, wird er öfter und stärker von dem Gewissen beunruhiget, als der Leichtsinnige; ja, es ist kaum möglich, ohne große und öftere Unruhe des Gewissens tugendhaft zu werden und zu bleiben; wenigstens ist der gewiß nicht tugendhaft, dem sein Gewissen gar zu commode sitzt.“ — Die ihre Moral auf den Glückseligkeitstrieb bauen (Eudämonisten), rühmen sich ihres Festhaltens an der Erfahrung, und werfen den Puristen vor, daß sie dieselbe so ganz vernachlässigen. Allein der Purismus, wenigstens in dem Sinne Einiger (z. B. Kant's), stimmt mit der tief dringenden Beobachtung weit besser überein, als der Eudämonismus, der im Grunde nur die Resultate einer oberflächlichen Beobachtung und darauf gegründete, zur Mode gewordene, und eben darum nicht scharf geprüfte Formeln für sich hat. Wir waren durch Kant auf einen guten Weg gebracht, die Verwechselung verschiedenartiger Dinge auch in populären Vorträgen

zu vermeiden; allein ein Theil unserer neuesten Philosophen, denen es auf genaue Scheidung der Begriffe weniger anzukommen scheint, als auf Betäubung der Vernunft durch regellose Phantasie, thut Alles, die alte Verwirrung wieder auf den Thron zu setzen. So geräth man in Versuchung, dem Dichter Recht zu geben:

Man hat geforscht, geprüft, gedacht,
Man hat beschworen und verlacht
Den Weisen und den Wicht;
Den Schleier hat man aufgedeckt,
Und tausend Fackeln angesteckt;
Doch heller ward es nicht.

C'est un malheur des hommes, sagt Leibnitz, de se dégoûter enfin de la raison même et s'ennuyer de la lumière. Les chimères commencent à revenir, et plaisent, parcequ' elles ont quelque chose de merveilleux.

Dietz.

Charade.

Geliebt, gesucht, geehrt
Wird, was mein Erstes ist, selbst ohne Werth.
Auch ungerechten Haß hat's Manchem zugezogen.
Doch hat mein Zweites oft das Urtheil umgekehrt;
Gehaßt ward, was man liebt', und, was man schalt, geehrt,
Und kam mein Ganzes, war oft Lieb' und Haß verflogen.

Dietz.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
30. Stück.

Sonnabends, am 23. Julius, 1803.

Ein Wort über Kaffe und Kaffe-Surrogate.

Coffea arabica Lin., Iasminum arabicum, bei den Arabern Boon, Bon, Bunchum, auch Gahue oder Gescher genannt, ist der bekannte Kaffebaum, dessen Blätter von der Form und Größe der Kastanien sind, und welcher eine weiße, stark riechende Blüthe hat.

Von diesem Baume, der in dem glücklichen Arabien und in Äthiopien wächst, erhalten wir die allgemein beliebten Kaffebohnen. Schehabeddin Ben Abdalgiafar Almaleti hat ihrer am ersten, und zwar schon im 15. Jahrhunderte, erwähnt und sie beschrieben. Im Jahr 1715 fing man auf den Amerikanischen Inseln an, Kaffebäume zu pflanzen; auf den Asiatischen Inseln und auf der Insel Bourbon im Jahr 1716; auf Martinique 1720; auf Java 1723.

Raupes brachte den Kaffebaum 1680 nach Dijon in seinen Garten. 1710 wuchs er in einem Amsterdammer Garten aus dem Samen hervor, und heut zu Tage findet man ihn hin und wieder in Treibhäusern. Wo der Kaffebaum unter freiem Himmel wächst, gibt er das ganze Jahr hindurch Früchte. Die Haupternte ist im Mai.

Die Kaffebohnen selbst sind im Jahr 1657 zuerst nach Marseille, und von da 1669 nach Paris gebracht worden. Seit dieser Zeit wird jährlich davon eine große Menge nach Europa geführt. Du Four versichert, daß jährlich mehr, als 120000 Zentner aus Arabien zu uns kommen. Jacquin bezeugt, daß im Jahr 1756 allein aus Martinique 180000 Zentner nach Europa sind verschickt worden. Jetzt kann man behaupten, daß wenigstens 400000 Zentner Kaffebohnen jährlich zu uns gebracht werden, wofür allerdings eine artige Summe Geldes außer Landes geht.

Die Holländer bringen eine ungeheuere Menge Kaffe von Java nach Europa, so wie die Franzosen sehr viel aus der Insel Bourbon, der uns für Levantischen zwar verkauft, aber von dem Arabischen weit übertroffen wird. Der Amerikanische wird für den schlechtesten gehalten, da er oft, der größern Schwere wegen, mit Meerwasser eingeweicht werden soll, weßhalb er einen sehr übeln Geschmack hat. Der Levantische Kaffe ist der beste. Man hat davon zwei Sorten; die eine wird von Mocka, die andere von Groß-Cairo eingebracht; beide sind aber bei

uns fast nie zu haben, da sie für unsern Geldbeutel viel zu theuer sind.

Bei den Türken ist der Kaffe ein eben so übliches Getränk, wie bei den Chinesen der Thee. Sie wissen denselben so zu bereiten, daß er unendlich besser wird, als dergleichen Kaffe bei uns. Diese Kunst besteht allein in der Art, den Kaffe zu brennen, welche so beschaffen ist, daß nichts dabei wegflattert. Die Türken machen ihren Kaffe sehr stark, und trinken ihn häufig ohne Milch und Zucker. Sie leiden aber auch an dem Mißbrauche des Kaffes eben so, wie wir; er macht sie schwach, stupide und so gar lahm, besonders wenn sie den Mohnsaft (Opium) damit vermischen. Die Türken verachten ihre Landsleute, die den Kaffe nach ihrer Art mißbrauchen, eben so, wie wir unsere Branntweinsäufer.

Man hält den Kaffe für magenstärkend und eröffnend. Er soll nach der Versicherung unserer ältern Ärzte überdieß die Verdauung befördern, den Kopfschmerz heilen, das Gemüth ermuntern, das Gedächtniß schärfen und die Säure tilgen.

Du Four versichert, daß in England die Gicht und Wassersucht seltene Krankheiten geworden wären, seitdem man daselbst angefangen hätte, Kaffe zu trinken, und daß er wider den Scorbut, Durchfall und die Ruhr ein vortrefflich Mittel sey. Bontekoe behauptet so gar, der Kaffe sey eine Universal-Arzenei. Triller erzählt, daß er 1731 bei dem berühmten Boerhave gegessen, und dieser ihm versichert habe, daß außer den schönen Eigenschaften der Kaffe mit Honig ein gutes Mittel gegen die Pleuresie sey.

Zimmermann sagt: „Genug, daß der

mäßige Gebrauch des Kaffes Leuten von allen Temperamenten wenig schadet, wenn sie gesund sind, und besonders, daß er bei vielen die Verdauung befördert und das Gemüth ermuntert.“ Beide Eigenschaften sind sehr bekannt. — Wie viele Gelehrten bedienen sich des Kaffes, um ihren Geist dadurch in Activität zu setzen. Eine junge Schweizer-Dame, wovon Joh. Jacob Rousseau sagt, sie verbinde mit dem Kopf eines Leibnitz die Feder eines Voltaire, schrieb an den Ritter von Zimmermann, sie hätte ohne den Kaffe den Verstand einer Auster.

Wir sehen so viel aus dem Gesagten, daß der Gebrauch, Kaffe zu trinken, sehr alt ist, daß er von je her seine großen Anhänger und Vertheidiger gehabt hat, daß auch Mancher ihn als ein heimlich zerstörendes Gift im Publicum bekannt gemacht hat, welches jetzt um so mehr wegfällt, da unsere Art zu leben seit der Zeit immer widernatürlicher geworden ist. Ich bin dagegen überzeugt, daß, wenn wir das gehörige Verhältniß beobachten, dieß Getränk für unsere gegenwärtig durch so mancherlei Nahrungsmittel künstlich veränderte Constitution eines der heilsamsten, und in Rücksicht der Öconomie auch jetzt eines der wohlfeilsten Getränke ist *).

*) Die Kaffebohnen müssen im so genannten Brenner beständig über Flammenfeuer umgeschüttet, und nur so lange geröstet werden, bis die Bohnen eine röthlich braune Farbe erhalten. Schüttet man sie dann sogleich in ein verschlossenes Gefäß, so erhält man nachher bei dem vorzugsweise zu wählenden Destillieren einen überaus wohlschme-

Wenn wir die erwähnten Eigenschaften des Kaffes näher beleuchten, so finden wir, daß seine bekannten Wirkungen auf dem ätherischen Princip desselben beruhen. Durch dieses Princip ist der Kaffe ein flüchtig reitzendes Mittel, welches in mäßiger Gabe so beruhigend und stärkend wirkt, wie es durch übermäßigen Genuß narkotisch oder betäubend wird, und alle die übeln Folgen herbei zieht, wie ich sie aus der Ursache bei den Türken oben angeführt habe.

Bei der größten Theils angenommenen Lebensart, durch ausländische Gewürze und spirituöse Getränke unsern Körper in einem fast beständig gereitzten Zustande zu erhalten, finde ich wirklich kein Getränk, das unserer modernisierten Lebensweise angemessener und entsprechender wäre, als der Kaffe. Durch seine flüchtig reitzende Kraft besitzt er die Eigenschaft, den durch den Schlaf zwar erquickten, aber der gewohnten Reitze zur Nachtzeit entbehrenden trägen Körper schnell zu ermuntern, so wie die bei Vielen trägen Functionen des Körpers in Activität zu setzen. Daher die leichtern Ausleerungen und bei'm gewohnten Husten der leichtere Auswurf, die darauf erfolgen.

Dieß flüchtig reitzende Princip des Kaffes ist es, welches bei einem schwachen Magen und bei schwachen Verdauungs-Organen die Verdauungskraft so sehr unterstützt. Durch diesen so schnell als heilsam wirkenden Reitz sehen wir oft die

stärksten hysterischen Krämpfe plötzlich durch ihn verschwinden.

Aus diesem Grunde stärkt er den müden Wanderer, der sich darnach von neuen geboren fühlt, auch den wieder in's Leben gerufenen Kranken, da er, wie überall, auch für diesen so leicht verdaulich und erquickend ist. Aus dieser Ursache besitzt der Kaffe die Eigenschaft, die Denkkraft zu schärfen, und ist dieserhalb ein wahres Unterstützungsmittel für tief denkende Gelehrte.

Die flüchtig reitzenden Bestandtheile des Kaffes sind aber es auch, die dieß Getränk bei Kindern gänzlich verbiethen. Vernünftige Ältern und Erzieher wissen es, wie schädlich es seyn würde, solche zarten, aller diätetischen Reitze ungewohnten Körperchen durch den Kaffe zu exaltieren. Kinder, bei denen man sorgfältig alle Reitze entfernen muß, die das Blut nach dem Kopfe drängen, würden dadurch großen Gefahren ausgesetzt werden. Darum lasse man diese zarten Geschöpfe, die leider nur allein noch das Bild des natürlichen Menschen an sich tragen, bei ihrer einfachen, ungekünstelten Diät, und exponiere sie nicht durch den diesem Alter schädlichen Kaffe.

Untersuchen wir nach den erwähnten Eigenschaften des Kaffes jetzt die verschiedenen dafür empfohlenen Surrogate, und sehen, wie alle dem echten Arabischen Kaffe auch nicht auf das entfernteste gleichen, so muß in uns der Wunsch noch höher steigen, den zerrütteten Welthandel wieder hergestellt zu sehen.

Die Eicheln sind für unsern Magen keine Frucht mehr. In den alten, rohen Zeiten Arkadien's, wo man diese zur täg-

ckenden und in Absicht seiner Wirkung kräftigen Kaffe. Zwei bis drei Tassen vom Loth in dieser Art würden die angemessenste Portion seyn.

lichen Nahrung brauchte, war der Magen der Eichelnfresser, wie sie Plutarch nennt, noch nicht an ausländische Gewürze und spirituöse Getränke gewöhnt, noch nicht durch sie verwöhnt und verweichlicht, und sie konnten deßhalb und vermöge ihrer rauhern Lebensart diese harte Kost besser verdauen.

Die Eicheln enthalten viel Gerbestoff, und dieser ist es, worauf die in der Medicin gepriesene stärkende, zusammenziehende Kraft beruhet. Der verstorbene Jüdische Arzt Marcus in Hannover empfahl sie deßhalb in neuern Zeiten vorzüglich gegen manche chronisch asthenische Kinderkrankheiten, worin sie sich nach der Erfahrung als heilsam erprobt haben. Der Kindermagen, wie ich schon oben erwähnt habe, der mit einfachen, reitzlosen Nahrungsmitteln bedient wird, scheint mir aus diesem Grunde den Eichelnkaffe besser verdauen zu können, als der Magen eines Erwachsenen, und ich möchte letzterem, wenn er als Arzenei gebraucht werden soll, doch den Rath geben, ihn durch etwas Rum oder Branntewein flüchtiger reitzend, und daher auch verdaulicher zu machen. Ich weiß, daß Kinder von 8, 10 Jahren und darüber ihn auf diese Weise mit größerm Nutzen gebraucht haben.

Der Eichelnkaffe ist, vermöge seines Gerbestoffs, als tägliches Getränk gebraucht, schädlich. Durch seine für Gesunde überflüssig zusammenziehende Kraft, die ihn schwerer verdaulich macht, entsteht über kurz oder lang Magenschwäche, Brustbeklemmung, kurzer Athem, Herzklopfen, weßhalb ich Mehrere ihn wieder habe auf die Seite setzen sehen. Es ist ja ganz natürlich, so wenig ein tägliches Getränk von Chinarinde einem Gesunden frommen kann, eben so wenig der Eichelnkaffe, da beide in Rücksicht des Gerbestoffes gleicher Natur sind. Soll dieser Fehler etwa durch das Auslohen der Eicheln gut gemacht werden, welches wohl selten vollkommen geschieht, so sinkt der Kaffe davon zu den gewöhnlichen verbrannten Mehl-Surrogaten herab, und thut doch weiter nichts, als daß er unnützer Weise den Magen vexirt.

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen und Einfälle.

(Fortsetzung.)

22.

Gewisse Menschen sind keiner wahren Liebe fähig. Ihr Herzens-Thermometer steigt nur auf einen gewissen Grad, so wie sich das Wasser nur auf einen gewissen Grad erhitzen läßt. —ck.

23.

Die Pallästе des Despotismus würden öfter vom Blitz des Freiheitssinnes getroffen werden, wenn sie nicht die Bajonette zu Ableitern hätten. —ck.

Zahlen-Charade.

1 sollte billig Jedermann
In seinem Hause seyn;
Meist aber bildet, daß er's sey,
Der 2 sich irrig ein.
Drr 1, 2 existiert nicht mehr;
1 war er und auch 2.
Der Deutsche klagt, daß längst sein Geist
Von uns gewichen sey.

Sp.

Auflösung der Charade im 29. Stücke: Neujahr.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

31. Stück.

Sonnabends, am 30. Julius, 1808.

Ein Wort über Kaffe und Kaffe-Surrogate.

(Beschluß.)

Ein häufiges Surrogat des Kaffes sind die Cichorien, Wegwart oder Hindläuft. Man unterscheidet davon zwei Arten, Cichoreum sylvestre und sativum. Die erste ist wegen ihrer Bitterkeit zum Arzenei-Gebrauche, und die letzte bisher bloß als Gemüse aufgenommen. Man hat Anfangs nur die erste Art als Surrogat zum Kaffe gebraucht; da sie aber bei der zunehmenden Concurrenz der geringern Leute mühsam auf den Wiesen und Feldern zu finden waren, so hat man jetzt die zweite, nicht so bittere Sorte hervorgezogen, die nun in einigen Gegenden felderweise cultiviert, und durch Fabriken zu einem bedeutenden Handels-Artikel erhoben wird.

Der Cichorienkaffe ist zeither oft der Gegenstand der Frage gewesen, ob er schädlich sey, oder nicht, auch glaubt wirklich Mancher, sich nicht zum besten dabei befunden zu haben. Bekannte Wirkungen von ihm sind Blutwallungen, daher rührende Kopfschmerzen, Neigung zu Magenschwächen, und ich möchte hinzusetzen, daß er auf das Nerven-System einen solchen schädlichen Eindruck macht, der in der Continuation zu Schwäche und Krämpfen des Unterleibes, so wie zu Hämorrhoidal-Beschwerden Veranlassung gibt, Krankheiten, oder vielmehr Symptome der Schwäche der Verdauungs-Werkzeuge, wovon man seit den letzten 20 Jahren, da dieß Surrogat vorzüglich im Gebrauch ist, in verschiedenen Volksclassen selbst auf dem Lande so viel hört, daß man diesem Lieblings-Getränke so vieler Menschen wohl zum Theil die Ursache davon beimessen kann. Ich habe öfter Gelegenheit gehabt, vierschrötige Bauerfrauen und rüstige Bauermädchen über Magenkrämpfe und Beschwerden des Unterleibes klagen zu hören, so daß sich mir die Idee aufdrängte, es könnte wohl von dem elenden Kaffe, der größten Theils aus Cichorienpulver besteht, herrühren, zumahl da die Menschen dergleichen Sachen bei Dutzenden von Tassen pia mente hinunterschlürfen.

Der vielen andern Gelegenheits-Ursachen zu geschweigen, möchte ich wohl die Frage aufwerfen, ob dieß Getränk nicht auch dadurch eine Ursache zur dispositio arthritica gebe, und wohl selbst die Gicht dadurch erzeugt werden könnte?

Wir sind zwar nicht im Stande, hierüber eine reine Beobachtung anzustellen, da indessen Mancher aus seiner Erfah-

rung meine Vermuthung zum Theil gegründet finden wird, so würde ich doch einem Jeden rathen, dieß verdächtige Getränk aus der Reihe der Kaffe-Surrogate auszuschließen.

Ganz unschädlich halte ich den Kaffe aus gelben Wurzeln und Runkelrüben, aber auch ganz ohne die gute Wirkung, die der echte Kaffe hat. Es würde weit vortheilhafter und interessanter für die Menschheit seyn, wenn man sich mehr Mühe gäbe, aus diesen Wurzeln Zucker oder Syrup zu bereiten, da sie so viel Zuckerstoff enthalten.

Fassen wir die verschiedenen Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, Rocken, Gerste, u. s. w. als Kaffe-Surrogate zusammen. Sie enthalten alle mehr oder weniger mehlige Theile. Trocknet und dörret man sie bis zum Kaffe-Pulver, so bleibt gewiß wenig, oder gar keine Kraft darin, und dieser Kaffe würde sich auf diese Weise gleich dem gebrannten Brot besser zu Zahnpulver gebrauchen lassen.

Soll denn aber statt des echten Kaffes, den ich doch immer vorziehe, ein Surrogat zur Hand genommen werden, so rathe ich doch Jedem, einen echt Deutschen Kaffe sich bereiten zu lassen. Dieser ist eine gute Biersuppe oder Milchsuppe, oder Titulär-Schokolatesuppe von braun geröstetem Mehl, in Milch gekocht, mit dem Gelben vom Ei abgerührt, und was in dieser Art das erfinderische Genie einer guten Hausfrau noch mehr zu erdenken vermag. Nur bemerke ich hierbei schließlich, daß alle die Gelehrten und Geschäftsmänner, die durch ihren Broterwerb hinter den Arbeitstisch gekettet sind, eben so, wie die sensibeln nervenschwachen Damen den echten Arabischen Kaffe zur Erhaltung ihrer Gesundheit trinken müssen. Wer so glücklich ist, bei seiner Arbeit die Bewegung in freier Luft zu haben, der mache von dem erwähnten Deutschen Kaffe Gebrauch, und was ihm hierin an dem flüchtig reitzenden Princip abgeht, ersetze er durch eine mäßige Portion von reinem Branntewein, der ihm bei seiner Art zu leben nicht schaden wird.

V.

Bemerkungen und Einfälle.

(Fortsetzung.)

24.

Der Persische Dichter Sadi sagt: „In Gegenwart seiner Geliebten sterben, ist Leben“ — Und an einem anderen Orte: „Er mag unter die Lebenden gezählt werden, der in Gegenwart seiner Gebieterinn gestorben ist. Wer nicht liebt, ist todt am Herzen *).“

R.

25.

Wenn ich Freunde sich entzweien und wieder versöhnen sehe, so denke ich an meinen gebrochenen Finger. Der Bruch ist glücklich geheilt, und mein Finger dem Anscheine nach gerade und gelenksam, wie vorhin. Aber ich werde die Stelle, wo er brach, bis in mein Grab fühlen, und nie wird sich der Knorpel-Rand verlieren, welcher den gebrochenen Knochen verbindet. Der einzige, obgleich sehr geringe

*) S. Sketch of an Essay on the Lyrick Poetry of the Persians. By W. Ouseley, Esq. (The Oriental collections. Vol. II. No. 3. p. 270. London. 1798.)

Trost ist, daß ein gebrochener Knochen an der nähmlichen Stelle nicht leicht zum zweiten Mahle bricht, wenn er anders — gesund ist.

Und so ist es auch bei Freunden, wenn sie an Geist und Herz gesund sind.

G—k.

26.

Im Holsteinischen gab sich vor etwa 10 Jahren ein Bauerknecht, Joachim Henschen, für einen von Gott berufenen Apostel der reinen Lehre des Christenthums aus, und predigte in einem Wirthshause, in Gegenwart einer Schaar von Bauern aus mehreren Dörfern, auf einem Tische stehend. Die Zuhörer staunten über seine Gaben, und die Prediger erhielten, dem Gerüchte zufolge, eine Erinnerung, ihm nicht mit Gewalt zu wehren, wenn er nur keine Unordnungen anfange. Einem Recensenten der neuen theologischen Annalen *) scheint diese Erinnerung nicht zu gefallen. „Es war ja," sagt er, „schon eine Unordnung, daß er als unberufener öffentlicher Lehrer auftrat und sich eines göttlichen Berufs rühmte." Wie klug oder wie dumm Henschen sprach, weiß ich nicht; aber der Grundsatz, den der Recensent aufstellt, schmeckt sehr nach Gildengeist und ist der nähmliche, der vor 1800 Jahren gewisse übel berüchtigte Leute zu der Frage veranlaßte: Wie kann dieser die Schrift, so er sie doch nicht gelernt hat?

Ohne Zweifel war in jeder Hinsicht der beste Weg der, den man einschlug, wie der Ref. am Ende selbst gesteht. H. fand größten Theils nur wenige Zuhörer, und die

*) 1799. 44. St. S. 1083.

Bauern fingen selbst an, sein Geschwätz zu verlachen.

D—tz.

27.

„Man lasse sie," sagte Doctor Martin Luther von Thomas Münzer'n und dessen Anhängern, „nur getrost und frisch predigen, was sie können, und wider wen sie wollen: denn es müssen Secten seyn, und das Wort Gottes muß zu Felde liegen und kämpfen. Ist ihr Geist recht, so wird er sich vor uns nicht fürchten, und wohl bleiben. Ist unser recht, so wird er sich vor ihnen auch nicht, noch vor sonst jemand fürchten. Man lasse die Geister auf einander platzen und treffen. Werden etliche indeß verführt, wohlan, so gehts nach rechtem Kriegslauf. Wo ein Streit oder Schlacht ist, da müssen Etliche fallen und verwundet werden; wer aber redlich ficht, wird gekrönt. Wo sie aber wollen mehr thun, denn mit dem Wort fechten, wollen auch brechen und schlagen mit der Faust, da sollen E. Fürstl. Gn. zugreifen, es seyen wir oder sie, und stracks das Land verbothen und gesagt: Wir wollen gern leiden und zusehen, daß die rechte Lehr bewährt werde, aber die Faust haltet stille, oder hebt euch zum Lande hinaus."

28.

Man erzählt, daß, wenn man in einem Hause, wo viele Ratten nisten, eine Quantität lebendig fängt und sie mit einander einsperrt, ohne ihnen zu fressen zu geben, immer die Stärkere die Schwächere frißt. Eine bleibt endlich allein übrig, und diese ist alsdann ein wahrer Marat. Man nennt sie den Rattenwolf, und wenn man sie laufen läßt, so frißt sie alle ih-

res gleichen und reinigt in kurzen das Haus von ihrem Geschlechte.

So kannte ich irgend wo vier oder fünf Schwestern. Sie waren sämmtlich alte Jungfern und lebten mit einander. Sie ärgerten sich nach und nach einander todt, bis endlich eine, der Rattenwolf, übrig blieb. Sie hätte gewiß eine ganze Stadt von alten Jungfern ihres gleichen säubern können.

—ck.

29.

Als ** den Berg hinauf ging, kam er mir vor wie Sisyphus, der den Stein auf den Berg wälzt. — Ich meine seinen Kopf. —ck.

30.

Es liegt gewiß ein tiefer politischer Zweck zum Grunde, wenn ein Staat seine Soldaten brav hungern läßt. Vermuthlich will man es den Leuten unmöglich machen, weder aus der Garnison noch vor dem Feinde davon zu laufen.

—ck.

An ein gewisses Musikanten-Chor.

O laßt ihn Mühlen treiben, diesen Wind!
Verschwende
Ihn hier in Flöten nicht, du unvergleichlichs Chor!
O kratzten Wolle, statt der Geigen, diese Hände,
Wie viel gewänne doch der Staat und unser Ohr!

L. Nauwerck.

Gespräch.

A.

Ich fürcht', um Gürgen ist's geschehn;
Er muß zum Betteln sich bequemen.

B.

Ei nicht doch! Gürgen laßt nur gehn:
Der weiß sich schon zu nehmen.

Cr.

Bienen und Mücken.

Bei Gelegenheit des Mücken-Almanachs 1797. *)

Stecht nur, ihr Bienen, ihr gebet dafür auch labenden Honig,
Und der giftige Stich bringet euch selber den Tod.
Aber mit euch, ihr Mücken, hinweg, ihr lästigen Dinger!
Nutzlos fallt ihr zur Last; Jedermann nennt euch Geschmeiß.

L. Nauwerck.

Logogriph.

Ganz bin ich zweisylbig, und werd' ich genannt,
So bin ich als Gegner der Tugend bekannt.
Es schämet sich meiner selbst der, der mich liebt,
Ich werde verfluchet von dem, der mich übt.
Nimmst du mir das Köpfchen, so zeig' ich mich dir
Als liebliche Blum' im Garten dafür.
Doch fehlet mir ganz der balsamische Duft,
Womit manch Blümchen erfüllet die Luft.
Nimmst du nur die letzten zwei Zeichen von mir,
So bin ich oft drückend für Menschen und Thier,
Man ladet mich auf und man ladet mich ab,
Bis endlich mein Träger sinkt müd' in's Grab.

B.

*) Er war wider die bekannten Xenien gerichtet.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
32. Stück.

Sonnabends, am 6. August, 1808.

Weihe.

Als in der Zeiten unermeßner Ferne
Der ew'ge Geist das Weltall dacht', und That
Ward sein Gedank', und von dem höchsten Sterne
Zu'm Wurm herab, was ist, in's Daseyn trat,
Aus allen Höhn und Tiefen, nah' und ferne,
Kraft, Leben quoll, und künft'gen Daseyns Saat:
Da ward auch hehr aus seiner Gnade Fülle
Der Mensch, sein Bild, Geist in des Staubes Hülle.

Und, was entstand, trug seiner Allmacht Siegel,
Trug seiner Weisheit nie begriff'ne Spur;
Und seiner Güte, wie der Schönheit Spiegel,
War Luft und Meer, war Hügel, Wald und Flur;
Das Sittlich-Schöne, seiner Gottheit Siegel,
Verherrlichte die menschliche Natur;
Und, daß es siegend Eigenthum ihm werde,
Sandt' in dem Weib' er Anmuth auf die Erde.

Und Braut der Kraft, ging nun das Sittlich-Schöne,
Ging Mann und Weib auf Erden Hand in Hand;
Und Wohllaut quoll in die Gewalt der Töne,
Mit Grazie vermählte sich Verstand;
Muth ward der Trotz der rauhen Erdensöhne,
Gebändigt durch der Liebe zartes Band;
Zu'm Herrscherstolz gesellte sich die Güte,
Und um die Macht schlang sich der Anmuth Blüthe.

Es ebnete das Weib zu'm sanften Flusse
Die wilden Wogen in des Mannes Brust;
Verwandelte mit einem süßen Kusse
In Lächeln Zorn, und Lebensschmerz in Lust;
Hing es an ihm in liebendem Ergusse,
Sank selbst dem Tod' er freudig an die Brust;
Oft brach das Weib des Mannes Sclavenketten,
Und stieg in's Grab, das Leben ihm zu retten.

Drum haben auch die Sänger aller Zeiten
Verherrlichet des Weibes Trefflichkeit
Mit Preisgesang auf ihrer Harfe Saiten,
Und hoch gestellt sie für die Folgezeit.
Es war ihr Stolz, der Anmuth Sieg verbreiten,
Zu huldigen der schönen Weiblichkeit;
Und voller nie des Wohllauts Töne klangen,
Als, wann ihr Lob sie in die Harfe sangen.

So will auch ich der Dichtkunst goldne Leyer,
Des Lebens Engel, eurem Preise weihn;
Und kühner wird, begeisternder und freier
Des Liedes Flug, voll euers Lobes, seyn.

Mein letzter Hauch noch eures Nahmens Feier,
Schlummr' ich in Frieden, ahnend, hoffend ein.
Der Glaub' an euch, der Schönheit, Anmuth Spiegel,
Ist meines Seyns in bessern Welten Siegel.

Schink.

Apologie der Klatscherei.

Eine Apologie? — Ja. — Im Ernste? — Wie sie sehen, meine Herren und Damen. Es ist über diese unentbehrliche Freundinn der feinern Gesellschaften so viel gesprochen und geschrieben worden, und zwar zum Nachtheile derselben, daß es endlich wohl einmahl Zeit wird, sich der verstoßenen und geächteten anzunehmen, wenn man nicht die liebe lange Weile in jeder besseren Gesellschaft präsidieren sehen will. Man hat sogar durch ausgesetzte Preise die Liebhaber der Gesellschaft aufgefordert, diesen Zweig der süperbesten Unterhaltung zu verbannen. In dem Ratzeburgischen Intelligenz-Blatte (1808, 11. Stück) hat noch neuerlich eine rügende Anfrage darüber geglänzt. Da also dieser Gegenstand schon von der einen Seite hinreichend beleuchtet seyn wird, so mag dieser Versuch es wagen, sich zwischen so manche wichtige Abhandlung einzudrängen, die diese Blätter ziert, um einen Theil der Rechte dem zu vindicieren, dem man sie rauben will, ohne auch ihn gehört zu haben.

Man will das Klatschen verbannen? Gut. Wodurch soll aber die ungeheuere Lücke ausgefüllt werden, die dadurch, nicht

in den Köpfen, Gott bewahre! aber in der Unterhaltung so vieler Menschen entstehen würde? Politica abzuhandeln, ist gefährlich, und wird, manchen Leuten gegenüber, bei denen Politik in succum et sanguinem vertiert ist, höchst lästig und ermüdend. Lauter häusliche Angelegenheiten? Ist gar nicht auszuhalten. Sollen Putz und Mode figurieren? Dann müßte ein großer Theil der Männer aus den Gesellschaften verbannt werden; auch manche Dame; denn viele sind so hartlernig in diesem Stücke, daß dieß immer Böhmische Dörfer für sie bleiben. Soll das Wetter den Stoff darbiethen? Dann kommen wir in Verdacht der Stupidität. Was bleibt also übrig? — Nichts, als daß wir die Neuigkeiten des Tages abhandeln, hier uns dieser, dort jener Gelegenheit erinnern, die sich uns darboth, unsern Scharfsinn zu üben, unsere eigene Wichtigkeit mit Anderer Unbedeutenheit, unsere Vollkommenheit mit Anderer Fehlern zu vergleichen, oder, wenn die Bescheidenheit es fordert, auch so umgekehrt. Es ist nothwendig, um nicht einzuschlummern, wann man Visiten gibt, daß man wisse, mit guter Manier kleine charakteristische Bemerkungen über unsere so genannten Freunde zu machen, daß hier ein vermeintes Ridicüle, dort eine beobachtete Betise zum Besten gegeben werde, daß man mit Feinheit und Geschmack kleine Verstoße gegen den Ton, gegen Etikette und Lebensart vortrage, denn dadurch wird auf's aller unfehlbarste allgemeine Theilnahme am Gespräche, eine bewunderungswürdige Aufmerksamkeit erregt, und man trägt gewiß den viel sagenden Titel einer unterhaltenden Person davon. Wie

interessant ist es nicht, noch nach mehreren Tagen, Wochen, ja, wenn das Glück gut ist, nach mehreren Monathen sich eine Gesellschaft, in der uns wohl war, oder wo wir lange Weile hatten, durch die feinen Bemerkungen zu vergegenwärtigen, die von gebildeten Theilnehmern gemacht werden? Wie belehrend ist es nicht für Jeden, zu hören, daß hier eine Spiel-Partie nicht zweckmäßig arrangiert, dort der Thee zu schwach, oder das Service nicht geschmackvoll genug war? Wie vielen Stoff zum Denken gibt es, wenn selbst das Personale die Revüe passieren muß, und nun jeder Mangel an Devotion, jede zu auffallende Artigkeit minder oder mehr gerügt wird? Doch, so ergibig diese Quelle der Unterhaltung auch ist, so wird sie durch einen andern Umstand fast ganz unerschöpflich, wenn nähmlich die Handlungen der Menschen auf's Tapet kommen. Daß man es Niemanden recht macht, ist zu bekannt, als daß es hier erst ausgeführt zu werden nöthig wäre. Folglich, wie viel läßt sich nun über alles das sagen, was wir von anderen Menschen treiben sehen? Ob es immer gegründet sey, was in Gesellschaften darüber oft so sicher abgehandelt wird, ist eine andere Frage; aber was thut das? Die ohnehin oft so jämmerlich schleichende Zeit wird doch mit solchen Gesprächen zu einem etwas stärkeren Fluge gebracht, und damit ist ja ungeheuer viel gewonnen.

Man werfe mir nicht ein, daß man ja das Gute, das Schöne zum Gegenstande des Gesprächs machen könnte. Dieses geht aus folgenden Gründen durchaus nicht an, ohne jede interessante Conversation zu zerstören. Zunächst ist nichts

mehr dem guten Tone zuwider, als über ganz gewöhnliche Dinge zu sprechen; es muß etwas Besonderes dazu ausgesucht werden. Bei der Menge von gewöhnlichen guten und edeln Handlungen, die unser so glückliches Zeitalter darbiethet, würde man also offenbar nichts Gefälliges vortragen, wenn man nur hierüber sich äußern wollte. Dann aber steht jenem Vorschlage noch ein Hinderniß entgegen, das mir wenigstens unwegräumbar scheint. Die Menschen, die man gewöhnlich nur tugendhaft zu nennen beliebt, haben die sonderbare Marotte, daß sie ihr Gutes so im Stillen thun, daß der Dritte nichts davon erfährt. Soll also nur das wahrhaft Schöne und Edle den Gegenstand unseres Gesprächs ausmachen, so erfahren wir dieses nur so selten, daß Mangel an Stoff zum Erzählen nur zu bald eintreten würde. Bei solchen Vorzügen, die die Klatscherei zeigt, bei dieser Unerschöpflichkeit, die sie uns darbiethet, wenn gleich tausend andere Nebendinge fehlen, die von vielen und nicht zu verachtenden Menschen für wesentlich gehalten werden, müßten wir höchst undankbar seyn, wenn wir sie ganz verstoßen, und dadurch das Vergnügen und die Freude dieser so unvollkommenen Welt noch mehr schmälern wollten.

Allein die Klatscherei ist nicht nur für die Gesellschaft unentbehrlich, sondern sie führt auch noch eine Menge anderer guten Wirkungen mit sich, die es sehr anrathen, sie etwas mehr zu schätzen, als man jetzt zu thun affectiert, und von diesen müssen hier nothwendig noch einige angeführt werden, wenn meine Apologie nur einiger Maßen vollständig seyn soll.

Wie viele Talente werden nicht in einem Menschen hierdurch geweckt und ausgebildet! Die Aufmerksamkeit wird ja schon ganz offenbar dadurch geschärft; denn wenn Jedermann, nach jener abgeschmackten Regel, sich nur um sich bekümmerte, so würde wahrlich Manches unsern und andern Augen entgehen, was jetzt uns hinreichend zu thun macht, wenn wir auch nichts zu thun haben.

Das Klatschen bildet ferner unseren Vortrag, wir werden dadurch gewöhnt, über einen Gegenstand mit der Art zu reden, die gefällt, und mit Kunst kleine Zusätze zu machen oder auch kleine Lücken zu lassen, wie es die Lage der Umstände mit sich bringt. Dieses Klatschen zwingt uns, selbst über einen und denselben Gegenstand pro und contra zu urtheilen, und das bald eine vernünftige Sparsamkeit zu nennen, was an andern Orten Pinselei für uns war, hier eines Menschen Geschmack zu bewundern, wenn man ihm solchen auch schon an einem andern Orte abgesprochen hat, u. s. w. Denn wer wird nicht gern sich in die Meinung Anderer fügen, wenn man nur zu unterhalten bemühet ist?

Und was ist wohl geschickter, um Andere zu bilden, als dieß Klatschen? Würde nicht hierdurch ein begangener Fehler vor Anderer Ohren gebracht, so erführen sie oft nicht, was sich schickt, denn der bon ton erlaubt es nicht, laut zu sagen: „Das schickt sich nicht; das war unrecht.“ Statt dessen erzählt man von diesem und jenem Herrn, oder von dieser und jener Dame etwas Ähnliches, und so wird die Pille mit der saubersten Vergoldung dem Patienten zum Verschlucken eingegeben.

Beispiele ließen sich zu dem allen hundertweise geben; aber dann würde diese Apologie nicht eingerückt werden können um ihrer Größe willen, und das wäre doch wirklich Schade darum.

(Der Beschluß folgt.)

Auf eine ungleiche Heirath.

Bleibt denn nicht Rose die Ros', im ganzen Garten die Schönste,
So wie der Stock ein Stock bleibet, an den man sie band?

—k.

Charade.

Die erste Sylbe baut des Vaters Segen
Dem Sohn, der seine frommen Lehren ehrt,
Wie dieß ein heil'ges Buch uns lehrt.
Gefahren geht mit Muth einfält'ger Glaub' entgegen,
Wenn mit der zweiten Bild er Stirn' und Brust beschreibt.
Nur Schade, daß es leicht den Aberglauben nährt,
Der gern sein schädlich Spiel mit frommen Herzen treibt.
Mein Ganzes brauch' ich nicht dem Ehemann zu sagen,
Ein jeder kann die Frau Gemahlinn fragen,
Die, wenn sie auch nicht, selbst betroffen, schmollend schweigt,
Ihm, als des Räthsels Wort, gewiß die Schwester zeigt.

Auflösung der Zahlen-Charade im 30. Stücke: Herrmann. Des Logogriphen im 31. Stücke: Laster, Aster, Last.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
33. Stück.

Sonnabends, am 13. August, 1808.

Apologie der Klatscherei.
(Beschluß.)

Das Klatschen befördert auch die größere Ausbildung unserer Mienen und Geberden. Wie würden es Herren und Damen je zu einem solchen viel sagenden Naserümpfen, zu einem so bedeutenden Achselzucken bringen können, wenn sie nicht in die Geheimnisse einer Kunst eingeweihet wären, bei der durchaus auch dieses ganz unerlaßliche Accidentia sind. Man stimmt freilich aus Artigkeit mit ein, wenn man von den Lippen eines anerkannt unterhaltenden Mundes Lob über irgend Jemanden ausströmen hört; allein dieses dabei angebrachte Mienenspiel, dieser damit verbundene Ton geben auch sogleich sämmtlichen Anwesenden das Zeichen, daß neuer Stoff zur Unterhaltung im Aufkeimen begriffen ist, und es bedarf nur einer etwas glücklichern Wendung des Gesprächs, eines: „Es ließe sich freilich auch wohl Etwas für das Gegentheil sagen. Er hat freilich auch seine Schwächen u. s. w.“ um nun sogleich der Unterhaltung ein unerwartet neues Leben zu geben. Ist es nicht so? — Nun, wenn es so ist, wer wagt es denn, ein wesentliches Stück der Unterhaltung verbannen zu wollen, bloß, weil es von der schlechten Seite immer betrachtet wird? Wollte man nur die übele Seite eines jeden Dinges aufsuchen, nie das Gute, so müßten wir auch den Kaffe, den Thee, den Wein und die liebe Gesellschaft selbst cassieren.

Endlich, was ist wohl mehr geschickt, dem Menschen dieses ganze hohe Gefühl seines Werths und seiner Würde zu geben, und es Anderen mitzutheilen, als das Klatschen? Indem ein schöner Mund sich über die Verstoße, Fehler und Verirrungen eines Andern ergießt, so wird ja das Bewußtseyn in ihm und Andern recht eigentlich inoculiert, daß dergleichen bei der oder dem Erzählenden nicht Statt finde; es wird ja recht handgreiflich Jedem zu verstehen gegeben, daß man in ähnlichen Fällen mit mehr Manier sich zu benehmen, mit feinerem Anstande zu handeln verstehe. Wird es nicht selbst auf die Besserung der Klatschenden wirken, (Falls sie, was hier nur als möglicher Fall angenommen wird, nöthig seyn sollte,) wenn sie Andere beklatschen? Ist es nicht für sie der schärfste Sporn, die Fehler zu vermeiden, die sie an Andern gerügt haben? Sie thun, (was aber immer nur eine Ausnahme von der Regel bleibt,) freilich Man-

ches, was von gewissen Menschen, deren Stimme aber nicht viel gilt, oft geradezu getadelt wird; allein hier entschuldigt sie ja die ewig wahre Wahrheit, daß wir alle schwache Menschen, oder arme Sünder sind. Und an ihrem Versehen ist das Klatschen nicht Schuld, denn dieß zeigt ja ganz offenbar ihre Liebe zum Guten, und ihr Verlangen, zu bessern.

Man macht hiergegen freilich den hämischen Einwurf, daß es unmöglich bessern könne, weil es hinter dem Rücken des Getadelten geschieht, daß es vielmehr erbittere, wenn es dieser erfahre. Allein man bedenke, daß man gegen gute Lebensart anstieße, wenn man die Fehler eines Menschen in seiner Gegenwart rügte, daß man die Heiterkeit des besten Gesellschafters zernichten würde, wenn man ihn aufmerksam auf sich selbst machte, und ich brauche nicht das Urtheil nieder zu schreiben, welches Übel hier das größte sey, denn Jeder wird gleich mit Fingern auf das letzte weisen. Über dieß schadet eine gewisse Pikanterie, eine gewisse Art von feinem Grolle gar nicht, die selbst möglicher Weise aus dem Klatschen entstehen könnte, denn diese macht die Unterhaltung pikant, gibt dem sonst oft lahmen Witze eine ganz allerliebste Schärfe, macht sehr oft ein Gesicht blühend, an dem die Künste des Putztisches vergeblich verschwendet worden sind, und hebt sehr oft den schläfrigsten und mattesten Ton zu einem Feuer, das nicht nur Bewunderung erregt, sondern auch auf längere Zeit interessiert.

Könnte ich nun gleich noch mehrere Vorzüge des Klatschens darstellen, so begnüge ich mich doch hiermit, weil sonst

diese Apologie zu weitläuftig werden dürfte, und weil ich noch durchaus Etwas hinzusetzen muß, was uns ein Licht über die verhaßte Ursache anstecken wird, warum man das Klatschen durchaus verwerfen will. Die Sache selbst ist beliebt; das beweiset nicht nur das liebe Krähwinkel, sondern jede andere noch so große Stadt; aber der Nahme ist fatal, er beleidigt jedes feine Ohr, empört jeden noch so großen Liebhaber dieser Geschicklichkeit. Würden wir so glücklich seyn, einen besseren, wohl klingenden Nahmen dafür aufzufinden, so würde alles Anstößige verschwinden. Daß dieß nicht bloße Hypothese, sondern eine richtige Schlußfolge sey, kann ich sehr deutlich beweisen. Seitdem man nähmlich angefangen hat, gewisse, vormahls mit Verachtung betrachtete Vergehungen mit glimpflichen, wohl klingenden Nahmen zu belegen; seitdem man von gefälligen Mädchen, von koketten Frauen, von Libertins spricht; seitdem man sagt: Dieser hat aufgehört, zu zahlen, u. s. w., seit der Zeit werden alle jene Handlungen weniger verachtet, feiner betrieben, als zu der Zeit, da unsere ehrlichen, aber ungesitteten Vorfahren sie mit Nahmen belegten, bei deren Erwähnung man schon eine Gänsehaut kriegte. Also man sinne auf einen besseren, anpassenderen und wohl klingenderen Nahmen für eine so allerliebste Sache, und man wird seine Freude daran haben, welche glücklichen Fortschritte das Klatschen machen wird.

Ich erlaube mir daher, schließlich hier noch den Wunsch hinzuzufügen, daß Jeder, der es mit der Unterhaltung gut meint, sich um das Wohl derselben ver-

dient machen, und darauf denken möge, einen solchen Nahmen zu finden, aber ihn dann auch öffentlich bekannt zu machen. Ich verspreche mir wenigstens, daß ich der Gewährung dieser Bitte und der Erfüllung dieses Wunsches eher entgegen sehen darf, als einer gründlichen Beantwortung der Frage, ob unser Bart durch das beständige Abschneiden nicht vielleicht im 7. Jahrtausend ganz verloren gehen sollte, da wir ihn im 6. noch haben.

Nun gehe hin, meine kleine Apologie, und versuche dein Glück! Solltest du werth gefunden werden, nahmenlos unter die benannten Geistes-Producte des Literarischen Blattes aufgenommen zu werden, so möge dein glänzendes Loos das seyn, tüchtig beklatscht zu werden; denn dann hast du den schönsten Lorber mir errungen.

L—b.

Literatur.

Coup-d'oeil sur les Universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante; en particulier du Royaume de Westphalie. Par Charles Villers. A Cassel, de l'imprimerie royale. 1808. 112 S. gr. 8.

Der Verfasser dieser Schrift, eine der Zierden seiner Nation, ist längst als ein Freund und Sachwalter der unserigen bekannt, die es dagegen nicht an Achtung und Dankbarkeit für ihn hat ermangeln lassen. Mit Freude hat der Deutsche Patriot Herrn von Villers bei mehr, als Einer Gelegenheit schon mit eben so viel Kunde, als Gerechtigkeit und Herzlichkeit, ja selbst mit einiger Vorliebe von den Sitten, von der moralischen und intellectuellen Cultur und von den Instituten unsers Vaterlandes sprechen hören. Hier ergreift er mit Wärme einen Gegenstand, der in diesem Augenblicke der Aufmerksamkeit näher gelegt ist, weil es scheinen wollte, daß er sie hier und dort und bei Diesem und Jenem einzubüßen in Gefahr sey, und behandelt ihn mit Deutscher Gründlichkeit und mit Französischer Gewandtheit und Gefälligkeit. Es ist recht ein Wort zu seiner Zeit. Möchte es doch überall vernommen, verstanden und beachtet werden! Hrn. v. V. bleibt sein Verdienst, wenn das, wider alle Erwartung von der Kraft der Wahrheit, auch nicht geschehen sollte. Das Buch ist, wiewohl zunächst mit Rücksicht auf das Königreich Westfalen geschrieben, für Jeden, der sich erinnert, daß dieses Land mehrere der bedeutendsten Lehr- und Bildungsanstalten umfaßt, und für Alle anziehend, die es mit der Fortdauer und dem Fortschritte wissenschaftlicher Aufklärung wohl meinen. Wir können und wollen hier nur dazu einladen, es selbst zu lesen. Auch der früher und am besten von der Sache Unterrichtete wird an manchen neuen Ansichten und Wahrnehmungen Gefallen haben. Wer nach Irrungen suchen wollte, würde sie in dem liebenswürdigsten Enthusiasmus sich verlieren sehen. — Wir heben doch eine kleine Anekdote aus. (S. 40.) Als Schlözer vor vielen Jahren in Paris war, hatte er große Mühe, dem berühmten Historiker Deguignes von dem Wesen und der Bestimmung der Deutschen Universitäten und der Verschiedenheit zwischen dem Unterrichte der Schulen und den höheren Studien einen Begriff zu machen. Am Ende sagte De-

guignes, der sehr aufmerksam gewesen war: „Ich verstehe! Ihr Deutschen fangt da an, wo wir aufhören.“

R.

Bemerkungen und Einfälle.

(Fortsetzung.)

31.

Es ist mit dem Credit in der so genannten guten Gesellschaft, wie mit dem merkantilischen. Wer ihn einmahl hat, dem leiht Jedermann gern das Ohr, wenn gleich das Interesse nicht erfolgt, oder in schlechter Münze bezahlt wird.

N—ck.

32.

Wie hat doch die Cultur unser Deutsches Vaterland umgeschaffen! Tacitus bemerkt, daß nicht einmahl bei dem Hornvieh die Hörner gedeihen wollten. „Ne armentis quidem suus honor, aut gloria frontis.“ Über den Mißwachs der Hörner jeder Art darf man heut zu Tage in Deutschland nicht mehr klagen, nur für eine besondere Ehre wird dieser Hauptschmuck eben nicht gehalten.

N—ck.

33.

Jedermann erinnert sich aus der Geschichte der Französischen Revolution, daß man eine Zeit lang es zum Wesen des echten Patrioten und Demokraten rechnete, nachläßig, struppig und schmutzig einher zu gehen, wie schon längst vorher die gelehrten Mitbürger mancher Deutschen Akademieen auf gleiche Weise ihre Musen-Priesterwürde zu beurkunden und zu behaupten wußten. Aus dem Aristophanes erhellet, daß auch in diesem Stücke der Athenische Demokratismus sich, wie der neueste, zeigte. Denn in seinen Rittern, in welchen er das Athenische Volk und dessen Häupter, nahmentlich den Kleon, nach dem Leben schildert und bis auf's Blut geißelt, bittet der Chor sich zur Belohnung für unbesoldeten Kriegsdienst nur aus, daß bei der Rückkehr des Friedens sich Niemand daran stoße, ihn „gekämmt und glatt“ zu sehn.

Dieß.

Charade.

Mein Erstes kennet man nur auf Akademieen,
Studenten-Polizei wird ohne das nie blühen;
Allein wer es nur nennt, begeht schon ein Verbrechen,
Es zieht ihn vor Gericht, um dort die Schmach zu rächen.
Mein Zweites wird ersehnt von denen, die's vermissen,
Und die sich viel damit, wann es erscheinet, wissen.
Allein kaum ist es da, — so geht's dem Wunsch auf Erden! —
So müh'n sie immer sich, es wieder los zu werden.
Mein Ganzes aber dient denn doch zu nichts am Ende,
Als zur vermeinten Zier, — doch nur für wenig Stände.

Sp.

Auflösung der Charade im 32. Stücke: Hauskreuz.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

34. Stück.

Sonnabends, am 20. August, 1808.

Lied.

An * * *.

Auf, fröhlich in's Leben geschauet,
Wie wechselnd die Flügel es dreht!
Dem gütigen Schicksal vertrauet,
Und muthig entgen ihm geht!

Und lasset nicht zagend uns kümmern
Die bunte Verwandlung der Zeit:
Wohl steht unter fallenden Trümmern,
Wer eigener Kraft sich erfreut.

Es toben die Wellen, von Stürmen
Getrieben in rastlose Flucht;
Doch strahlt aus der Ferne, zu schirmen
Den Nachen, die freundliche Bucht.

O Heimath, dein seliger Friede
Umwehet das Eiland der Ruh',
Und führt, mit melodischem Liede,
Der Liebe, der Freundschaft, uns zu.

Da lebet, vom traulichen Kreise
Der liebenden Seinen umringt,
Nach alter und herzlicher Weise
Der Mann, den dieß Liedlein besingt.

Zwar pflanzet er dunkle Cypressen
Dem alten Germanischen Land;
Doch macht ihn den Kummer vergessen
Sie, die ihn mit Rosen umwand.

— ch —

Die heroische Rache.

Voltaire und Piron hatten einst einen sehr lebhaften Zank gehabt. Dieser, der sich am meisten beleidigt fühlte, lief den andern Tag zu Jenem, und schrieb mit Kreide an die Thür: Schurke, (Coquin.) Voltaire, der gerade in der Nähe der Thür war, hörte ein leises Geräusch an derselben, und da er sie öffnete, bemerkte er Jemanden, der Hals über Kopf die Treppe hinab setzte. Er ging an's Fenster zurück, und entdeckte von seinem Balcon, daß es Herr Piron war, der sich hastig davon machte.

Einige Stunden nachher ging Voltaire zu Piron, der durch diesen Besuch im höchsten Grade überrascht wurde. Er war so in Angst, daß er kaum hervorbringen konnte: Ach! ganz gehorsamer Diener, Herr von Voltaire. Wie komme ich zu dem unschätzbaren Glücke, mich mit ihrem Besuche beehrt zu sehen? — Ganz gehorsamer Diener, erwiederte Voltaire. Ich habe diesen Morgen Ihren Nahmen an meiner Thür gelesen, und ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, Ihnen diese Höflichkeit zu erwiedern.

R.

Kosakische Bethmühlen.

Eine der vortrefflichsten Erfindungen des theologischen Scharfsinnes sind unstreitig die sinnreichen Bethwindmühlen, welche Herr Pallas bey einigen Kosakischen Völkerschaften antraf. Eine hohle Kapsel war an einer hohen Stange dergestalt befestiget, daß sie vermittelst kleiner Windflügel um ihre Axe getrieben werden konnte. Da nach der wirklich sehr artigen Theorie der Kosakischen Theologen die Sache auf Eins hinaus läuft, ob ein Gebeth mit den Lippen oder in einer Schachtel bewegt, und der liebe Gott auf beiderlei Art gleich gut instruiert wird, so sind gedachte Kapseln mit kräftigen auf kleine Zettel geschriebenen Gebethsformeln angefüllt, die also bei einem mäßigen Winde hinlänglich durch einander geschüttelt werden, um an die Behörde gelangen zu können. —

In andern auch cultivierten Ländern bedient man sich zu diesem und andern ähnlichen Zwecken gewisser lebendiger Kapseln, die man auf Kanzeln u. s. w. aufstellet, und Bonzen, Derwische, Bramines, u. s. w. nennt, womit man eben so viel ausrichtet.

—ck.

Xanthippe.

Seit zwei Jahrtausenden ist die Gattinn des weisesten Griechen als das Non plus ultra von Hauskreuz verschrieen; mit ihrem Nahmen bezeichnet man sprichwörtlich jede Gattinn, die mit kräftigem Pantoffelschwunge Demosthenische Tisch- und Gardienenberedsamkeit verbindet; und

selbst die pädagogische Weisheit des Verfassers der berühmten ABC-Reime hat es für gut erachtet, der Deutschen Jugend früh auf eine sehr feine Weise einen heilsamen Abscheu gegen die berüchtigte Athenerinn einzuflößen. Zwar suchte vor beinahe hundert Jahren Christ. August Heumann 1) zu beweisen, daß man der guten Frau Unrecht gethan habe, und seit der Zeit findet man sie hin und wieder in gelehrten Schriften billiger beurtheilt; im Allgemeinen jedoch hat sich unter Gelehrten und Ungelehrten die frühere Vorstellung von ihr bis jetzt erhalten. Und freilich ist es ein schlimmer Umstand, daß Heumann bei seiner Apologie eine Stelle in Xenophon's Gastmahl 2) aus der Acht gelassen hat, wo dem Sokrates, der behauptet, die weibliche Natur stehe in Absicht der Talente der männlichen nicht nach, und der Mann müsse seine Frau nur in dem unterrichten, was sie wissen solle, Antisthenes die Frage entgegen setzt: „Wenn du so denkst, warum bildest (bändigst) du nicht auch deine Xanthippe, die unter allen Frauen, die sind, ja wohl unter allen, die gewesen sind und seyn werden, die unleidlichste ist.“ So kann man nähmlich χαλεπωτατη mit Meiners 3) übersetzen; indessen glaube ich, daß man nur die heftigste übersetzen sollte. Bloß eine Frau von sehr heftigem Temperamente scheint Xanthippe gewesen zu seyn, welches sie freilich zu manchen Auftritten verleitet haben mag, die man in seiner

1) S. Acta philosophorum. 1 St. Halle, 1715.

2) c. 2. §. 10.

3) Gesch. d. Wissensch. in Griechenl. ꝛc. 2 Th. S.

Familie nicht zu erleben wünschet. Da diese von ihr bekannt waren, mußten späterhin alle Anekdoten von bösen Frauen sie betreffen, wie man bei den Hebräern alle Sentenzen dem Salomo, bei den Griechen alle Fabeln den Äsop zuschrieb, und wie bei uns alle Schnurren einer gewissen Art von Taubmann und Kyan sich herschreiben müssen. Ja Plutarch erzählt wirklich eine recht arge Geschichte, daß dem Philosophen, als er einen unwillkommenen Gast mitgebracht habe, die Schüsseln von seiner Ehehälfte an den Kopf geworfen seyn, an Einem Orte von Xanthippe'n, an einem andern aber von dem Weibe des Pittakus. Daher verdienen die Anekdoten von ihr, welche bei spätern Schriftstellern vorkommen, — und fast alle finden wir nur bei spätern Schriftstellern, — gar keinen Glauben. Neben jener Heftigkeit aber scheint Xanthippe ihres Mannes Werth sehr wohl erkannt und ihn aufrichtig geliebt zu haben. Man erzählte allgemein von ihr, daß sie gesagt habe, Sokrates habe bei'm Ausgange und bei'm Eingange immer dieselbe Miene gehabt 4). Auch weiß man aus Plato 5), daß sie ihren Gatten im Gefängnisse nicht verließ. Man kann nicht ohne Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Sokrates Bemühung, sie zu bilden, nicht ganz ohne Erfolg gewesen sey; und gesetzt, sie hätte es nie dahin gebracht, ihr Temperament zu beherrschen, so verdient sie doch, bei ihrer Treue und ihren übrigen guten Eigenschaften, keinesweges das Urtheil, welches der oben angeführte Pädagog über sie ergehen läßt. Denn eine Frau von stürmischem Temperamente, die es nur ehrlich meint, kann unendlich achtungswürdiger seyn, als viele andere, die mit sanfter freundlicher Miene einher gehen, obgleich die eigentliche Würde des Weibes da nicht ist, wo Sanftmuth und Anmuth fehlet.

D—z.

4) Ciceron. Tusc. Quaest. III. 15. Aelian. var. hist. IX. 7.

5) S. den Phädon.

Der Arzt und der Kranke.

Zu einem muntern jungen Menschen, der sich nicht wohl befand, wurde ein sehr mittelmäßiger aber sehr pedantischer Arzt gerufen; er schrieb ein Recept. Nehmen Sie, sagte er, von diesem Thee, so viel Sie mit den Fingern fassen können, und werfen es in die größere Öffnung einer Theekanne; lassen Sie alsdann in dieselbe Öffnung kochendes Wasser, das heißt, solches, was genau die Temperatur von 80 Grad nach Reaumur hat, gießen, bis der Topf voll ist, und nicht mehr; trinken Sie von diesem Thee, nachdem Sie davon in eine Tasse gegossen haben, alle Viertelstunde. — Den folgenden Tag kam der Arzt wieder, und fragte den Patienten, der sich vollkommen wohl befand: ob er seiner Vorschrift gefolgt wäre? Den Teufel auch, sagte der Genesene, hätte ich das versucht, so hätte ich gewiß den Hals gebrochen! — Ei, ei! wie so? sagte der Doctor; ich will nicht hoffen, daß sie in meine berühmte Geschicklichkeit das geringste Mißtrauen setzen? Wie soll ich das verstehen? — Ich habe, sagte der junge Herr, Ihr Recept sogleich drei Stockwerk hoch aus dem Fenster geworfen.

—m—

List eines Reisenden.

Ein Reisender, Nahmens Buttler, trat an einem sehr kalten December-Abende in einem Wirthshause ab, und fand, da er durch die Küche ging, daß alle Plätze am Feuer so besetzt waren, daß er nicht heran kommen konnte. Gib meinem Pferde, rief er dem Stallknechte zu, gleich eine Metze Austern! — Eine Metze Hafer, wollen Sie gewiß sagen? — Ich weiß wohl, was ich sage: eine Metze Austern. Der Knechte gehorchte, und alle Leute, die sich wärmten, konnten das Verlangen nicht unterdrücken, ein so außerordentliches Thier zu sehen, und gingen nach dem Stalle. Während der Zeit pflanzte Buttler sich an den Herd. Einen Augenblick nachher kam der Stallknecht nebst der Gesellschaft zurück, und sagte: Mein Herr, Ihr Pferd will keine Austern. — Es will keine? Nun, gut! Setze mir einen Tisch her; ich will sie essen. Vergiß besonders den Pfeffer nicht.

R.

An den Verfasser der Reisen durch die Gemächer des Elends.

O, behalte für dich doch künftig dein menschliches Elend,
Durch dein elendes Buch wird doch des Elends zu viel.

S—k.

Aus dem Testamente des Doctors Sangrado.

Stiftet ein Denkmahl mir nicht mit mausoläischem Schimmer.
Jedes Patienten Grab ist mir ein bleibendes Mahl.

M—ck.

Fragment eines Gesprächs.

— Ja, ja, ich kenne mich! spricht Herr von Wicht. —
Interessant, mein Herr, ist die Bekanntschaft nicht,

M—ck.

Charade.

Der, der mein Erstes einst erfand,
Verdient den Dank der Erde;
Er sprach dem Handel über Land
Dadurch sein mächtig Werde!
Sein Daseyn mildert oft den Schmerz
Der Trennung von den Lieben;
Was man dem Freund nicht sagen kann,
Das wird ihm nun geschrieben.
So vortheilhaft es Allen ist,
So bringt's doch Andern Qualen;
Sie sitzen auf der Marterbank,
Wofür sie noch bezahlen. —
Mein Zweites aber ist an sich
Vom Ersten ganz verschieden,
Und dienet Thieren einer Art
Als Schutz und Wehr hienieden.
Allein mein Ganzes dient dazu,
Mein Erstes anzumelden;
Sonst, als noch Deutsche siegten, gab's
Uns Kunde von den Helden.

Sp.

Auflösung der Charade im 33. Stücke: Schnurrbart.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.

35. Stück.

Sonnabends, am 27. August, 1808.

Der Ägyptische Ibis.

Es ist eine aus dem Alterthume zu uns gekommene und fast gar nicht bezweifelte Sage, daß in Ägypten der Vogel Ibis die aus angränzenden Ländern kommenden (nach Andern, aus dem Schlamme des Nil's hervorgehenden) geflügelten Schlangen vertilge, und, weil er so die Menschen gegen den Biß lebender, und gegen die pestverbreitenden Ausdünstungen todter Schlangen sichere, für einen heiligen Vogel gehalten, ja göttlich verehrt sey 1). Auch soll er durch die Art, wie er sich heilt, die Menschen auf ein bekanntes Mittel geführt haben 2). Die Alten nannten übrigens zwei Arten des Ibis, den weißen und den schwarzen; die neuern Naturforscher gaben die Kennzeichen des Vogels sehr verschieden an. Endlich glaubte Bruce, der Entdecker der Quellen des Nils, den wahren Ibis entdeckt zu haben, und suchte, dieß durch Vergleichungen mit Ibismumien, deren man in besondern Gewölbern in Menge gefunden hat, zu beweisen 3). Dennoch blieb die Kenntniß des Ibis noch sehr unvollkommen; und auch, ob der schwarze eine besondere Gattung ausmache oder bloß im Alter sich von dem etwas größern weißen unterscheide, war noch nicht entschieden 4). Der Französische Zug nach Ägypten veranlaßte hierüber nähere Aufschlüsse. Cuvier bestätigte durch genauere Vergleichungen Bruce's Angaben, und so ward es höchst wahrscheinlich, daß der in Abessynien Abu Hannes (Vater Johann) genannte Vogel (weil er sich um Johannis dort zeiget), den vorher kein Naturforscher beschrieb, der wahre weiße Ibis der Alten sey 5). Indessen hat eine Abhandlung von Savigny 6), die wir durch einen Auszug in den Göttingischen

1) Vgl. z. B. Cic. de natura Deor. I. 36.

2) Ebend. II. 50. Plutarch. de Iside et Osir. c. 75.

3) Reisen zur Entdeckung des Nil's. — Vgl. Allg. Literat. Zeitung, 1791. Nr. 156.

4) Blumenbach's Handb. der Naturgeschichte. 5. Aufl. 1797. S. 205.

5) Vgl. Allg. Lit. Zeit. 1805. Titel-Kupfer zum 3. Bande und die Erklärung; auch S. 413, f.

6) Histoire naturelle et mythologique de l'Ibis. Paris, 1805.

gelehrten Anzeigen 7) kennen, noch nähere Aufschlüsse gegeben.

Ob Bruce gleich die Bemerkung gemacht hatte, daß in Ägypten wegen der jährlichen lange dauernden Überschwemmung wenige Vipern und Schlangen seyn, und daß also der Ibis nicht wegen der Zerstörung derselben den Ägyptern so werth gewesen seyn könne 8), so blieb doch auch für Savigny noch dieselbe Idee, die leitende, die es Andern gewesen war. Allein als er sich nun nach dem Ibis erkundigte, welcher die Schlangen vertilge, verstand man ihn nicht, und wußte nichts von einem Vogel dieser Art. Er fand sich daher schon geneigt, wie viele neueren Naturforscher, den Schluß zu machen, daß sich die Ibisse aus Ägypten, wenigstens Niederägypten, verloren hätten. Doch als er eine Beschreibung des Vogels machte, den er meinte, gab man ihm sogleich nähere Nachricht, versicherte aber, daß derselbe keine Schlangen, sondern nur kleine Fische, Würmer und Schalthiere fresse. Diese Aussage bestätigte sich ihm, als er die Lage der Zunge und die Beschaffenheit des Schnabels untersuchte, die darauf hinweisen, daß das Thier seine Nahrung im Wasser und im Schlamme suchen müsse. Die Vergleichung der verwandten Vögel und die Eröffnung des Kropfes von mehr als 20 Ibissen, in welchen er bloß Flußschnecken fand, nebst anderen Gründen bestärkten ihn in seiner Überzeugung. Einen Grund, daß er wirklich den wahren Ibis der Alten entdeckt habe, findet er noch in dem Nahmen, den die schwarzen Vögel dieser Art im Arabischen führen, Hareiz, welcher mit der von Aristoteles angegebenen Ägyptischen Benennung Leheras zusammen stimmt. Dieß ist aber kein Ägypten eigener Vogel, sondern er befindet sich auch in Europa, und selbst in Deutschland und Dänemark. Er ist nähmlich Linne's Tantalus falcinellus, in Deutschland der Sichelschnabel, oder braune Brachvogel genannt. (Findet man diesen Vogel auch in den hiesigen Gegenden? Und, wenn das ist, unter welchem Nahmen ist er hier bekannt?)

Viel seltener ist in Ägypten der weiße Ibis, der, den Bruce bekannt machte, und den Cuvier Numenius Ibis nannte. (Von ihm unterscheidet Savigny noch eine andere Art, die C. bloß für eine Spielart hielt, und nennet sie Numenius Cuvieri; es sey wahrscheinlich, daß sie an den Ufern des Senegal wohne.) Nur Ein Mahl erhielt S. einen weißen Ibis lebendig; schwarze dagegen oft. Beide Arten haben einen hohen kräftigen Flug, wobei sie Hals und Füße horizontal ausgestreckt halten und von Zeit zu Zeit ein heiseres Geschrei erheben. Sie schreiten in den morastigen Gegenden umher und durchsuchen unaufhörlich den Schlamm mit dem Schnabel. Die schwarzen findet man in Gesellschaften von 30 bis 40; die weißen wandern zuweilen einsam umher. Es scheinen die Ibisse mit dem Anschwellen des Nil's nach und nach zu kommen, und mit der Abnahme sich allmählig zu entfernen, bis nach dem Aufhören der Überschwemmungen keiner mehr zu sehen ist. Die weißen verlieren sich jedoch früher, als die schwarzen.

7) 1806. Nr. 123.

8) Travels etc. — A. L. Z. 1791. Nr. 156.

Wie stimmt aber hiemit die Angabe der Göttingischen Recension: „Man kann die Zeit ihrer Wegzüge in die ersten Tage des Messidor (die letzten des Junius) setzen; und dieß ist auch ungefähr die Zeit, welche Bruce für ihre Ankunft in Äthiopien festsetzt“? Muß man hiebei nicht denken, daß sie nach ihrem Wegzuge aus Ägypten, am Ende der Überschwemmung, um Johannis nach Äthiopien kommen? Allein bekanntlich fängt im Junius in Ägypten das Austreten des Flusses an, und dauert bis in den September, zuweilen in den October. Auch erzählt ja Savigny, nach eben jenem Auszuge, ausdrücklich, daß er den Vogel zuerst gegen das Ende des Fructidor (also im August oder September), als er am Nil nach Rosette hinabreisete, und noch 3 Monathe nachher am See Menzale fand. Ohne Zweifel ist also jene Stelle anders zu verstehen, ob die Sprache gleich kaum eine andere Auslegung leidet.

Ist nun die Nützlichkeit des Ibis für Ägypten der Grund seiner Verehrung gewesen, so muß man geglaubt haben, jene im Schlamme befindlichen Thiere würden verderblich werden, wenn der Ibis sie nicht verzehrte. Aber woher denn die Sage von den Schlangen?

Ob uns gleich Dornedden 9) nicht überzeugt hat, daß Alles, was für religiöse Vorstellung der Ägypter gehalten worden ist, bloß auf den Kalender sich beziehe, so ist doch unläugbar, daß ein großer Theil der Ägyptischen Mythologie sich daraus am besten erklären läßt. Die heiligen Thiere waren vermuthlich nichts, als Thiere, die zu Schriftzeichen dienten, um, wenigstens größten Theils, Zeitbestimmungen dadurch zu bezeichnen. Daher hat auch Savigny's Versuch, jene Sage zu erklären, vieles für sich. Da der Ibis mit der Überschwemmung erscheint, so ward er vermuthlich den Ägyptern Bild der Nilüberschwemmungen selbst. Verstand man nun unter der gehörnten Schlange, welche die trockensten Wüsten Africa's bewohnt, in der Bilderschrift die dürre Jahrszeit, so sieht Jedermann leicht, was mit dem Kampfe des Ibis gegen die Schlange gemeint seyn müsse. Nimmt man an, daß der Scorpion, als Bewohner der heißen Gegenden, in dieser Hinsicht mit der Schlange gleichbedeutend war, so ist damit zugleich das erklärt, was man von der Antipathie zwischen dem Ibis und dem Scorpion erzählt hat.

—ß.

9) Phamenophis. Göttingen, 1797.

Sub rosa.

Die sprichwörtliche Redensart: sub rosa, deren man sich bedienet, um Verschweigung des Anvertrauten zu verlangen, ist neuern Ursprunges, und scheint, wie schon in Paullini nucis moschatae curiosa descriptio. (Fr. et Lipſ. 1704) erinnert wird (vgl. Tentzels curieuse Bibliothek, 1704. S. 624.), aus der in verschiedenen Deutschen Gegenden, nahmentlich in Franken, üblichen Gewohnheit, eine Rose, als Zeichen der Verschwiegenheit, über den Tisch zu hängen, entstanden zu seyn. Allein woraus entstand diese Gewohnheit? Und wann, wo und wie ward die Rose Bild der Verschwiegenheit?

An dem angeführten Orte wird dieß aus dem Griechischen Alterthume abgeleitet. Die Griechen, heißt es, widmeten dem Gott des Stillschweigens, Harpokrates, eine Rose. Dadurch würde aber noch immer nicht die Frage beantwortet seyn, wie man darauf kam, der Rose eine Beziehung auf das Schweigen beizulegen. Indessen, da bekanntlich Harpokrates, bei den Ägyptern das Symbol der rückkehrenden Sonne, erst durch eine spätere falsche Deutung Gott des Stillschweigens ward, könnte die Rose ursprünglich etwas Anderes haben andeuten sollen. Aber wo finden sich die Zeugnisse, daß man dem Harpokrates eine Rose weihete?

—z.

Räthsel.

Ich bin im Erdenkreis' und bin im Himmelreiche;
Ich schweb' am Firmament, und wohn' im Dorngesträuche.
Es kennt die Freiheit mich, der Kerker kennt mich auch;
Man hört im Donner mich, ich bin zu sehn im Rauch.
Es starb noch ohne mich kein Räuber auf dem Rade;
Durch mich allein ertheilt die Maurerei drei Grade.
Ich bin der Erst' in Rom, der Letzt' in Rußland's Zaar;
Und ohne mich besteht kein alt' und neues Jahr.
Wo auch ein Todter ist, so bin ich bei'm Begraben,
Man schießet mit nach mir, schießt man nach Kräh'n und Raben.
Ich bilde das Gehirn; durch mich entsteht das Herz,
Und ohne mich verstand selbst Kästner keinen Scherz.
Mit mir nur kann gespielt Billard und l'Hombre werden.
Ich sitz' im Acheron und mitten in den Pferden.
Ich bin bei der Armee und in der Garnison.
Katheder sind durch mich, wie Zepter, Stern und Kron'.
Ich bin der Prosa noth und bin es auch dem Reime,
Und manche Schöne dankt mir ihre süßen Träume.
Kein Feuerwerk brennt ab, das nicht mit mir zerpufft;
Ich stieg im Luftballon mit Blanchard in die Luft,
Betrat das Blutgerüst mit Brissot, Robespierre,
Und glänz' in jedem Werk von Arouet Voltaire.
Man trifft mich in Paris, in Dresden und Berlin;
Mich hat der Kaiser Franz, doch bin ich nicht in Wien.
Wie in der Republik, wohn' ich im Königreiche,
Ich theile Rosen aus und gebe Ruthenstreiche.
Genug, ich bin so gar im letzten Weltgericht,
Und ohne mich, fürwahr! wär' selbst dieß Räthsel nicht.

S—k.

Auflösung der Charade im 34. Stücke: Posthorn.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
36. Stück.

Sonnabends, am 3. September, 1808.

Der Wunderbaum.
Am 3. Julius, 1808.

Durch des Ufers grün bedeckte Höhen
Windet sich der Strom in sanftem Lauf,
Und die linden Abendwinde wehen
Aus der Wiese Balsamduft herauf.
Bunte Gärten schwellt des Lebens Fülle
Rings, und Alles webt in reger Lust,
Und durch die getheilte Wolkenhülle
Gießt das Blau mir Frieden in die Brust.

Dort, dort ging ich ein zu Edens Pforte;
Wie der Morgenwolke Rosensaum,
Strahlt' es mir von dem beglückten Orte,
Und ich ruht' entzückt am Wunderbaum.
Und da sah ich unter goldner Blüthe
Himmelsfrucht in seinen Ästen glühn:
Schönheit trägt er, Anmuth, Lieb' und Güte,
Hold umlaubt die sanfte Freundschaft ihn.

R—ck.

Selbstopfer.
Eine Erzählung.

In den letzten Jahren des Französischen Revolutions-Krieges gerieth Graf G.., Oberster bei einer der Deutschen Armeen, in die Gefangenschaft der Republikaner. Nach sechs Monathen ausgewechselt, betrat er sein Vaterland wieder, von seinem Fürsten, — er hatte sich brav gehalten, — mit Auszeichnung empfangen, und von einer liebenswürdigen Gemahlinn mit überfließender Zärtlichkeit bewillkommet. Aus einer entfernten Provinz der .. schen Staaten zum Chef eines Regimentes in der Residenz berufen, folgte ihm Cäcilia dahin, erhielt den Rang einer Hofdame bei der Fürstinn, und ward durch Geist und Herz der Gegenstand einer allgemeinen Verehrung. Der Krieg rief den Grafen auf's Feld der Ehre, und die liebende Gattinn mußte sich dem Loose einer schmerzlichen Trennung unterwerfen. Jetzt ward ihr die Freude des Wiedersehens; aber ein sichtbarer Zug um die Stirn und die Augen des Wiedergewonnenen trübte ihr diesen schönen Genuß. Umsonst suchte er, ihn zu verbergen, und eben so vergebens war jede Bemühung der zärtlichen Forscherinn, ihm ein Geständniß darüber abzulocken. Er läugnete hartnäckig ab, und trat durch glühende Umarmungen und liebetrunkene Küsse jeder weitern Nachforschung in den Weg. Allmählich verschwand endlich der verrätherische Zug um seine Stirn, die Augen entwölkten sich, und, dem freien Genusse seines Glückes zurück gegeben, lebte der Verehrte wieder

der frohen Gegenwart in des edelsten Weibes unbegränzter Zärtlichkeit.

Nicht lange. Schrecklich sollte der Unglückliche die Verirrung seiner Eitel- und Sinnlichkeit, seiner sich selbst Vergessenheit in einer unbewachten Stunde büßen. Von —g her, seinem Aufenthalte während seiner Gefangenschaft, folgte ihm der Arm der Vergeltung. Seine angenehme Figur, sein feiner Welkton, sein anziehendes Talent für gesellschaftliche Unterhaltung erwarben ihm dort den Zutritt in die ersten Familien. Die schönen ** gerinnen entzündeten bald sein leicht bewegliches Herz, und nur zu sehr fand er vor ihren Augen Gnade. Sein Glück bei ihnen zu sichern, verrieth auch nicht ein Wink, daß eine Gemahlinn bereits die unveräußerlichsten Rechte auf seine Treue hatte. Diese Verheimlichung gebar sehr traurige Folgen. Ein Mädchen aus einem der angesehensten Häuser fixierte sein bisheriges Spiel mit der Liebe zu einer ernsthaften Neigung. Erwiederung entflammte sie immer lebhafter; im Rausche der Leidenschaft vergaß er, die Geliebte sich. Mit Angst und Schrecken gestand ihm die Verführte nach einigen Monathen, daß sie sich Mutter fühle. Ihre Thränen, die zu fürchtende Rache der beschimpften Familie brachten ihn zu dem verzweifelnden Entschlusse, förmlich um der Entehrten Hand zu werben. Er erhielt sie, und das Verbrechen des Ehebruchs erhöhte ein doppelter Meineid.

Durch scheinbare Gründe wußte er die neue Geliebte und ihre Verwandten zu einer geheimen Verbindung zu bereden. Eine Verhandlung über die Auswechselung der Gefangenen war im Gange. Wann diese erfolgte, sollte auch jene publiciert werden. So die Verabredung. Die Auswechselung geschah, aber ehe es noch, seiner Verpflichtung gemäß, zur öffentlichen Bekanntmachung der vollzogenen Verbindung kam, entwich er heimlich, und hinterließ der Getäuschten bloß einen Brief, in dem er ihr mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Reue sein Verbrechen, wie seine alten Verpflichtungen gestand, und sie beschwor, sich in ein Schicksal zu ergeben, das, wie er sagte, Leidenschaft und der Drang der Umstände ihnen aufgebürdet hätten.

Mit dem ganzen Stolz der beleidigten Tugend und Ehre nahm die Betrogene dieß Geständniß auf. Ohne den Verbrecher einer Antwort zu würdigen, verbarg sie sich bis zu ihrer Niederkunft auf dem einige Meilen entfernten Landgute einer Freundinn, und begab sich dann, so bald sie sich stark genug dazu fühlte, mit allen Beweisen ihrer rechtmäßigen Ehe versehn, von ihrem Vater, und dem Knaben, den sie geboren hatte, begleitet, auf die weite Reise in die Residenz der **schen Staaten. Hier drängte sie sich, ungeahnet von dem zwiefach Meineidigen, bis zum Throne des Fürsten. Unwidersprechbar bewies sie das an ihr ausgeübte Verbrechen, Abläugnung war unmöglich, und das Tribunal sprach, nach dem Gesetze, den Tod über den Frevel der Doppelehe aus.

Schon harrte der Unglückliche in einem wohl verwahrten Kerker der Vollziehung des gerechten Urtheils, als auf Ein Mahl Cäcilie'ns Beichtvater vor dem Throne des Monarchen erschien, und, laut eines ihm an heiliger Stäte abgelegten Geständnisses, erklärte, G..'s vermeinte erste Gattinn sey nie mit ihm vermählt gewesen, habe nur als Maitresse mit ihm gelebt.

Der Fürst, wie seine tugendhafte Gemahlinn, erblaßten vor Schrecken. Aber der bis jetzt allgemein unsträflich anerkannte Charakter der Gräfinn machte ihnen den Glauben an diese ungeheuere Verirrung aus einer so rein sittlichen Natur unmöglich. Doch Cäcilie'ns plötzliche Verschwindung, noch am Abend der Beichte, ohne alle Spur, wie? und wohin sie sich geflüchtet? und des vor Gericht geladenen Verurtheilten Bestätigung des Geständnisses erwiesen, leider! die Wahrheit einer Aussage, gegen die der hohe Glaube des Fürstenpaars an weibliche Tugend sich so mächtig sträubte.

Des Grafen Leben war nun gerettet, und mit ihm erhielt auch die Klägerinn die Bestätigung ihrer unläugbaren Rechte an des Freigesprochenen Hand. Mehr vermochten die Gesetze auch nicht. Eine glückliche Ehe konnten sie ihr nicht sichern. Das Herz ihres wiedergewonnenen Gemahls war ihr für immer verloren. Kalte Förmlichkeit trat an die Stelle der Liebe, verschlossener Gram von beiden Seiten brachte Spannung, Bitterkeit und Säure in den erneuten Bund, und erst nach sechs Jahren machte der Dulderinn Tod diesem quälenden Verhältnisse ein Ende.

Unterdeß starb der regierende Fürst. Der Erbprinz, des Grafen vieljähriger Freund, übernahm das Ruder des Staates. G**, ein erfahrener, viel gewandter Geschäftsmann, trat seinem gekrönten Freunde noch näher. Bald gewann er seines Herrn ganzes Vertrauen. Des Witwers dauernde, ja noch wachsende Melancholie regte des Prinzen volle Theilnahme. In einer Stunde der Traulichkeit entfuhr dem Trauernden unter einem Strome von Thränen der Nahme Cäcilia, aber in eben dem Augenblicke verschloß sich auch sein geöffnetes Herz wieder. Sonderbare Ahnungen steigen jetzt in des Fürsten Seele auf. In dem Glanze ihrer allgemein bewährten Tugend trat Cäcilia vor seine Erinnerung, er fing an, ein Geheimniß zu vermuthen, das sich ihm auch, vier Wochen später, zur vollen Gewißheit enthüllte.

Eines Abends wird ihm ein Brief überbracht. Ein sterbender Augustiner-Mönch beschwört ihn darin, in seiner Zelle zu erscheinen, und ihm ein Geständniß von der Seele zu nehmen, ohne das er nicht mit ruhigem Gewissen vor den Richterstuhl des Ewigen treten könne. Er eilt dahin, der Mönch gibt sich ihm als Cäcilie'ns Beichtvater zu erkennen, und erklärt zugleich: das Geständniß, das jene vor sechs Jahren ihm im Beichtstuhle abgelegt, sey falsch gewesen, und sie des Grafen wahrhafte und rechtmäßige Gemahlinn. Erst, nachdem es öffentlich bekannt gemacht, G** frei und seiner neuen Gattinn zugesprochen worden, habe sie ihm, ohne zu melden, von wo her? ihren großmüthigen Betrug und die edeln Gründe desselben gemeldet. Sie waren: des Grafen Rettung von einem schimpflichen Tode, und die größere Gültigkeit einer Ehe, durch die ihr Gemahl zum Vater eines Kindes geworden, da die ihrige hingegen unfruchtbar geblieben. Zugleich habe sie ihn durch die heiligsten Eide beschworen, diesen Widerruf, mit dem sie sich bald vor ihm rechtfertigen wollen, nicht zum Unglück eines noch immer geliebten Mannes und seines unschuldigen Kindes zu mißbrauchen.

Mehr noch, als ihre rührenden Bitten, gestand der Sterbende ferner, habe ihm die Furcht vor dem eigenen Schicksale der Großmüthigen die Verheimlichung dieses Widerrufs zur Pflicht gemacht. Ein Betrug im Beichtstuhle sey in den Augen der Kirche ein zu strafbares Vergehen, um nicht, mochte seine Quelle noch so rein seyn, die Unglückliche der furchtbarsten Ahndung ausgesetzt zu haben, wenn es bekannt geworden wäre. Auch sey ihm durch diese Verfahrungsart späterhin das vollste Vertrauen der Trefflichen geworden. Sie habe ihm freimüthig den Ort ihres Aufenthaltes, ihren angenommenen Nahmen und die Verhältnisse, in denen sie stehe, bekannt gemacht, doch mit der neuen Verpflichtung, das anvertraute Geheimniß ihrem Gemahle zu verschweigen, selbst dann noch, wann der Tod seiner jetzigen Gattinn erfolgen sollte. Unfähig, so dringenden Bitten zu widerstehen, sey er diese Verpflichtungen schriftlich und mit feierlicher Zusage eingegangen. Aber jetzt, dem entscheidenden Schritte aus der Zeit in die Ewigkeit nahe, habe sein Gewissen ihn gedrungen, die Ehre einer so beispiellos edeln Frau wenigstens vor ihrem Fürsten zu rechtfertigen. Sein Herz fühle sich nun erleichtert, und er hoffe, gerechtfertigter vor dem Richter über Lebende und Todte erscheinen zu können. In diesem Glauben starb der Mönch.

Von tiefer Bewunderung durchdrungen, kehrte der Fürst auf sein Schloß zurück. „Welch eine That! rief er. Ein größeres Opfer brachte wohl nie die Liebe. Des Treulosen Leben zu retten, eine so gräßliche Selbstverläumdung! -- Und er, an nimmt er dieß schreckliche Opfer, und gibt einen Engel, wie diesen, der öffentlichen Schmach Preis? -- Da liegt ein neues Geheimniß.

Nein, der Mann, den ich zum Freunde wählte, ist kein Nichtswürdiger!“ Und sein Glaube betrog ihn nicht. Noch am nächsten Morgen ward er gerechtfertigt. Der Fürst durchlief bei'm Aufstehen mehrere öffentliche Blätter. In einem der gelesensten stand folgende Auffoderung: „Wenn Du noch lebst, großmüthige Seele, die Tugend und Ehre für mich opferte, der öffentlichen Schande nicht achtend, mit der Du, Dich selbst verläumdend, Deinen unbescholtenen Nahmen beflecktest, o so beschwöre ich Dich, tritt wieder in dem Glanze Deiner reinen Natur hervor, und entbinde mich des furchtbaren Eides, durch den Du mich zur Einwilligung in Dein schreckliches Opfer verpflichtetest, zur ewigen Verschwiegenheit verdammtest. Gefallen ist die Scheidewand, die uns trennte, gelöset sind die Bindungsfesseln! Ach! ich trug sie unter dem Fluche einer nie rastenden Reue. Noch drückt dieser Fluch mich, nimm ihn von mir! Bei Gott und Seligkeit beschwöre ich Dich, sey gegen Dich gerecht und gegen mich barmherzig. Ich erliege den Qualen, die mich foltern, wenn Du nicht, ein rettender Engel, erscheinst! Komm, lege Deine heilende Hand auf mein Herz, und gib ihm Frieden. Ach! ich sehne ja nichts, als noch ein Mahl Dich wieder zu sehn, meines Eides Lösung von Dir zu empfangen, und dann entsündigt zu sterben. Dich wieder mein zu nennen, bin ich zu unwürdig, dieser Seligkeit entsage ich auf immer.“ —

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels im 35. Stücke: der Buchstab R.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
37. Stück.

Sonnabends, am 10. September, 1808.

Selbstopfer.
Eine Erzählung.
(Beschluß.)

Der Fürst, unterrichtet, wie er durch den sterbenden Mönch war, errieth gleich in den ersten Zeilen dieser rührenden Aufforderung ihren unglücklichen Urheber. Mit Stolz und Freude erkannte er in ihr den Freund, seiner würdig, und fest und feierlich entschloß er sich, für den Wiedergewinn seines verlorenen Lebensglückes thätig zu seyn. Mit dem ihm anvertrauten Geheimnisse auch mit Cäcilie'ns Aufenthalte bekannt, wollte er, wie durch ein Ungefähr, die Geschiedenen zusammen führen, und, wenn anders der Gräfinn Gesinnungen seinen Wünschen entsprächen, und die Wiederherstellung dieser Ehe nach dem Canonischen Gesetze erlaubt und möglich wäre, zu neuer Liebe und Treue vereinen.

Sein Entschluß ward That. Auf einer schon vorher von ihm beschlossenen Reise nach K.. mußte ihn der Graf begleiten. Nur noch einige Meilen weit davon entfernt, schon auf **schem Grund und Boden, verirrte sich sein Kutscher, — bereits ziemlich spät in der Nacht, — von der rechten Straße in eine einsame, menschenleere Gegend. Sogar der Wagen brach. Zum Glücke in der Nähe eines alt Gothischen Gebäudes, aus dessen Souterrains der schwache Schimmer eines Lichtes hervorbrach. Die Bedienten des Fürsten eilten sogleich dahin, pochten an die hervorragenden Fenster, wurden gehört, erzählten den Unfall, und sahen zu ihrem Vergnügen in wenigen Minuten ein großes Thor geöffnet, und aus ihm mehrere Leute mit Fackeln herbei eilen. Nicht lange, und der Haushofmeister erschien, den beiden Nachtabentheurern im Nahmen seiner Herrschaft bis zum nächsten Morgen wirthliches Dach und Fach anzubiethen. Mit Dank machten der Fürst und sein Freund, unter den Nahmen Graf von Falkenberg und Baron Sydingk, von dem freundlichen Anerbiethen Gebrauch; ihr Wagen ward in das große Thor hineingezogen, ihnen und ihren Leuten ein kleines Abendessen gereicht, und ein bequemes, anständiges Nachtlager bereitet.

Alles dieß war verabredet. Die Herrschaft des Waldschlosses, eine junge Witwe, hieß Frau von Wertnach. Schon seit sechs Jahren hatte sie sich, von einer schwärmerischen Grille geleitet, nach dem Tode eines geliebten Gemahls, aus der großen Welt in diese Einsamkeit verbannt. Ihre Verbannung theilte Cäcilie, jetzt Madam

Zelter, als Gesellschafterinn. Durch den Reichsanzeiger von dem Wunsche der Witwe, eine Mitgenossinn ihrer einsiedlerischen Lebensart zu haben, gleich nach ihrer Flucht aus der Residenz der ** schen Staaten unterrichtet, hatte die Gräfinn die Frau von Wertnach in ihrem damahligen Aufenthalte aufgesucht, sich mit ihrem angenommenen Nahmen als eine Unglückliche zu erkennen gegeben, die ihr Schicksal nöthige, ihr Leben in stiller Verborgenheit zu beschließen, und, als diese, um die in dem Anzeiger ausgebothene Stelle gebethen. Die rührende Bescheidenheit, mit der sie ihre Bitte vortrug, und jeder Prüfung ihres sittlichen Charakters sich unterwarf, noch mehr aber der reine Blick, der ihr aus den Bittenden Augen entgegen glänzte, zogen Frau von Wertnach unwiderstehlich an; Cäcilie sah ihren Wunsch gewährt, ward Mitbewohnerinn der romantischen Einsiedelei, und bald der Besitzerinn Freundinn im strengsten Sinne des Wortes. Zwar blieb der Freundinn Geschichte ihr ein Geheimniß; aber sie ehrte und liebte sie darum nicht minder. Mehr, als Ein Mahl, ahnete sie ihren wahren Stand, und war fast gewiß, daß wunderbare, aber sicher nicht entehrende Verhältnisse sie gezwungen, Stand und Nahmen zu verläugnen.

So weit die Nachrichten von der Gräfinn Schicksale seit ihrer großmüthigen Selbstopferung. Der Fürst erfuhr sie durch einen Briefwechsel mit der Frau von Wertnach, den er gleich nach der ihm von dem Augustiner gemachten Entdeckung mit ihr anfing. Diese ward dafür in ihrer Freundinn geheime Geschichte und den Plan der Wiedervereinigung der so schmerzlich Geschiedenen eingeweiht. Da aber

Cäcilie, laut dem Geständnisse des Mönchs, wie der Auffoderung des Grafen, selbst dann noch, wann ihre Nebenbuhlerinn sterben sollte, in ihrem großen Opfer zu beharren, erklärt hatte, so mußte, um dem fürstlichen Freunde den Schmerz einer getäuschten Hoffnung zu ersparen, ihr Herz erst über die Unerschütterlichkeit ihres Entschlusses geprüft werden. Diesem Versuche unterzog sich Frau von Wertnach, und ein Zufall unterstützte ihn. Der Graf machte den Tod seiner zweiten Gemahlinn durch die Zeitungen bekannt, Cäcilie las sie, und erblassend, tief erschüttert, Thränen, die sie nur gewaltsam zurück drängte, in den Augen, legte sie das Blatt aus der Hand. Rasch verließ sie das Zimmer, und erst nach einer Stunde erschien sie gefaßter wieder, aber unverkennbar die Spuren eines höchst bewegten Herzens in allen ihren Gesichtszügen. Der Fürst und Frau von Wertnach schöpften hieraus die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs für ihre Wünsche, und verabredeten nun das scheinbare Ungefähr, das ihn und seinen Freund in Cäcilie'ns Nähe führte.

Schon in der ersten Stunde des nächsten Morgens verließ der Fürst sein Bett. Frau von Wertnach harrte seiner im Schloßgarten zu einem Gespräche unter vier Augen. Seine Hoffnungen erhielten neuen Zuwachs. Cäcilie blieb seit jener Todesankündigung in der Zeitung einem stillen Grame hingegeben. Ihres Gemahls Auffoderung an sie aber war, wie er gleich vermuthete, nicht bis zu ihrem verborgenen Aufenthalte gedrungen. Er nahm sie aus seiner Schreibtafel und übergab sie der Frau von Wertnach, sie mit der ihrem Geschlechte eigenthümlichen Feinheit

in ihrer Freundinn Hände zu spielen. Die Wirkung derselben auf ihr Herz sollte für die weitere Entwickelung des verabredeten Plans entscheiden. Indessen wollte er, das frühe Zusammentreffen der sich so Nahen zu vermeiden, seinen Freund zu einem Spaziergange in die schönen Umgebungen des Schlosses bereden. Mit diesem Vorsatze empfahl er sich seiner menschenfreundlichen Wirthinn, fand den Grafen schon angekleidet, und ging mit ihm dem nahe gelegenen Parke zu.

Nicht lange darauf erschien auch Cäcilie in dem Garten. Von der Ankunft der Fremden und ihrer Aufnahme in dem Schlosse unterrichtet, kam sie, sich der Freundinn Verhaltungswinke über ihre Bewirthung einzuholen. Frau von Wertnach war eben mit der Lectüre des ihr mitgetheilten Blattes beschäftigt. Sanfte Wehmuth ergriff ihr Herz, und sichtbar bewegt, ruhte ihr getrübtes Auge auf dem Papiere. Theilnehmend nahte sich ihr die Eintretende. Jetzt schlug sie die Augen auf, und überrascht von der Freundinn Anblicke, drückte sie ihr schnell das Blatt in die Hand, und entfernte sich.

Befremdet verfolgten Cäcilie'ns Augen eine Weile die Entfliehende, dann warf sie sie auf das erhaltene Blatt. Schon bei den ersten Zeilen stürzten Thränen aus ihren Augen. Je weiter sie las, je lebhafter ward ihre Bewegung. Zuletzt sank ihr das Blatt aus der Hand. Schmerzhaft krämpfte sie die zusammen gefalteten Hände an ihre Brust, und mit dem Tone eines höchst ergriffenen Gefühls rief sie: „O mein Gott!“ Sie schwankte in einen nahe stehenden Gartensessel. „— Auch das noch? fuhr sie nach einer Pause fort. Kämpfe ich nicht schon genug mit den

Mahnungen meines Herzens? Muß er noch selbst —? Nein, nein, ich darf nicht. Meine That an's Licht treten lassen, würde mir jeden Genuß rauben, den mir mein selbst gewähltes Loos noch gewährt.“ — Sie erhob sich wieder von ihrem Sitze; ihre Augen fielen auf das ihr entsunkene Blatt; sie hob es auf, las wieder, und: „ein Fluch, brach sie mit brechender Stimme aus, ein Fluch! drückt ihn mein ihm aufgezwungener Eid? Er erliegt seinen Qualen? — O Gott! ich sehe ihn, höre ihn! — Weg, weg, Bild des Jammers!“ Eine lange Pause stummen Schmerzens. Plötzlich fuhr sie erschrocken aus ihr auf: — „Dieß Blatt, wie kommt es hierher? Wer gab es der Freundinn? Woher die Bewegung, mit der sie es in meine Hand drückte? Weiß sie mein Geheimniß? Von wem? — O alle ihr Heiligen, wenn, wenn einer der Fremden —?“ — Hier bedeckte sie mit beiden Händen das Gesicht, und versank wieder in lautloses Schmerzgefühl.

Ein verborgener Zeuge dieses Schmerz- und Kampfauftrittes war Frau von Wertnach. Überraschung hatte sie zu dem Gewaltstreiche verleitet, das Blatt der Entscheidung so jäh und unvorbereitet aus ihren Händen zu geben. Sie erschrak in eben dem Augenblicke. Aber es war geschehen. Zitternd trat sie hinter eine der Hecken des Gartens, voll Furcht und Angst über ihre Unbesonnenheit. Sie sah und hörte nun. Freudig und wieder Muth fassend, ahnete sie selbst in der Freundinn heftiger Erschütterung einen glücklichen, beseligenden Ausgang.

Besorgter kehrte der Fürst von seinem Spaziergange zurück. In einer lebhaften Unruhe war ihm sein Freund dahin gefolgt.

Lange ging er schweigend neben ihm her. Dann, als ob er nicht länger den Sturm seines Innern überwältigen könne, rief er aus: „Nein, es ist kein Wahn, kein Traum! Sie war's; ihre Stimme vernahm ich.“ Und nun erzählte er, er habe den Klang einer Harfe gehört, Gesang, und mit ihm Töne der Vergangenheit, ein Lied glücklicher Tage; und nur aus ihrem Munde konnte es so lebendig, so vergegenwärtigend in seine Seele tönen. Der Fürst, noch ungewiß über seines Freundes Schicksal durch Cäcilie'ns Entscheidung, erschrak. Aber vergebens erklärte er das Geschehene für Täuschung. G.. war, wie von seinem Leben, überzeugt, er habe sich nicht betrogen; und ungestüm drang er auf Rückkehr in's Schloß, auf Überzeugung durch den Sinn seiner Augen. Erst nach langem Bitten und Beschwören überließ er seinem erhabenen Freunde die nähere Erkundigung, und versprach, ruhig ihrer auf seinem Zimmer zu harren. So traf der Fürst auf Frau von Wertnach, hörte von ihr, sah, wie sie, unbemerkt, was in Cäcilie'ns Seele vorging.

Ihre Empfindungen hatten sich wieder Worte gewonnen. „Ich muß fort, brach sie aus, fort aus seiner Nähe! Daß er mir nahe ist, ich darf es nicht länger bezweifeln. Nur durch ihn konnte dieß Blatt -- -- Gott! wenn er nun selbst, die Züge des Grams auf verbleichtem Gesichte, vor mich tritt --! Die bloße Vorstellung zerreißt mein Herz; sein Anblick würde es brechen.“

Jetzt hielt sich der Fürst nicht mehr. Er trat aus seiner Verborgenheit hervor, nannte mit sanfter Stimme den Nahmen seines Freundes. Cäcilie fuhr zusammen. Schmeichelnd nahte er ihr, bekannte das Geheimniß ihrer großen That durch des sterbenden Augustiners Geständniß enthüllt, sprach von ihres Gemahls Reue, foderte sie auf, seinen Eid zu lösen, ihre heilende Hand auf sein verwundetes Herz zu legen, ihm Frieden zu geben. — Sie vermochte nicht, zu widerstehen, verhieß Lösung seines Eides. Er dankte mit stummer Rührung, und nun wagte er auch die Bitte um Wiedersehn. Sie schwieg, kämpfend und zaudernd. Aber ihre Hand erhob sich bethend zum Himmel, als flehe sie ihn um einen entscheidenden Ausspruch an; dann sank ihr thränenschwerer Blick auf den Fürsten und sprach Gewährung.

Schnell enteilte er; Frau von Wertnach trat zu ihr. Sie stürzte der Kommenden in die Arme. Nur wenige Augenblicke, und vor ihr stand, von dem Fürsten begleitet, der Reuige. „Vergebung!“ war sein erstes Wort. „Vergebung!“ rief auch sie. Versöhnt reichten sie einander die Hand. Jetzt sprach der Fürst ein Wort im Nahmen der Kirche. Sie machte der so herrlich Entsündigten die Wiederherstellung des heiligsten Bundes vor Gott und Menschen zur höchsten Angelegenheit ihrer tugendhaften Seele. Der Bischof seiner Residenz, bereit, seine Hand auf das erneuerte Bündniß zu legen, foderte sie durch ihn auf, losgesprochen von dem frommen Betruge an heiliger Stäte, ihre Heiligung zu vollenden, wieder des Mannes zu werden, dem sie so groß und edel entsagte. Flehend warf G.. sich zu ihren Füßen. Überwunden neigte sie sich zu ihm herab. Sie sanken Arm in Arm, Mund an Mund; und in seligem Verstummen feierten sie das Fest der Wiedervereinigung, des Triumphs der Tugend, des Adels des Weibes, der hohen Vergeltung.

Schink.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
38. Stück.

Sonnabends, am 17. September, 1808.

Über den Irrthum.
Nach Boufflers.

Sie fragen mich, ob der Irrthum den Menschen nützlich sey? Man sollte in Hinsicht auf die Wahrheit so fragen. Jener hat immer nur etwas Angenehmes, und diese nur etwas Trauriges uns zu sagen. Sind wir glücklich, so läßt der Irrthum uns glauben, daß dieß so bleiben werde, und die Wahrheit würde uns beweisen, daß es ein Ende nehme. Sind wir unglücklich, so zeigt uns die Wahrheit, daß wir es durch unsere Schuld, und auf immer sind; der Irrthum hingegen beredet uns, daß dieß ungerecht und vorübergehend sey. Unter zwei Spiegeln, von denen der eine Sie voller Reitze, und der andere voller Mängel darstellte, welchen würden Sie wählen?

Die Wahrheit, welche nie wechselt, ist eben deßwegen dem Menschen fremd, der immer wechselt. Der Irrthum dagegen wandelt sich in's Unendliche, und bequemt sich besser nach unserer wandelbaren Natur. Bemerken Sie, daß er sogar immer etwas mit unserm Willen Übereinstimmendes hat; denn unser Urtheil wird hauptsächlich durch unsere Leidenschaften verlockt, und unsere Irrthümer endigen alle damit, daß sie sich nach unserm Geschmacke fügen. Der Ehrsüchtige hofft Alles, was er wünscht; der Geitzige genießt Alles, was er sich versagt; der Liebende träumt, daß er geliebt werde; Jeder betriegt sich nach seinem Sinne.

Wie sollten wir uns nicht betriegen? Alles wirkt dazu mit. Der Irrthum ist in uns, und außer uns; unsere Wahrnehmungen sind falsch, unsere Urtheile sind beschlichen, und unsere Kenntnisse sind der Ertrag unserer Täuschungen. Der Irrthum ist gegen die Wirklichkeit, was ein Landschaftsgemählde gegen eine topographische Karte ist. Auf der Karte ist nichts an seiner scheinbaren Stelle; auf der Landschaft ist nichts an seiner wirklichen Stelle; aber die eine gefällt, und die andere unterrichtet bloß.

Der Irrthum hat noch mehr Nutzen, als Annehmlichkeit. Er ist es, der die Völker unter das Joch beugt, indem er sie überredet, daß sie schwächer sind, als ihre Herren; er stiftet den Frieden und die Einigkeit in den Gesellschaften und den Familien, indem er dem Einen verbirgt, daß er verachtet, dem Anderen, daß er gehaßt, dem Dritten, daß er betrogen ist. Jeder Stand, jedes Alter verdanken ihm ihr Glück. Aber merken Sie wohl, daß,

je weniger man sich gegen ihn auflehnt, man sich um so besser dabei befindet. Urtheilen sie davon nach der kunstlosen Freude des Volks, das sich dem Irrthume hingibt, und nach der Traurigkeit des Philosophen, der ihn bestreitet. Urtheilen Sie davon nach den beiden süßesten Jahrszeiten des Lebens, der Kindheit und der Jugend. In jener weiß man nichts; in dieser wird man überall betrogen. Was wollen Sie Besseres hienieden, als eine Würze alles Guten, und ein Gegengift gegen alles Übel? Wir haben sie dem Irrthume zu verdanken. Mit der einen Hand berauscht er den Reichen im Purpur; mit der anderen tröstet er den Elenden auf dem Strohe. Er ist der schützende Genius der Menschen. Glücklich, oder unglücklich, sie werden nie von ihm verlassen. Er wiegt sie bei ihrer Geburt; er schmeichelt ihnen ihr Leben hindurch, und lächelt ihnen noch auf dem Wege des Grabes. Alles ist nur Irrthum. Das Kind küßt seine Puppe mit Entzücken; der Jüngling ehrt die Buhlerinn, die ihn verderbt; der Familienvater liebkoset fremde Kinder; der Greis liebt noch; der Sterbende besäet seinen Park, und zeichnet den Grundriß einer neuen Wohnung. Ohne den Irrthum wäre das ganze Leben traurig, weil man beständig den Tod vor sich sähe. Der Irrthum ist es, der ihn uns verhüllt, und der uns genießen läßt, indem er uns beredet, daß wir Zeit dazu haben.

Karl Reinhard.

Literatur.

Faust. Eine Tragödie von Göthe. Tübingen. In der Cottaischen Buchhandlung. 1808.

Das schon längst als Fragment bekannte Drama, Faust, erscheint nunmehr von der Hand seines Meisters zu einem Ganzen, wenigstens dem ersten Theile nach, vollendet. Denn nach dem Titel: „Der Tragödie erster Theil“, dürfen wir noch eine Fortsetzung hoffen, und der Director im Vorspiel beschließt seine Instruction an die Gehülfen, den Dichter und die lustige Person, mit den Worten:

So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel, durch die Welt, zur Hölle.

In diesem ersten Theile aber wandelt Faust noch auf der Erde, wenn gleich das ahndungsvolle: „Her zu mir“! des Mephistopheles, am Ende der letzten Scene, schon den Schlußstein des Ganzen abgeben könnte.

Wer Göthe's Faust noch nicht gelesen hat, der thue es doch ja je eher, je lieber. Jedem Deutschen oder Deutsch gebildeten Leser, der lebendigen und warmen Sinn für das wahre Dichterische besitzt, wird dieses echte Werk einer überschwänklich reichen Phantasie den vollesten und reinsten Genuß gewähren. Unbekümmert um die Aristotelische Form des Dramas, schreitet die Handlung des Stückes in bunter, rascher Fülle fort. Körnig, prunklos, Deutsch und frei, wie der wackere Hans Sachs, oft stark und selbst erhaben, wie Shakespear, dann wieder launig, wie er, bis zum Grotesken, immer aber in eigenthümlicher Schönheit durchwandelt der Geist des Dichters die mannigfaltigsten Erscheinungen des Menschenlebens und Charakters, und durchläuft mit sicherer Hand die Saiten des Gemüths in wech-

selnden Phantasieen. Bald sind es höchst individuelle Darstellungen aus der wirklichen Welt, oft nur mit wenigen, aber kräftigen und bestimmten Meisterzügen skizzirt; bald phantastische Zaubergebilde aus den Regionen des Geisterreiches, und das Alles in dem eigenthümlichen Costume der vaterländischen Vorzeit und in ihrer derben Holzschnitt-Manier dargestellt. Lebendig in tagheller Klarheit und höchster Bestimmtheit der Umrisse schweben die Gestalten vor uns vorüber, oder wir vielmehr wandeln mitten unter ihnen. Alles ist Phantasie, aber Wahrheit und Form; Ideal, aber Individualität. Dazu die höchst biegsame Sprache, der, bei anscheinender Regellosigkeit, mit unnachahmlicher Leichtigkeit und Melodie hingleitende Rhythmus des Versbaues. Nichts fehlt der Vollendung dieses herrlichen Gedichtes, wovon wir zwar schon den schönen Torso kannten, welches aber erst jetzt, durch die hinzu gekommenen, eben so schönen Ergänzungen, in seinem vollen Werth und Glanze erscheint und den vollständigen ästhetischen Eindruck gewähret.

Faust gibt übrigens einen neuen Beweis, wenn es dessen für die Verständigen bedürfte, daß ein echtes Werk der Phantasie nur den Meistern gelingt, und daß mit der Phantasie Geist und Verstand gleichen Schrittes einhergehen müssen, wenn ein Kunstwerk geschaffen werden soll, welches, den luftigen Modelaunen ästhetischer Incroyables zum Trotze, auf die Nachwelt überzugehen und der National-Literatur Ehre zu bringen im Stande ist. Man sieht, daß ein solches Werk auch ohne romantische Raketen, Schwärmer, Frösche und Feuerräder seinen Zweck erreicht; denn nirgends vermißt man die Romantik und Mystik unserer neu poetischen Schule in dem echt genialen Faust, es wäre denn etwa auf dem Blocksberge. Aber vielleicht spuckt sie wirklich dort in dem Schwarme, dem Mephistopheles mit den Worten entflieht:

Hier, Doctor, fasse mich! Und nun, in
Einem Satz
Laß 'uns aus dem Gedräng' entweichen;
Es ist zu toll, sogar für meines gleichen.

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, das oben Gesagte mit Beispielen zu belegen; doch ist kein Zweifel, daß Faust, so wie die übrigen in neuer Gestalt erschienenen Werke des großen Dichters, dem gebildeten Lese-Publicum nicht lange fremd bleiben werden.

R—ck.

Religiosität.

Im Districte Stanz in der Schweiz ward ein Französischer Corporal ermordet. Als man den Ermordeten beerdigt hatte, warfen sich, wie der dortige Pfarrer Büsinger aus den Proceß-Acten erzählt *), die Mörder auf die Kniee, beteten für die Seele desselben fünf Vaterunser, und eben so viele Ave Maria, und ließen aus dem geraubten Gelde einige Messen lesen.

Als Augenzeuge erzählt eben derselbe Verfasser Folgendes: Zwei Weiber stahlen auf einem fremden Acker Karloffeln. Die Eine scharrte sie aus der Erde und

*) Ein Wort der Beherzigung an meine verunglückten Mitbürger von Waldstätten. Basel. 1799.

füllte ihren Korb; die Andere stand Wache. Während des Geschäftes bethete die Wächterinn einen Rosenkranz, und die Diebinn bethete ihn ruhig nach.

D—z.

Kornregen.

In diesen Blättern ist einige Mahl vom Steinregen die Rede gewesen. Hier ist eine, gewisser Maßen officielle Nachricht von einer anderen Art von Regen, der mehr Glauben verlangt, wovon man aber recht viele Erfahrungen wünschen möchte. — In der Madrider Zeitung, die in der königlichen Druckerei erscheint, wird von einer Masse aus der Luft gefallenen Samens berichtet, wie folgt. „Dem Staats-Ministerium wurde von den General-Post-Directoren ein Brief des Postmeisters zu Erva mitgetheilt, worin dieser Nachricht von einer besonderen und außerordentlichen Begebenheit gibt. Drei (Spanische) Meilen von jener Stadt fielen am 27. Julius, 1803, auf einem unbebaueten, an dem Wege vom Dorfe Matuera nach dem Dorfe Flecha in dem Gerichtssprengel Garrafe gelegenen Landstriche, während eines mit Hagel und Regen begleiteten Ungewitters, gegen zwölf Fanegas *) eines in der umliegenden Gegend unbekannten Samens, so daß weder Landleute, noch andere Personen, die ihn bisher in Leon und Madrid sahen, ihn haben erkennen können. Ein Theil davon, der an dem Orte, wo er fiel, aufgegangen ist, hat in wenigen Tagen einen zwei Zoll hohen Stängel getrieben. Allein man hat bis diese Stunde eben so wenig ausmitteln können, was es für eine Pflanze sey. — Dieser Same ist in seiner Form sehr den trockenen Bohnen, (Judias, Französisch Haricots,) ähnlich, nur etwas kürzer, als diese. In Leon hat man ihn gekocht, und gefunden, daß er einen guten Geschmack habe."

So weit die Nachricht. Meines Wissens ist von der Sache nichts Näheres bekannt gemacht. Ich wünschte, daß Naturforscher ihre Meinung darüber äußerten.

R.

*) Eine Fanega enthält 4 Arroben; eine Arrobe 25 Pfund zu 16 Unzen.

Maßstab für die Größe.

„Das ist ein großer Mann; er denkt, wie ich!" sagte der Papst Urban der Achte. Er sagte, was viele Gelehrte und Ungelehrte, die sich schämen würden, es zu sagen, — denken. Oft ist dieser Gedanke gerade bei Solchen am herrschendsten, die den anscheinenden oder wirklichen Papismus Anderer am heftigsten tadeln. Laßt es uns nur gestehen: ein wenig von jenem Urbanismus steckt in uns Allen.

D—z.

Charaden.

1.

Mit zwei Sylben bin ich das Siegel weiblicher Schönheit;
Fehlt meine zweite dem Mann, ist er nur halb, was er heißt

Schink.

2.

Den Jüngling bringt es weiter,
Und, umgekehrt, den Reiter.

Sp.

Druckfehler im 36. Stücke. Seite 202, Zeile 5 von unten, lese man bloß, statt bald.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

39. Stück.

Sonnabends, am 24. September, 1803.

Wehmuth.

Was weint das Herz?
O selig entfloh'ne Stunden!
Die Kränze, von Euch gebunden, —
Auch sie hat der Sturm entwunden
Dem trauten Kreis?

Was weint das Herz?
Der Freude begeistert Streben,
Es endet mit tiefem Beben; —
Uns scheidet das harte Leben,
Und wie so bald?

Was weint das Herz?
Blinkt Ruh' nicht im Mondenstrahle? —
Er spielt auch um Eure Mahle,
Ihr Lieben im Todtenthale;
Nur dort ist Ruh'.

Was weint das Herz?
Hinauf will die Lieb' uns leiten.
Hier soll sich in ew'gem Streiten
Der liebende Sinn bereiten,
Und kindlich traun.

Was weint das Herz?
Was stammelt's, und wird's nie sagen?
Was hofft es, und will's nicht wagen?
Was fühlt es, und kann's nicht tragen? —
Es weint — nicht mehr.

Vertheidigung eines Stoischen Paradoxons.

Seit etlichen Jahrtausenden gilt es fast durchgehends für eine Abgeschmacktheit, die nur der Eigensinn und Eigendünkel der Schule habe gebären können, wenn der Stoiker sagte, der körperliche Schmerz sey kein Übel.

„Die Natur, sagt ein neuerer Schriftsteller, welcher die Beschuldigung wiederhohlt 1), hat dem Geiste den Körper nicht allein zum Gesellschafter, sondern selbst zum Werkzeuge gegeben, und wir werden eine große Seele so wenig durch die stumpfe Organisation eines Pescherä's wirken, als die Hand des geübtesten Künstlers die Zaubertöne der Harmonica aus den Scherben eines zerbrochenen Topfs locken sehen. Die Natur wollte, daß die äußere Welt durch unsere Sinne freundlich oder feindlich auf uns wirke," u. s. f.

Daß es nicht eben so behaglich sey, in Phalaris glühendem Ochsen zu braten, als auf einem Bette zu ruhen, — darin stimmen ohne Zweifel alle Menschen überein. Daher ist es so leicht, Philosophen lächerlich zu machen, die man in den Ruf zu

1) Vogt's Europäische Staats-Relationen. II. B. S. 189.

bringen weiß, das Gegentheil zu behaupten, — eine Art zu widerlegen, welche auch in den philosophischen Streitigkeiten unserer Zeit oft mit Glück gebraucht worden ist.

Wer aber die Welt und die Geschichte der Wissenschaften kennt, weiß, daß die Widerlegungen, welche zeigen, wie sehr die Behauptung des Gegners mit dem gesunden Menschenverstande und dem Gefühle streite, gemeiniglich gerade die schlechtesten sind, weil die Gegner, die dadurch widerlegt werden, nirgends vorhanden sind. Nicolai, Schwab und Herder haben glänzende Proben dieser Art, zu widerlegen, gegeben.

Man sollte immer so billig seyn, dem, mit welchem man streiten will, so lange die gesunde Vernunft nicht abzusprechen, als er nicht offenbar bewiesen hat, daß sie ihm fehle. Spricht man sie dem so gar ab, dem man Denkkraft, Scharfsinn, ja Interesse an der Wahrheit zuzutrauen Ursache hat, so zeigt man, daß es einem nicht um die Wahrheit, sondern um sein liebwerthes Selbst zu thun ist.

Eine Prüfung und Widerlegung philosophischer Irrthümer leistet eigentlich nur dann, was sie leisten soll, wann sie die Entstehung des Irrthums begreiflich macht. Denn in jedem nicht ganz verwahrlosten oder verrückten Kopfe hängt dieser mit irgend einer Wahrheit zusammen. Daher hat Leibnitz, richtig verstanden, vollkommen Recht: Fast alle angenommenen Meinungen sind eines guten Sinnes empfänglich.

Dieses gilt ganz vorzüglich auch von den Meinungen der Stoiker und nahmentlich von dem angeführten Paradoxon.

Wenn man die mancherlei Erklärungen der Glückseligkeit und des Glückseligen aufmerksam erwäget, so findet man, daß Jedermann eigentlich denjenigen für glückselig hält, welcher ist, was er zu seyn, — und hat, was er zu haben wünschet. Da nun aber die Wünsche und Neigungen der Menschen so unendlich verschieden sind; so muß eine auf den Trieb nach Glückseligkeit gebaute Moral nothwendig mangelhaft, und kann, wenn der Schöpfer des Gebäudes consequent bleibt, nie wirkliche Moral werden. Der Stoiker sah sehr wohl ein, daß die Vernunft den Trieb leiten solle, und daß nur der der Weise sey, bei welchem sie herrsche. Nun wird zwar auch bei dem weisen Menschen sich mancher Wunsch regen, manche Neigung fortdauern, die mit dem Gebothe der Vernunft nicht zusammen treffen. Man denke sich aber, daß es seinem Bestreben gelinge, seine sinnliche Natur immer mehr in Einstimmung mit der vernünftigen zu bringen, man denke sich dieses Bestreben bis in die Unendlichkeit fortgesetzt; so führt dieses zu dem Ideale eines Weisen, in welchem sich kein Wunsch mehr regt, als den und in so fern ihn die Vernunft billigt. Würde die Glückseligkeit dieses Weisen nicht bloß in der Übereinstimmung seines Seyns und Wirkens mit den Vernunftzwecken bestehen? Ein solcher Weiser ist ein bloßes Ideal; wahr, aber jede Moral stellt ein Ideal auf, und keine Bemühung, gut zu seyn, ist etwas Anderes, als Bemühung, sich einem vorschwebenden Ideale zu nähern. Dieses Ideal ist der Weise, den der Stoiker schildert, den er oft wie einen Gott mahlt, weil die

Menschheit, von den Schranken der Sinnlichkeit frei und unter der alleinigen Herrschaft der Vernunft gedacht, für uns den Begriff der Gottheit gibt.

Aber auch der Mensch, nur im Streben nach diesem Ideale gedacht — wird er nicht die Wünsche der Sinnlichkeit, sofern sie der Vernunft entgegen stehen, bekämpfen? Wird er nicht Sieg über sie für Gewinn achten? Wird er nicht wünschen, daß nie seine sinnlichen Neigungen dem vernünftigen Willen Abbruch thun mögen? Sein Hauptzweck ist also Erreichung dessen, was die Vernunft ihm zum Ziele steckt; zu seyn, was ihm die Vernunft gebiethet, — zu haben, was ihm förderlich ist, dieses Ziel zu erreichen. Für diesen Zustand sucht der Stoiker ein Wort, und ihm biethet sich kein anderes dar, als Glückseligkeit. Er vergißt, daß dieses Wort noch mehr umfaßt, — er beschränkt es auf Übereinstimmung des Lebens mit den Gebothen der Vernunft. Was zu dieser Glückseligkeit als Bestandtheil gehört, ist ein Gut; was sie stört, ist ein Übel.

Stört denn der körperliche Schmerz diesen Zustand, den der Stoiker Glückseligkeit nannte? d. i. entzieht er den Menschen der Herrschaft der Vernunft? Macht er ihn schlechter, unweiser? Eben so wenig, als Reichthum ihn besser und weiser macht. Dieser ist also, nach der Sprache des Stoikers, eben so wenig ein Gut, als jener ein Übel.

Mag uns diese Sprache immerhin seltsam klingen, was dadurch gesagt wird, ist darum doch keine Abgeschmacktheit, weil es anders ausgedrückt ist, als wir es ausdrücken würden.

Alles, was nicht in jenem Sinne Gut oder Übel war, nannte der Stoiker gleichgültig; — es gilt nähmlich in Beziehung auf den Vernunftzweck gleich; man kann mit und ohne dasselbe den Zweck der Vernunft erfüllen, weise seyn. Deßhalb aber behauptete der Stoiker nicht, daß es für das Begehren des vernünftigen Menschen gleichgültig sey. Er theilte nähmlich diese Adiaphora in begehrenswürdige und in verwerfliche und in solche, die keines von beiden sind (angenehme, unangenehme und für das sinnliche Begehrungsvermögen gleichgültige) 2).

Der Stoiker übersah also durchaus nicht die sinnliche Natur des Menschen, und behauptete ebenfalls, was wir behaupten, wenn wir sagen, Schmerz sey ein Übel, und Befreiung von Schmerzen, Reichthum u. d. gl. seyn Güter.

Aber so ist es doch Abgeschmacktheit, eine so gesuchte Sprache zu reden! — Auch das ist zu rasch und zu hart geurtheilt.

Die Sprache eines jeden philosophischen Systems, das weiter geht, als seine Vorgänger, muß von der Sprache des gemeinen Lebens mehr oder minder abweichen. Denn es unterscheidet Begriffe von einander, die man bis dahin nicht unterschied, zu deren Unterscheidung also auch noch kein Ausdruck da seyn konnte. Es wird also synonymisch gebrauchte Ausdrücke neu bestimmen, oder neue Wörter bilden oder fremde entlehnen. So haben es alle Philosophen gemacht, welche die Wissenschaft bereicherten; alle

2) Man vergl. Cicer. acad. quaest. I. 10. de finib. IV. 25.

sind aber darüber von ihren Zeitgenossen getadelt worden. Nach und nach gehn die genaueren Bestimmungen, die neuen und fremden Wörter, wenn sie wirklich neue Begriffe bezeichnen, in die philosophische, oft selbst in die allgemeine gebildete Sprache der Nationen über. So ist es aber natürlich, daß nach und nach die Sprache der frühern Denker auffallen muß, da man sich von ihr entfernt hat.

Mancher vergreift sich auch im Ausdrucke für seine neuen Ideen, und man findet erst in der Folge, daß für die Sachen passendere Nahmen in dem Sprachschatze sich finden ließen.

Man gebrauche diese, man rede, so viel möglich ist, in der Sprache seiner Zeit, ja man nähere sich, so viel ohne Nachtheil der Gedanken geschehen kann, selbst dem gewöhnlichen Ausdrucke; aber man suche jeden, dessen Gedanken man der Mühe werth hält, kennen zu lernen, nach seiner Absicht zu verstehen, und halte nicht für einen Fehler des Denkers, was höchstens Mangel des Ausdrucks ist.

Dietz.

Anekdote von Friederich dem Großen.

Friederich der Große wollte einst seine Schwester in Braunschweig überraschen. Er ging zu dem Ende zu Fuße nach dem Schlosse, sah sich aber bald von Menschen umgeben, die sich zuflüsterten: Er ist's! Er ist's! Dieß belustigte ihn ungemein, und noch eine geraume Zeit nachher nannte er sich Er, wenn er von sich sprach.

Dieser Eingang war nöthig, um folgende Anekdote verstehen zu können.

Eine Controle zu führen, hatte der König einen Kriegs-Zahlmeister angestellt, an den er oft Cabinetts-Schreiben erließ. Einmahl schrieb er ihm ungefähr so: „Ich wünsche, daß man im Publico glauben möge, der Krieg sey nahe. Wie ist es möglich, dieses Gerücht auszubreiten?“

Der Zahlmeister sann lange nach, endlich erwiederte er: „Die Erfahrung habe ihn gelehrt, daß, wann viele Scheide-Münze im Umlaufe wäre, man einen Krieg erwarte. Er gäbe anheim, ob nicht dergleichen in Menge zu münzen wäre?“ — Am folgenden Tage antwortete ihm Friederich: „Euer Vorschlag gefällt mir gar nicht; aber ich will Euch einen andern machen. Morgen kommen die Regiments-Quartiermeister zu Euch, das Geld zu empfangen. Da zieht jeden einzeln an das Fenster, und sagt ihm: Er will marschieren.“

Italienische Gläubigkeit.

Wann die Italiener um Regen bethen, und zu viel erhalten, so sagen sie: Der liebe Gott ist gut; er ist zu gut. Ein Venetianer wollte einst versuchen, auszureiten, und bath die Jungfrau Maria, ihm beizustehen. Er machte alsdann einen kräftigen Satz, und flog über den Sattel. Unsere liebe Frau, sagte er, indem er mit Mühe wieder aufstand, hat mir ein wenig zu viel beigestanden.

R.

Charade.

Vorwärts gelesen, bin ich die Sträflichste aller Gefall'nen;
Lieset rückwärts du mich, grüß' ich die Reinste der Frau'n.

Schink.

Auflösung der Charaden im 38. Stücke:
1. Anmuth. 2. Bart.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

40. Stück.

Sonnabends, am 1. October, 1808.

Baron Wölmer Oder der Kranke aus Todesfurcht.

Nach dem Englischen.

Der arme Baron von Wölmer! Wer eine lebendige Apotheke und eine Carricatur von Todesfurcht sehen will, der reise zu ihm! Sein Leben ist eine ewige Sorge für seine Gesundheit, und Medicinieren sein Tagsgeschäft, vom Morgen bis zum Abend.

Ohne zu wissen, wo sein Übel eigentlich sitzt? hält er sich doch für sterbenskrank. Schwerlich gibt es irgend eine Maladie, an der ihn seine Einbildungskraft nicht leiden ließe. Podagra, Scharbock, Schlafsucht und Engbrüstigkeit setzen ihm zu, und die Kachexie *) hat ihm Atrophie **) der Nerven zugezogen, vermöge der ihn nicht nährt, was er ißt und trinkt. Sich gegen den schädlichen Eindruck der Luft zu schützen, hält er alle Thüren und Fenster zu, bepackt sich im heißesten Sommer mit seiner halben Garderobe, zittert in einer Schwüle, die Kosegarten, höchst poetisch! eine „schmohrige" nennen würde, vor Erkältung, und singt, wann er an einem Augustabend einmahl seinen Überrock anzuziehn vergessen hat: „Nun lasset uns den Leib begraben!"

Seine Bibliothek besteht aus lauter medicinischen Büchern. Die Geschichte der Pest ist sein Studium; über das gelbe Fieber hat er ganze Stöße von Dissertationen und obrigkeitlichen Verordnungen dagegen durchstudiert. Er hält unser Klima außerordentlich dazu geneigt, und mehr als Ein Mahl schon, hat er sich Tage lang nicht getraut, den Mund zu öffnen, aus Angst, die davon angesteckte Luft einzuathmen.

Er pflügt alle Morgen ein Stück Feld um, stellt sich dann darauf hin, den Mund offen, die Nase in die Höhe, die Arme herab hängend, steif und unbeweglich; verharrt in dieser Stellung oft zwanzig bis fünf und zwanzig Minuten; thut endlich noch einen tiefen Athemzug, klappt den Mund zu, öffnet die Augen, hebt die Arme, und ruft: „Gott Lob, das hat mir wohl gethan!" Fragt man, was? — Der Geruch der neu gepflügten Erde! Er stärkt die Lebenskraft, hat er irgend wo gelesen, und ihn in succum et sanguinem zu verlieren, figuriert er Morgen für Morgen die Vögelscheuche.

*) Mangel an Verdauung durch verdorbene Säfte.

**) Erschlaffung, Abzehrung.

Ein großer Glasschrank in seinem Zimmer enthält Arzeneimittel gegen die ungeheuere Summe seiner eingebildeten Übel. Gleich nach dem Aufstehen nimmt er eine Herzstärkung, kurz vor dem Frühstücke eine Magen-Tinctur, nach dem Frühstücke einen Lebensbalsam; den Appetit zum Mittagsessen zu regen, pillulas salutarias. Er ißt mit einer Unmäßigkeit zum Erschrecken, berührt aber von dem aufgetragenen Fleische weder Haut noch Fett. Sie stören, wie er meint, die Verdauungskraft. Nach dem Essen trinkt er ein Glaß Scorzonera, aus Schlangenmord abgezogenes Wasser. Eine göttliche Arzenei, wie er versichert. Sie erhält das Leben über hundert Jahre.

So treibt er's bis zum Schlafengehen. Sogar gegen Krankheiten, die er noch bekommen könnte, hat sein Schrank Hülfsmittel. Er ist fest überzeugt, er wäre schon längst von Stein und Gries geplagt, nähme er nicht täglich ein Pulver dagegen ein; denn seiner Theorie zufolge gibt es kein Übel, zu dem nicht in dem menschlichen Körper die Disposition läge.

Koliken hält er für ein Haupt-Ingredienz der menschlichen Gesundheit. In ihnen, sagt er, äußern die bösen Säfte, statt in das Blut zu treten, ihre Kraft nur an den Eingeweiden und verschaffen sich da Ausgang. So macht er sich periodenweise Koliken, und verschluckt eine Hand voll Pillen, deren Wirkung ihm den Angstschweiß vor die Stirn treibt. Er sitzt dann, den Leib zusammen gekrümmt, die Ellbogen auf die Kniee gestemmt, alle Gesichtszüge krampfhaft verzuckt, quält sich erbärmlich und leidet unsägliche Schmerzen. Aber die Überzeugung, daß er nun

nichts von der Ansteckung seines Blutes zu besorgen hat, wiegt den Schmerz während der Cur, zehnfach auf.

In einem Buche über die Zergliederung des menschlichen Körpers lieset er vor einiger Zeit die Bemerkung: die Natur habe es sehr weise eingerichtet, daß sie den ductus thoracius durch die Rippen an der einen Seite, und den Rückgrad an der andern verwahrte, denn die geringste Berührung dieses Theils würde den augenblicklichen Tod nach sich ziehen. Gleich darauf besucht ihn ein Freund, findet ihn vorwärts gelehnt auf einem Stuhle hucken, die eine Hand in die Höhe haltend, sich die Brust zu verwahren, die andere dem Eintretenden entgegen streckend. „Zurück, ruft er ihm zu, rühren Sie meinen ductus thoracius *), nicht, sonst muß ich sterben!“

Bei solchen medicinischen Strapazen und Angstabkasteiungen ist es kein Wunder, daß er einem zusammen geschrumpften Leichname aus dem Bremer Bleikeller gleicht; hager, zum Durchleuchten, und die ganze Haut bronziert, wie eine Ägyptische Mumie!

Armer Baron Wölmer! Solltest du endlich darauf gehn, tröste dich, du wirst die Beute eines sehr genialen Todes. Wie der König in Friedrich Schlegel's Alarkos, wassersüchtigen Andenkens, stirbst du aus lauter Furcht, zu sterben.

*) Die Röhre, welche den ganzen Nahrungssaft des Körpers in die Schlagadern führt.

S.

Bemerkungen und Einfälle.

(Fortsetzung.)

34.

Liebt ihr, sagt ein Chinesischer Schriftsteller, was süß ist? Fangt bei dem an, was bitter ist. Sucht ihr Ruhe und Vergnügen? Schmeckt zuvor Arbeit und Kummer. Wenn man recht hoch springen will, so muß man sich vorher nieder ducken.

35.

„Himmel! wie wohlfeil ist das Leben, wenn man nur froh seyn, nicht es scheinen will! Wie viel mehr kostet die fremde Meinung uns täglich Geld und Sünde, als die eigene!“ — Ein Gedanke aus der nicht sehr großen Anzahl derer in Jean Paul's Friedenspredigt, die eben so schön und klar gesagt, als richtig gedacht sind. -- Auch diesen möchte ich gern so weit, als möglich, verbreiten: „Keine Mutter sage, daß sie ihr Kind länger liebt, als sie es an der Brust oder an der Lippe hat, wenn sie das arme Wesen in eine verarmte und verdorbene Zeit mit den Bedürfnissen der Unersättlichkeit hinaus schickt. In Piemont pflanzt der Vater bei der Geburt einer Tochter 1000 Pappelbäume; im sechzehnten Jahre ist ihr aus der Erde eine Mitgabe von 16000 Livres erwachsen. Aber welch eine noch schönere, jährlich sich verdoppelnde Mitgabe wäre eine ganz andere Pflanzung in den Töchterherzen, die Verschmähung des Scheins und des Prunks!“

Diese Gedanken sind freilich nicht neu; aber zeichnet mir einen aus dem Werklein aus, der es mehr wäre. Das Ungewöhnliche der Einkleidung gilt oft für Neuheit des Gedankens. Und gewiß ist es kein kleines Verdienst, alten Wahrheiten durch Einkleidung den Reitz der Neuheit zu geben. Aber freilich Klarheit scheint mir eine eben so wichtige Schriftstellertugend zu seyn, und nur der ist mir der große Schriftsteller, in dessen Darstellung der Gedanke unvermummt vor meine Seele tritt, ohne dadurch an Reitz und Wärme und Kraft zu verlieren. Friedrich Richter wäre ein solcher Schriftsteller geworden, wenn er gewollt hätte. Ich ehre das Genie, auch wo es sich in Seltsamkeiten gefällt; aber sagen darf ich es doch, daß, wenn das Gefallen an ihnen allmählich in Marter übergegangen ist, Lessing, Engel, Göthe, und die sich diesen nähern, nicht nur unfehlbar jedes Mahl heilenden Balsam darbiethen, sondern auch bei dem anhaltendsten Umgange mit ihnen und bei der noch so oft wiederhohlten Rückkehr zu ihnen, in den verschiedensten Stimmungen, nie aufhören, mir, gleich der Natur, neu und reich und reitzend und kräftigend zu seyn.

D — tz.

Rüge.

Mit dem Gevatterwesen ist von jeher viel Mißbrauch in der Christenwelt getrieben worden, und billig sollten diejenigen, die Aufklärung zu befördern verbunden sind, auch diesem Unfuge immer mehr entgegen arbeiten. Wer erstaunt daher nicht, wenn er hört, daß zwei geistliche Herren, von welchen der eine noch dazu ein hochberühmter Herr seyn will, ganz kürzlich erst bei der Taufe ihrer eigenen Kinder Verstorbene, sage Ver-

storbene zu Gevattern gebethen haben! Wie mögen sie es den Verstorbenen wohl kund gethan haben, daß sie Gevatter stehen sollten? Doch, eben fällt es mir ein, wie jene Herren hierbei philosophiert haben. Sie würden die Verstorbenen zu Gevattern gebethen haben, wenn sie noch lebten; nun leben sie aber doch noch in einer andern Welt, konnten also als lebend in dieser Welt gedacht, und folglich — zu Gevattern gebethen werden. Bittet man doch wohl Abwesende zu Gevattern, von welchen man es, der großen Entfernung wegen, nicht erwarten kann, daß sie kommen können; betrachtet man nun die Todten auch als Abwesende, und nimmt es mit dem Tertium comparationis nicht so genau, wie sich denn das Alles machen läßt: so haben jene Herren ganz consequent gehandelt, und so mögen denn Gevatterbriefe an Cicero und Livius, an Moses und Adam erlassen werden. Was die Notification betrifft, so kann man sie ja dermahleinst nachholen. Wer indessen noch Gevattergeld liebt, möchte seine Rechnung hierbei nicht finden.

Freundschaft.

Das ist keine Freundschaft, die einen Anspruch an sie berechnet. Alonzo trat zu Abdul ein. Ich komme mit einer Bitte, sagte er. — Sie ist dir gewährt — Ich brauche deine Schätze, Abdul. — Abdul lächelte, und umarmte ihn. Ich glaubte, du würdest mein Leben brauchen. Ich würde es beklagt haben, weil ich es dir nicht mehr hätte weihen können.

R.

Pastor Asser.

Es klagte jüngst der gute Pastor Asser
Von Flüßen sehr incommodiert.
Nun weiß ich doch, woher das viele Wasser
In seiner Sonntagspredigt rührt.

S—k.

Herr Hiob an seinen kleinen Sohn, der seine Peitsche mit zu Bette nahm.

Ganz Recht, mein Sohn, fein frühe sich bequemen!
Wirst deine Geißel oft noch mit zu Bette nehmen!

L. Nauwerck.

Charade.

Mein Erstes ziert noch manche Stadt,
Der Alten fromme Sitte,
Sie stiftete dieß Denkmahl sich
Gern in der Lieben Mitte.
Der Zweck daurt, besser motiviert;
Indeß ihr Ursprung sich verliert
Im grauen Alterthume.
Mein Zweit- und Drittes deuten die,
Die mit hirnlosem Bethen,
Vergessend ihren ersten Zweck,
Das Pflaster müßig treten.
Ganz bin ich Thier, und schön montiert,
Mehr ist auch nicht zu melden
Von mir, als was man melden kann
Von Deutschland's jetz'gen Helden.

Sp.

Auflösung der Charade im 39. Stücke: Eva.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
41. Stück.

Sonnabends, am 8. October, 1808.

Der christliche Kirchenwecker, oder: Die Extreme.

»Eines Sonntags früh, erzählt Lenz *), kamen wir in ein Dorf in Schweden, und durften, ob wir gleich sehr zu eilen hatten, bis nach geendigter Kirche nicht weiter fahren. Denn es ist ein Gesetz in diesem Königreiche, daß man unter der Kirche nicht nur keine frischen Pferde bekommt, sondern auch an jeder Kirche, vor der man gerade vorbei fährt, und in welcher der Gottesdienst angefangen hat, halten muß, bis er — geendigt ist. Ehemahls mußte der Reisende auch wirklich in die Kirche hinein gehen. Doch jetzt ist es so streng nicht mehr. Nur der Schlagbaum bleibt während des Gottesdienstes verschlossen. — Ich ging in die Kirche und setzte mich auf ein Chor. Es war gerade Erntepredigt. — Ich hörte aber keine frohe Dankrede, sondern eine donnernde Bußpredigt, wobei einem die Haut schauerte. Als ich ganz erstaunt und halb betäubt weder Auge noch Ohr von dem Redner verwandte, riß mich auf Ein Mahl ein fürchterlich hallender Fall auf dem hölzernen Fußboden der Kirche aus meiner Betäubung, so daß ich zusammenfuhr. Erschrocken sah ich über die Brustwehr, und erblickte eine fast riesenmäßige lange feierliche Gestalt, mit langem, pechschwarzem Haar, mit starkem, schwarzem Bart und kriegerischem Ansehen. Das Gewand war sehr weit im Leibe und in den Ärmeln, hing gerade herab, und war mit großen hoch erhobenen messingenen Knöpfen bis auf die Knöchel zugeknöpft. Die Farbe war dunkel kaffebraun. Der Kragen und die Ärmelaufschläge waren ziegelroth. Da stand der Mann zwischen dem Altare und der Sacristey. In der rechten Hand hielt er einen Stab, unten, um des stärkeren Schalls willen, mit einem sehr dicken Eisen oder Blei beschlagen, der weit länger, als er selbst, und oben mit einem großen messingenen Knopfe versehen war. Damit stieß er unverzüglich noch zwei Mahl und so mächtig auf den Fußboden, daß die hölzerne Emporkirche zu beben schien. — So stand der Mann eine geraume Zeit ganz still. Endlich erhob er sich in die Mitte der Kirche, und stampfte mit dem Stabe Ein Mahl. Nach einem Weilchen schlug er drei Mahl mit flacher Hand, aber derb, auf die Seitenlehne eines Weibersitzes. Und wozu dieß Alles? —

*) S. d. N. T. Merkur. 9. Stück. 1797.

Um während der Predigt die Schlafenden zu wecken.“ *)

Eine lächerliche Sitte! So wird Mancher denken, der dieß lieset. Ja wohl lächerlich und noch ungerecht dazu. Ihr ehrlichen Schweden, wie weit seyd ihr noch zurück! Ihr habt Gesetze, daß nicht einmahl ein Fremder, der Eile hat, während des Gottesdienstes vor euern Kirchen vorbeifahren soll, damit eure öffentlichen Andachtsübungen nicht gestört werden sollen, und ihr bedenkt nicht, daß ihr den Reisenden Unrecht thut, wenn ihr sie nicht allein von ihrer Reise abhaltet, sondern wohl gar vielleicht durch dieses Haltmachen nöthigen wollt, mit euch ein Lob- und Danklied dem Allvater darzubringen. Dieß ist ein Eingriff in die Gewissensrechte. Jeder muß die Freiheit haben, Gott anzubethen wo, wie und wann es ihm beliebt. Und nun vollends eure christlichen Kirchenwecker oder kirchlichen Christenwecker! Was soll man dazu sagen? Sie sollen doch wohl nicht als Popanze der schlafsüchtigen Frömmigkeit sonntäglich durch Poltern symbolisch eure Entschuldigung aus- oder vorpoltern: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach? Diese bleiernen Kirchenwecker sind, unter uns und ganz gelinde gesagt, wahre Kirchengräuel.

Kommt ihr zu uns, ihr frommherzigen Schweden! Bei uns ist die Aufklärung zu Hause. Vor unsern Kirchen stehen keine Schlagbäume. Jeder kann frei und ungehindert vorbei, und, wenn's beliebt, — doch beliebt's jetzt von Tag zu Tag seltener! — auch hinein passieren. Wir schlachten und backen, graben und dreschen, schneidern und schustern, kegeln und zechen. — Und dieß Alles während der öffentlichen Andachtsversammlungen.

Mancher Frömmling hat zwar schon oft über diese Gottvergessenheit und Entheiligung des Sabbaths, wie er es nennt, geseufzet, und den Arm der Polizei, die freilich sonst sogar bei profanen Versammlungen und Handlungen alle Störungen und alles Geräusch zu verhindern und zu vertreiben sucht, zu Hülfe rufen wollen, um auch diesem Unwesen zu steuern.

Allein wenn die Polizei auch als Kirchenpolizei auftreten, und, als solche, das Recht haben könnte und sollte, die religiösen Versammlungen vor allen Störungen und Entweihungen zu sichern, so darf doch dabei die natürliche Freiheit der Bürger nicht beschränkt werden. Sollen die Kirchengänger ungestört ihre Andacht verrichten können, so dürfen die Übrigen, die es für wichtiger und nützlicher halten, während jene gemeinschaftlich zur gegenseitigen Brüderliebe entflammt, zu guten Vorsätzen geweckt, und in fromme

*) Lenz, der vor Müdigkeit — selbst eingeschlafen war, wurde durch diesen Menschen, der dicht hinter ihm mit seinem Stabe ganz barbarisch auf den Fußboden der hohlen schallenden Emporkirche stieß, so geweckt, daß er gräßlich zusammenfuhr und an allen Gliedern zitterte. Seitdem schlief er nie wieder in einer Schwedischen Kirche ein. In Städten stampfen diese Männer nicht so stark. Dafür stoßen sie aber die Schlafenden mit dem Stabe. Und er sah in der Gothenburgischen Domkirche, daß ein solcher Mann mit dem dicken Knopfe, weithin reichend, eine schlummernde Frau tüchtig an den Kopf stieß.

Andacht versetzt werden, zu Hause zu bleiben, und allerlei nützliche Arbeiten zu verrichten, z. B. zu nähen, zu stricken, zu schmausen, zu spielen, Romane zu lesen, zu romanisieren u. s. w., u. s. w, in ihren Hantierungen und Geschäften auch nicht gehindert werden.

Wer nun vollends gar kein Bedürfniß fühlt, in die Kirche zu gehen, wem die heiligste Anstalt lächerlich, der gekreuzigte Christus ein Ärgerniß und die Weisheit des größten Weisen eine Thorheit ist, wer nicht daran denkt, ob seine „Freiheit gerathe zu einem Anstoß der Schwachen und vor seiner Weisheit der schwache Bruder umkomme", den dispensiert schon von allem Tempelbesuch seine sich über Alles wegsetzende Weisheit.

Seht, Schweden, so hell ist es in unsern Kirchen und in unserer kirchlichen Denkart!

Erleuchtet nur erst jene Alles zerklärende Aufklärung, welche unter dem Pöbel als unselige Afterweisheit verschrieen ist, eure Kirchen, so wird es auch darin so hell werden, daß ihr endlich selbst eure kirchlichen Christenwecker für überflüssig erklären und sie abschaffen werdet; es müßte denn seyn, daß ihr es für nöthig erachten solltet, ihre Functionen anders zu modificieren, und durch sie die aufklärenden und bis zur Mittagszeit im Bette schnarchenden schönen Geister zur Kirche wecken, oder ihnen nur das Ausläuten auf kirchenweckerische Art höflich melden zu lassen.

Rußwurm.

Erklärung.

Wie wir hören, ist der im 34. St. unserer Blätter befindliche Aufsatz über die Kosakischen Bethmühlen einigen Lesern anstößig gewesen, weil sie darin einen Ausfall gegen einen Stand gefunden haben, welcher seines Zweckes wegen Jedermanns Achtung verdient. Wer weiß, daß die Gesellschaft, in deren Nahmen dieses Blatt herausgegeben wird, auch Prediger unter ihren Mitgliedern hat, und daß einer der dermahligen Redactoren von Amts wegen selbst predigt, dem wird es bei einiger Überlegung bald einleuchten, daß man keinen Aufsatz würde eingerücket haben, in welchem man Verspottung dieses Standes gefunden hätte. Man darf aber nur einigen Begriff von Satyre haben und ohne Vorurtheil lesen, um zu finden, daß der Satyriker auf seine Art nichts anders sagt, als wovon jeder echt christliche und protestantische Prediger seine Zuhörer immer mehr zu überzeugen sucht, daß jede mechanische Religionshandlung und jedes gedankenlose oder auf die Menschlichkeit Gottes berechnete Gebeth auf der einen Seite lächerlich, auf der anderen bedauernswürdig, alle Mahl aber verwerflich ist. Gibt es nun nicht kirchliche Parteien, die in dieser Hinsicht den Aberglauben geflissentlich aufrecht zu erhalten suchen? Gibt es nicht leider! sogar unter den Protestanten, ja selbst unter den protestantischen Lehrern noch immer Manche, die, absichtlich oder in ihrer Unwissenheit, den Wahn befördern, daß Worte die Gottheit bestimmen, daß äußere Handlungen eine magische Kraft haben, und daß Religion etwas Anders sey, als Vertrauen des Gewissenhaften auf die unbeschränkte Weisheit? Ihr verspottet oder beklagt, ruft diesen der Satyriker zu, fremde Völker wegen

einer Form des Aberglaubens, an die ihr nicht gewöhnt seyd; aber greift in euern Busen und fragt euch, ob ihr denn nicht den nähmlichen Aberglauben in anderer Gestalt hegt, ob ihr nicht selbst Anstalten, die ihrem Zwecke nach ehrwürdig sind, durch verkehrte Begriffe so herab setzt, daß sie nicht mehr Werth haben, als das, was ihr verspottet.

Der Aberglauben schlimmster ist, den seinen Für den erträglichern zu halten.

(Lessing.)

D. R.

Ärgerniß.

Ich höre von allen Seiten her so oft die Warnung: nimm dich in Acht, daß du den Schwachen kein Ärgerniß gebest! Aber ich weiß nicht, wie ich das machen soll. Den Schwachen ist Alles Ärgerniß, nur ihre Schwachheit ausgenommen. Eingeklammert zwischen ihren Vorurtheilen, ist ihnen jeder neue und kühne Gedanke, der nicht in die Fugen ihres Gedankensystems passen will, ein Gräuel, der sie in ihrem Schlummer stört, der dem Reste von Vernunft, der noch in ihnen wacht, Probleme vorlegt, die sie lösen sollen, und die ihnen lästig sind. Man soll zu ihnen sagen: alle Probleme sind bereits gelöset, und gerade so gelöset, wie ihr es ungefähr in eurem Nebel ahnet: es ist in einer bestimmten Sphäre für die Vernunft nichts mehr zu thun, man legt sie nun bei Seite, das Stück ist fertig, manum de tabula. Spräche man so mit ihnen, so wäre es ihnen recht, und sie würden nicht über Ärgerniß klagen. Ihr Geist will schlafen, und der unsrige kann es nicht vermeiden, daß es nicht bisweilen bei seinen Geschäften etwas Lärm gebe.

F. C. Forberg.

Die Trösterinnen *).

Tief im Innern meiner Brust
Schließ' ich ein die herben Schmerzen,
Und ihr seht mich, wo mit Lust
Fröhliche Gesellen scherzen.

Ach, es nagt der Wurm im Herzen,
Wenn mir gleich das Auge lacht,
Und des Tanzsaals helle Kerzen
Schimmern mir, wie Leichenpracht.

Wühlt nicht unten oft im Schacht
Schon der Erde wildes Feuer,
Wenn die Stadt bei'm Fest der Nacht
Oben schwärmt in froher Feier?

Holde Kunst der gold'nen Leier,
Götterkunst, vor allen du,
Die Gestalten schafft, nur euer
Zauber gibt dem Herzen Ruh.

L. N—ck.

*) Wir erfüllen hier den Wunsch, den nicht bequem zu lesenden Text der musikalischen Beilage zum 26. St. wieder abdrucken zu lassen.

D. R.

Charade.

Zweisylbig lauf' ich rückwärts so gut,
Als vorwärts ich — und jeder Klepper es thut.

Sp.

Auflösung der Charade im 40. Stücke: Dompfaffe.

Im vorigen Stücke, S. 336, Z. 3, ist statt sehr zu lesen: sich.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

42. Stück.

Sonnabends, am 15. October, 1808.

Der Gehörscheue.

Nach Ben Jonson's silent Woman.

„Glückliche Menschen, die nicht hören können!“ seufzt Lord Morose, und zieht die dicke Schlafmütze dichter über die Ohren. Der Beklagenswerthe! Er ist mit einem so zarten Gehörorgan begabt, daß jede Art von Geräusch ihm Ohrenzwang verursacht. Mit den Fisch- und Obstweibern hat er einen förmlichen Tractat abgeschlossen, sich in seiner Nähe nicht hören zu lassen; die Nachtwächter erhalten deßwegen eine Pension von ihm. Schmiede, Blechschläger und Faßbinder sind seinen Ohren ein Gräuel, und er läßt sich's Hände voll Gold kosten, sie aus seiner Nachbarschaft zu verbannen. Die Straße, in der er wohnt, ist an beiden Seiten so enge, daß weder Kutschen noch Karren hinein können. Seine Zimmer sind mit doppelten Wänden und dreifachem Boden versehen; die Fenster dicht zugeschlossen und verstopft. Er entsagt dem Tageslichte, und lebt bei'm Lampenscheine, sein Gehör zu schonen. Noch ehegestern jagte er seinen Kammerdiener aus dem Dienste, weil seine Schuhe knisterten. Der ihn jetzt bedient, trägt Socken mit Wolle gefüttert. Alles Reden, sein eigenes ausgenommen, klingt ihm hart, ist ihm widerwärtig und peinlich. Nur durch Zeichen dürfen seine Leute mit ihm reden. Mit Kopfnicken bejahen, mit Kopfschütteln verneinen sie. Bein aufheben heißt, daß sie einen Befehl ausrichten wollen, mit dem Beine, doch, ohne, daß sie den Boden berühren, ausscharren, daß sie ihn ausgerichtet haben. Den glücklichen Erfolg eines Auftrages bezeichnen sie mit einer Kniebeugung, den mißlungenen mit einem Achselzucken. Die ganze Hand bedeutet eine Stunde, zwei Finger eine halbe, ein Finger eine Viertelstunde. Sie legen die Hand auf den Magen, wann sie ihn zu Tische rufen, und kratzen sich hinter den Ohren, wann sie ihm einen Besuch melden. Wer zu ihm kommt, muß Schuhe und Stiefeln ausziehen, und die von ihm vorgeschriebene Zeichensprache auswendig wissen, oder er wird gar nicht vorgelassen. Ißt er, so müssen, das Geklingel mit Schüsseln, Tellern, Messern und Gabeln zu vermeiden, alle Speisen schon aufgetragen und vorgelegt seyn, und, bis er die Mahlzeit vollendet und sich entfernet hat, darf keine Schüssel, kein Teller berührt oder fortgetragen werden. Läßt er sich barbieren, so verstopft er sich

die Ohren, das Geräusch des Schermesſers nicht zu hören. Kurz, den Klang ſeiner Stimme ausgenommen, darf kein Schall ſich ihm hörbar nahen, und Alles muß ſtumm um ihn ſeyn, wie das Grab.

Mit dieſer Gehörſcheu das Mährchen bei Alt und Jung, ſind alle luſtigen Brüder der Stadt gegen ihn in Verſchwörung. Sie wetteifern, ſeinen Ohren beſchwerlich zu fallen. Bald ſchicken ſie einen Bärenführer unter ſein Fenſter mit Dudelſack und Trommel, umgeben von grölenden Gaſſenjungen. Ein Lärm, der ihm den Schweiß aus allen Poren treibt. Ein anderes Mahl ſchüttet man einen Sack voll zuſammen gekoppelter Katzen vor ſeiner Thür aus, die dann eine Muſik machen, daß ſein ganzer Körper im Fieberfroſte zittert. Oder Einer ruft in ſeiner Gaſſe friſche Häringe aus, ein Zweiter bietet Auſtern feil; dann folgt unter Orgeltum und Orgeleі ein Guckkaſtenmann, und ein Vierter ſtellt ſich vor ſein Haus und kräht, wie ein Hahn, was denn alle Hahnenkehlen der Nachbarſchaft in Bewegung ſetzt. Dann ſchreit er Jetermordio, ſteckt ſich die Finger in die Ohren, und krümmt ſich auf ſeinem Sopha, als hätte er das Leibſchneiden.

Am peinlichſten ſetzt ihm ſein Neffe zu. Er iſt ein gewaltiger Plauderer, und darf deßwegen keinen Fuß in des Oheims Haus ſetzen. Ihn ſich vom Halſe zu ſchaffen, will der ihn enterben, und um dazu einen rechtlichen Vorwand zu haben, heirathen. Aber die Furcht vor der Beweglichkeit einer weiblichen Zunge hält ihn noch immer von der Ausführung ſeines Vorſatzes ab. Waſſer auf des Neffen Mühle.

Dem Gehörſcheuen die Heirathsluſt zu verleiden, ſchmiedet er ein Complott. Er und ſeine luſtigen Brüder verkleiden ſich als Couriere, die des Alten verheiratheten Freunde aus der Reſidenz an ihn abſenden, ihn durch ihr Beiſpiel vor den Plagen des Eheſtandes zu warnen. Ein Poſthorn blaſend, kommt der Erſte an. Fürchterlich fährt der Alte bei'm Schall dieſes Inſtruments vor ſeiner Thür zuſammen. Sein ſtummer Bedienter muß hinunter und dem Ohrenpeiniger den Weg weiſen. Umſonſt! Der Pſeudo-Courier drängt zur Thür hinein, poltert die Treppe hinauf, und mit Stiefeln und Sporen in des Gequälten Zimmer. Er bringt ihm einen Gruß von ſeinem Freunde, dem Squire Buttler, der ihm räth, ſich, je eher, je lieber, aus ſeinem Fenſter den Hals abzuſtürzen. Beſſer der Sprung, als der Sprung in's Ehebett! Er läßt ihn fragen, wo er denn ſeine Gedanken habe? Ob er denn eine Frau nehmen wolle, damit ſie, gleich nach der Hochzeit, mit einem Studenten oder Lieutenant, mit einem Seiltänzer oder Muſikanten, mit einem Spieler oder Beutelſchneider durchgehe? Denn das werde ſie, ſie möge jung und ſchön, oder alt und häßlich, reich, oder von Adel, dumm oder gelehrt, fromm oder gottlos ſeyn. Mit dem Zucker, Jugend und Schönheit, locke ſie alle Fliegen herbei, alle kurze Weſten und Titus-Köpfe; die Häßliche und Alte laufe ihnen nach, die Reiche kaufe ſich Liebhaber, und die Adelige befruchte ſeinen Stammbaum mit Excellenzen, Stern und Ordensbändern. — Moroſe wüthet, droht mit zu'm Hauſe Hinauswerfen, — und ...

Tereng, Tereng! tönt das zweite Poſt-

horn; herein sprengt Lord Blaker's Courier. Er bringt dem Heirathe-Candidaten einen Strick, mit der Bitte, sein ehrwürdiges Haupt lieber dieser Schlinge, als der Eheschlinge zu vertrauen; warnt ihn vor jeder Art Frauen, vor Allem aber vor einer gelehrten. Der Lord hat so eine. Ein wahrhafter Papagei, steht ihr den ganzen Tag der Mund nicht still; sein Haus wimmelt Tag für Tag von Gästen, denen sie vorliest, und die ihr vorlesen. Den Morgen über kommt sie nicht von ihrem Schreibtische, und, Tinte an den Fingern, setzt sie sich zum Essen nieder. Dann wird debattiert über Politik, Philosophie, Poesie und Alterthümer, und es ist ein Schreien durch einander, daß Niemand sein eigenes Wort hört. — Hernach ...

Hier unterbricht den Redner das dritte Posthorn, und ein neuer Unglücksbothe schreit dem armen Gepeinigten in die Ohren. Er will davon rennen; er wird fest gehalten. Master Trik läßt grüßen, und schickt ihm ein Päckchen Sublimat, mit dem guten Rathe, entweder wie eine Ratte aus der Welt zu gehen, oder das Heirathen bleiben zu lassen. Ob's ihm denn so viel Vergnügen mache, geschminkte Wangen oder gebeitzte Lippen zu küssen? Und darauf müsse er sich gefaßt machen, so bald seine Frau ein oder zwei Mahl in's Wochenbett gekommen sey. Jeder da verloren gegangene Reitz werde dann neu und frisch gepinselt. Mit Öhl und Vogelleim glätte die Dame das Gesicht auf, stelle sich in Eselsmilch wieder her, und färbe sich mit einem verjüngenden Firniß. Dann die Theegesellschaften, die sie sich zusammen bitte, die Gespräche über Wetter, Moden, Stadtgeschichten ꝛc. Die Anmerkungen über Nachbars Treiben und Thun, die Sticheleien über Coterieen, Pickenicks und Klubbs, in die sie nicht gebethen worden, die ...

Abermahls ein Posthorn, der Neffe selbst. Doch zu spät! Onkel Morose'ns Gehörorgan ist bereits so zerrissen, daß er halb todt auf seinem Sopha liegt. Nach Athem schnappend, bleich und zitternd, faltet er krampfhaft die Hände, wirft auf seine Peiniger flehende Blicke, und seufzt endlich mit matter Stimme: „Weggehn!“ — Und nach einer Pause: „O meine Ohren, meine Ohren! Es ist mein Tod, wäre mein Tod! — Nicht heirathen!“

Die Quäler erbarmen sich, und gehn; und Morose, seine Ohren zu retten, heirathet nicht.

Ch.

Beitrag zur Beantwortung der Frage: Welchen Ursprung hat die Redensart: Auf einem großen Fuße leben?

Die Redensart: Auf einem großen Fuße leben, — scheint daher entstanden zu seyn, daß der Deutsche Fußgeschmack gerade das Gegentheil von dem Chinesischen ist oder vielmehr war.

In China, wo ein kleiner Fuß für Schönheit gilt, und wo man es nicht für Ehre hält, große Füße zu haben, wird man auch nicht sagen: Auf einem großen Fuße leben.

Der alte Deutsche, der das Starke, Feste, Derbe und Große liebte, liebte auch große Füße, weil man auf einem großen

Fuße fester stehen, und nicht so leicht aus dem Gleichgewichte gebracht werden kann. Dieser Geschmack war nicht übel. Den Deutschen in den neuesten Zeiten sind bekanntlich große Füße verhaßt. Es sollte daher jetzt auch Keinem, der weder große Füße, noch Etwas unter dem Fuße hat, einfallen, auf einem großen Fuße leben zu wollen, weil er sonst leicht in Gefahr kommen kann, zu taumeln, und zur Kurzweile des gaffenden und schadenfrohen Publicums Purzelbäume zu machen, oder auch mit leichten Füßen davon laufen zu müssen.

Ob diese Redensart schon in den ältesten Zeiten gewöhnlich gewesen ist, kann ich nicht bestimmen. So viel ist aber gewiß, daß im 14. Jahrhunderte, da ein großer Fuß für eine Ehre und Zierde gehalten wurde, Gesetze über die Größe der Schuhe gegeben wurden. Fürstliche Personen trugen Schuhe von 2½ Fuß, Freiherren von 2 Fuß, und die gemeinen Adeligen von 1½ Fuß. Die höheren Stände, welchen das Recht zukam, große Schuhe zu tragen, weil sie große Füße hatten, oder zu haben glaubten, zeichneten sich durch Reichthum, Pracht und Ansehen aus. Wer nun von den Nichtadeligen reich war, sich fühlte, und es den höheren Ständen gleich thun wollte, von dem hieß es, er lebt, wie Einer, der große Schuhe tragen darf, und dazu einen (präsumtiven) großen Fuß hat.

Von jener Sitte, große Schuhe für eingebildet große Füße zu tragen, und den Großschuhigen und Großfüßigen Alles nachzuthun, mag sich wohl der Ursprung jener Redensart herschreiben: Auf einem großen Fuße leben.

Nathanael.

Ursprung des Sprichwortes: Auf einem großen Fuße leben.

Der Graf von Anjou, Geofroi Plantagenet, einer der schönsten und galantesten Männer in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, hatte vorn am Fuße ein ziemlich großes Fleischgewächs. Er trug daher Schuhe, deren gekrümmte Spitze länger war, als gewöhnlich. Man machte das nach, und Leute von Stande verlängerten diese Spitzen bis auf zwei Fuß. Daher kam das Sprichwort: être sur un grand pied, auf einem großen Fuße leben. Man hat damit hinterher überhaupt eine vornehme, prachtvolle Lebensart bezeichnet.

R.

Venus Urania.

Seht Uranien hier auf der anatomischen Tafel!
Hier das Skelett, und hier Muskel für Muskel zerlegt.

L. Nauwerck.

Charade.

Zwei Sylben zählest du bei mir;
Es sagen sie zwei Buchstaben dir.
Und kannst du nur die Buchstaben nennen,
So wirst du auch als Baum mich kennen.
Nun setz' ein Zeichen noch davor,
Dann sums' ich dir oft um dein Ohr,
Und mahne dich, schnell zu entfliehen,
Um meiner Wuth dich zu entziehen.

B.

Auflösung der Charade im 41. Stücke: Renner.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

43. Stück.

Sonnabends, am 22. October, 1808.

Der Morgenstern.

(Nach dem Allemannischen.)

Woher so früh? So früh wohin,
Herr Morgenstern, steht dir dein Sinn?
In deiner flimmernden Himmelstracht,
In deiner goldnen Locken Pracht,
Mit deinen Augen klar und blau,
Und rein gewaschen im Himmelsthau?

Du hast gemeint, da allein zu seyn?
Nein, wahrlich, wir fanden schon früher uns ein.
Wir mähn schon eine halbe Stund';
Früh aufstehn ist den Gliedern gesund;
Es machet frischen, frohen Muth,
Und die Suppe schmeckt noch eins so gut.

Ob manches Auge der Schlummer noch deckt,
Und mancher Träge sich dehnt und streckt:
Der Schnitter und der Morgenstern
Stehn zeitig auf und wachen gern;
Und was man früh um vier Uhr thut,
Das kommt auf die Nacht um neun zu gut.

Und munter sind auch schon die Vögelein,
Und stimmen ihre Pfeifchen rein,
Und auf dem Berg und hinterm Hag
Sagt Eins dem Andern guten Tag!
Und das Turteltäubchen girrt und lacht,
Und auch die Bethglock' ist schon erwacht.

„So helf' uns Gott und geb' uns G
Einen guten Tag und behüth' uns Gott
Wir bethen um ein christlich Herz,
Es thut einem wohl in Freud' und Schmerz.
Wer christlich lebt, hat frohen Muth:
Der liebe Gott macht Alles gut."

Weißt, Martin, was der Morgenstern
Am Himmel sucht? Man sagt's nicht gern.
Er wandelt einem Sternlein nach,
Von dem er schier nicht lassen mag;
Doch meint seine Mutter, es müsse nicht seyn,
Und sperrt ihn, wie ein Hühnchen, ein.

Drum steht er auf vor Tag und geht
Seinem Sternlein nach durch die Morgenröth';
Er sucht, und es wird ihm so eng' und so warm;
Er möcht' es gern schließen in seinen Arm;
Er möcht' ihm gern sagen: ich bin dir hold!
Das wär ihm lieber, als Silber und Gold.

Doch wenn er sein Liebchen erreichet bald hätt',
Erwacht seine Mutter, springt rasch aus dem Bett,
Und rufet laut nach ihrem Sohn;
Allein der Knab' ist von dannen geflohn.
Sie flicht ihren Kranz in's Haar und geht,
Blickt hinter den Bergen hervor und späht.

Und wenn der Stern seine Mutter sieht,
So wird er todtenbleich und flieht,
Er ruft seinem Sternlein: Behüthe dich Gott!
Ihm ist, als ging' er in den Tod! —
Jetzt, Morgenstern, ist's hohe Zeit,
Dein Mütterlein ist nicht mehr weit.

Dort kommt sie schon, zu deinem Leid,
In ihrer stillen Herrlichkeit.
Sie zündet ihre Strahlen an,
Der Kirchthurm wärmt sich auch schon dran,
Und wo sie fallen in Berg und Thal,
Erweckt sie das Leben überall.

Der Storch mit dem Schnabel sein Pröbchen schon macht;
's geht herrlich! hast nichts verlernet die Nacht.
Auch rauchen die Schorstein' allgemach.
Hörst's Mühlenrad am Erlenbach?
Und wie im dunkeln Buchenwald
Der Holzaxt schwerer Streich erschallt?

Was wandelt dort im Morgenstrahl
Mit Tuch und Korb durch's Wiesenthal?
So flink und so froh! 's sind Mägdelein!
Wie? sollten sie's mit der Suppe schon seyn? —
Sie sind's, und Annchen hüpft voran;
Es lacht mich schon von weitem an.

Wenn ich der Sohn der Sonne wär',
Und Annchen erschiene von Ungefähr
Im Morgenroth, ich müßt' hinterdrein,
Ich ließe den Himmel Himmel seyn;
Und wenn auch die Mutter zürnt' und droht',
Ich könnte nicht anders, verzeih mir's Gott!

Dietz.

Literarische Anekdote.

Piron's berühmte Metromanie gehört unstreitig zu den besten und geistvollesten Lustspielen des Französischen Theaters; aber seine drolligsten, komischsten Situationen dankt der Dichter folgendem närrischen, wahrhaften Ereignisse.

Die Akademie der Wissenschaften zu Paris setzte im Jahre 1730 einen Preis auf das beste Gedicht über die Fortschritte der Schiffahrt unter Ludewig dem Vierzehnten. Einer der Preisbewerber war Desforges Maillard zu Croisic, einem kleinen Städtchen in Bretagne. Sein Gedicht wurde nicht gekrönt. Mit Unrecht, wie er glaubte, zurückgesetzt, entschloß er sich, an das Publicum zu appellieren. Durch einen seiner Verwandten ließ er dem Chevalier de la Roque, dem damahligen Herausgeber des Französischen Mercurs, sein Werk überreichen. Dieser, aus Furcht, durch die Aufnahme des Gedichtes in den Mercur mit den akademischen Herren in unangenehme Verhältnisse zu kommen, verweigerte sie. Der Vetter wollte sich nicht abweisen lassen, und ärgerlich darüber, nahm de la Roque das Manuscript, warf es in sein Kaminfeuer, und betheuerte mit einem feierlichen Eide, nie solle irgend eine Zeile aus Maillard's Feder die Ehre haben, einen Platz in seinem Journale zu erhalten.

Der beleidigte Dichter, um diese Zeit Bewohner eines kleinen Landhauses zu Brederac, am Ufer des Meers, in der Nachbarschaft eines Weinberges (Vigne), Malcrais genannt, dachte auf Rache, und plötzlich kam ihm der Einfall, dem unbiegsamen Journalisten eine Nase zu dre-

hen. Seinem Schwure zum Trotze, sollte sein Mercur von ihm Verse aufnehmen. Eine geistvolle Freundinn unterstützte seinen Einfall, sie lieh ihm ihre Handschrift, und unter dem Nahmen einer Demoiselle Malcrais de la Vigne schickte Desforges mehrere seiner Gedichte an de la Rogue. Der Chevalier, davon bezaubert, ließ sie ohne Verzug abdrucken, setzte sich sogleich mit der Minerva von Croisic, wie er die vermeinte Dichterinn nannte, in einen Briefwechsel, und bald entzündete seine Bewunderung eines so ausgezeichneten poetischen Talentes sich zur zärtlichen Leidenschaft. „Ich liebe Sie, schrieb er in einem seiner Briefe. Verzeihen Sie mir dieses Geständniß; aber es ist gesagt.“ — So einen Triumph hatte Maillard nicht erwartet. Doch es kam noch besser. De la Rogue war nicht der einzige Gefoppte in dieser Comödie. Nicht lange, und der Mercur wimmelte von poetischen Huldigungen zum Lobe und Preise der Demoiselle Malcrais de la Vigne. Sie hieß die zehnte Muse, die Sappho und Deshoulieres des Französischen Parnasses, und selbst Voltaire und Destouches schlossen sich an den Reihen ihrer Bewunderer und Liebhaber. Der Letzte that ihr so gar eine förmliche Liebeserklärung. Kurz, die Schwärmerei der Pariser schönen Geister für die neue Sappho stieg bis zur Epidemie, als plötzlich Demoiselle Malcrais persönlich in Paris, aber zum Schrecken der sich zu ihr drängenden Liebhaber in ihrer wahren Gestalt, als — Desforges, Maillard erschien. Überrascht durch diese unerwartete Verwandlung, standen die schmachtenden Schäfer ein wenig einfältig da. Aber zu klug, sich ihren Verdruß darüber merken zu lassen, waren sie die ersten, die über den ihnen gespielten Faschingsstreich in ein einstimmiges Gelächter ausbrachen.

H.

Literatur.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1809. Mit Beiträgen von Göthe, Lafontaine, Pfeffel, Jean Paul Richter, Schiller und Andern. Mit Kupfern. Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

Keine glänzende, aber doch eine freundliche Spende. August Lafontaine'ns Jahrmarkt, leicht und gefällig erzählt, führt uns zwar zum Theil nur Gestalten seiner frühern Dichtungen vor, indeß, neu ausstaffiert, unter andern Umgebungen, und ihnen zur Seite Erscheinungen, die wir noch nicht kennen, ziehen auch sie an, und wir nehmen an dem, was sich auf dem Jahrmarkte begibt, und von ihm ausgeht, gern und willig Theil. Natürlich und zwanglos ereignet sich Alles, natürlich und zwanglos entwickeln sich die Charaktere, und, ist gleich nirgends poetische Kunst sichtbar, so regt doch das Gelesene unser Interesse, und erhält es ungestört bis an's Ende. Minder ist das der Fall in der zweiten Erzählung, die Männerfeindinn. Nicht, daß es ihr an hervorspringenden Situationen fehlte, aber das fruchtlose Streben nach einem magischen Eindrucke des Ganzen, das Ringen um Phantasie, die doch durchaus nicht thätig ist, geben der Darstellung des ungenannten Verfassers etwas Fremdartiges und

Angezwungenes, das die Phantasie, wie das Gemüth des Lesers kalt läßt. Der Charakter einer Männerfeindinn ist schon an und für sich widernatürlich und unweiblich; hier erscheint er vollends gar nicht lieblich, er wird durch eine widerliche Pretiosität und Unzartheit bezeichnet, die schlechthin die Theilnahme für ihn unmöglich macht. Überhaupt kränkelt der Verfasser an Pretiosität. Sie drückt sich in allen seinen Charakteren, wie in seiner ganzen Diction aus. Dazu kommt noch die ermüdende Länge der Erzählung. Fast treibt sie den Leser zur Ungeduld, und so geht auch der Genuß des einzelnen Schönen, das ihm dargebothen wird, für ihn verloren. — Wer einen großen Mann auch gern in seinem Schlafrocke sieht, der kann dieß Vergnügen in der Erzählung, die pilgernde Thörinn, haben. Sie ist von Göthe. Ein kleinerer Geist dürfte es schwerlich wagen, in einem Taschenbuche, das dem schönen Geschlechte gewidmet ist, einen solchen Ausbund von Unweiblichkeit und Unzartheit zur Schau zu führen, wie seine Genialität sich hier erlaubt hat. — In Jean Paul Richters Traum einer Wahnsinnigen ist die Einleitung vortrefflich, würdig seines poetischen Genius und seines großen Darstellungstalents; aber der Traum selbst streift so nahe an hohe, wirkliche Verrückung, daß er nur der neuesten poetischen Schule für Poesie gelten kann.

Unter den Gedichten dieses Taschenbuches zeichnen sich einige Fabeln von dem ehrwürdigen Pfeffel, und ein Paar Lieder des verewigten Schiller vorzüglich aus. Am meisten aber brilliert Herr Friederich Schlegel durch drei poetische Schellengeläute, von deren hoch poetisch poetischem Ton, Geist und Inhalte folgendes Sonett zur Probe dienen mag.

Gebeth.

Ach laß die treue Frau in bittern Leiden,
Du milde Königinn, mir nicht versinken!
Ihr Herz erfrische bald ein himmlisch Winken
Aus jenen Augen, die mit Licht uns weiden!

Sie darf der Morgenröthe Glanz nicht meiden,
Vor der die Sterne all' in's Dunkel sinken,
Und darf aus deinem Bilde Gottheit trinken,
Sie lebt in Lieb' und liebend wird sie scheiden.

O Mutter, todt und arm sind jetzt die Herzen;
Doch, wenn auch alle von dir abgefallen,
Das Heil'ge überall verspottet bliebe,
Wir fühlen noch die gottgeweihten Schmerzen,
Die freudig hin zum letzten Feuer wallen,
So glüht und blüht in uns die erste Liebe.

Ein Stoßseufzer, wie man sieht, an die Jungfrau Maria am Krankenbette seiner Gattinn, und wahrscheinlich der Prolog zu seinem Übergange in den Schooß der Mutterkirche. Ein Glück für die Heilige, daß das Koax Brekekek poetischer Frösche schwerlich bis zu ihr hinauf tönt; sonst müßten selbst ihre verklärten Ohren von Klängen zerrissen werden, wie sie dieser Poet par force und seine Wassergenossenschaft, Ludewig Tieck, Görres, Friederich Ast und Giesebrecht aus den Sümpfen am Fuße des Musenhügels hervor koaxen und brekekecken.

J.

Auflösung der Charade im 42. Stücke: Espe.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

44. Stück.

Sonnabends, am 29. October, 1808.

Klage.

Der Frühling weht, es wirkt und schafft
Die Natur in lebendiger Fülle;
Es treibt und knospet mit freudiger Kraft,
Es durchdringt die starrende Hülle,
Die Vöglein singen,
Die Herden klingen
Fröhlich die reitzenden Thäler hin,
Und die Sonne scheint so freundlich, so schön, —
Ach, und ich muß mit Thränen die Freude sehn!

Gesang dem frühen Morgen schallt,
Und Frohlocken die Sonne begrüßet;
Der Tag in Freude zur Dämm'rung wallt,
Und in Jubel den Abend beschließet;
Und Hesper flimmert,
Das Wölkchen schimmert
Rosicht im goldenen Abendlicht.
Und der Himmel ist so heiter, so rein, —
Ach, nur ich kann drüber mich nicht mehr freun!

Im tiefen Busen wohnt mein Leid,
Und mein Sehnen wird nimmer gestillet;
Ob Alles des Lenzes, der Liebe sich freut,
Mir das Auge mit Thränen sich füllet.
Ob's grünet und blühet,
Mein Auge siehet
Nimmer die Blume der Hoffnung blühn.
Wohl erneut das Jahr den wechselnden Lauf,
Die gestorbene Liebe wacht nimmer auf.

G. W—g.

Bemerkungen und Einfälle.

(Fortsetzung.)

36.

Das, was ihr vorzugsweise die Gesellschaft nennt, sagt Suard *), hat nie einen merkwürdigen Mann hervorgebracht: sie sind alle aus der Einsamkeit, aus dem häuslichen Leben hervorgegangen. Die Welt und ihre Reibungen nutzen alle Fähigkeiten ab; man bekommt durch sie eine kindische Eitelkeit, eine gesuchte Empfindlichkeit, eine falsche Höflichkeit.

R—z.

37.

Ein Spanischer Chemiker versicherte, die Atmosphäre eines Ballsaals untersucht, und in derselben so und so viel Bestandtheile von rheumatischen, asthmatischen, venerischen ꝛc. Krankheitsstoffen, und nur eine geringe Quantität Lebensluft gefunden zu haben.

Wenn man den Geist, der in vielen

*) Melanges de Littérature. Paris, 1804.

großen Gesellschaften herrscht, chemisch untersuchen könnte, sollte man dann wohl nicht auch bei weiten mehr moralische Gifte, Eitelkeit, Verläumdungssucht, Spielwuth ꝛc. finden, als gesunde Nahrung für Geist und Herz?

—k.

38.

Um eine böse Frau sanftmüthig zu machen, gibt es kein besseres Mittel, als ihr, wann sie zürnt, einen Spiegel vorzuhalten. Wirkt der Anblick ihres durch Zorn entstellten Gesichts nicht auf ihre Eitelkeit, so habt ihr's mit keinem Weibe zu thun, und wenn ihr euch nicht scheiden lassen könnt, so mögt ihr euch je eher je lieber den Hals abschneiden.

—k.

Grammatische Anmerkungen.

1.

Abstammung des Wortes Frau.

Einer der berühmtesten Männer des funfzehnten Jahrhunderts, der witzige Johann Geiler von Kaisersberg *), leitet in seiner Postille das Wort Frau, alt Deutsch Frowe, folgender Gestalt ab: „Als wenn einer eine Frawnimpt, so ist er zum ersten Fro, darnach wuirt ein Wee drauß; das Fro weret nit lenger so wenn weder biß das er zu kirchen gangen ist denselben Tag, aber das Wee wert xx oder xxx jor fuir und fuir so lang syn leben; davon heyset ein Fraw Frowe.“

*) Er war im Jahre 1445 in Schafhausen geboren, und starb als Prediger zu Strasburg.

2.

Unrichtiger Gebrauch Französischer Wörter.

Wir legen im Deutschen, und nicht bloß im gemeinen Leben, Französischen Wörtern oft eine ihnen ganz fremde Bedeutung unter. Wir nennen einen Degenquast fast allgemein Porte-épée. Wir sagen: der Porte-épée-Fähnrich, u. s. w. Ein Degenquast heißt aber im Französischen Dragonne. Porte-épée ist ein Degengehenk, (Degenkoppel.) — Wir nennen eine Sänfte eine porte-chaise. Eine Sänfte heißt aber chaise-à porteurs. Porte-chaise, porteur de chaise, heißt ein Sänftenträger. Ein Porte-chaisen-Träger ist daher höchst possierlich; gerade wie Chapeau-bas-Huth, oder Gold-drap-d'or, und noch besser Silber-drap-d'or. — Im gemeinen Leben hört man häufig: Wir waren recht fidel, statt lustig; es ist ein fideler Mensch, ein lustiger Mensch. Fidèle hat aber im Französischen keine andere Bedeutung, als treu. — Honnete Leute sind im Deutschen des gens comme il faut, so genannte vornehme Leute. Honnête heißt im Französischen aber nur redlich, ehrlich, auch höflich. — Etre capot, heißt im Französischen beschämt, bestürzt seyn. Caputt seyn, will im Deutschen sagen: kraftlos, hinfällig, ruiniert seyn, (vielleicht wegen der Bedeutung des capot im Pikett.) Oft heißt es auch so viel, als entzwei. — Der Gebrauch der Wörter pompös, süperb, scharmant ist gleichfalls sehr häufig im Deutschen ganz gegen ihre Bedeutung im Französischen.

K.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Nachträge zu dem Aufsatze über Rachel im 5. Stücke dieser Blätter.

Nach Nasser erschien bereits im Jahre 1667 eine Ausgabe von 10 Satyren, welche, handschriftlichen Nachrichten zufolge, ein am Gottorpischen Hofe in Diensten stehender Mecklenburgischer Edelmann, von Voß, auf seine Kosten drucken ließ. Dieß ist also vermuthlich die von Blankenburg in das folgende Jahr versetzte Ausgabe. Als Druckort der Auflage von 1677 gibt Nasser Oldenburg an. Er erwähnt auch 2 Leipziger Ausgaben von 1689 und 1695. Eine Bremische kam auch schon 1700 heraus. Mit dem angeblichen Druckorte: Freiburg im Hopfensacke, sollen 5 Ausgaben erschienen seyn. Jöcher, Flögel und Koch erwähnen einer Berlinischen Ausgabe von 1743, deren Herausgeber Joh. Jac. Trippel sey, und die 10 Satyren enthalte. Ist der letzte Umstand gegründet, so muß diese Ausgabe eine andere seyn, als die von uns erwähnte. Allein es fragt sich, ob Jöcher's Angabe nicht falsch sey, und ob die beiden andern Literatoren nicht ihm nur nachschrieben. Eine zu Hamburg 1742 erschienene Ausgabe in gr. 8, deren auch Schmid im Nekrolog gedenket, findet man in Rüdiger's Catalogus universalis (4 Aufl. von 1745) angegeben.

D—z.

Miszellen.

1.

Herzog Moriz von Sachsen foderte im sechzehnten Jahrhunderte auf Kaiser Karl's V. Befehl die Stadt Magdeburg zur Übergabe auf. Sie widerstand. Metz, um die nähmliche Zeit vom Kaiser selbst aufgefodert, that ein Gleiches. Das gab Veranlassung zu folgendem Reime:

Die Metze und die schöne Magd
Haben dem Kaiser den Tanz versagt.

Tempi passati!

2.

Der weise Solon verlor einen Sohn. Sein Schmerz brach in langen, unaufhaltsamen Thränen aus. Einer seiner Freunde machte, in der Meinung, die Heftigkeit seines Schmerzens dadurch zu mildern, die alltägliche Bemerkung: Das Weinen helfe doch zu nichts. — „Eben, weil es mir nichts hilft, weine ich," erwiederte Solon. — Weise war die Antwort nun wohl eben nicht; aber den Schmerz des Vaters sprach sie sehr lebendig aus.

N.

Die Erfindung.

Ein Spasvogel ließ einmahl in die öffentlichen Blätter zu London einrücken, man könne in den ersten Tagen der Woche bei ihm einen Wagen sehen, der ohne Pferde fortrolle, und lud alle Mechaniker ein, dieses Meisterstück des menschlichen Geistes zu bewundern. Mehrere Mitglieder der Gesellschaft der Künste stellten sich am bestimmten Orte ein, in der Hoffnung, ein Wunder zu sehen. Der neue Archimedes zeigte ihnen einen Schiebkarren.

R—z.

Galimathias.

Das Wort Galimathias, welches unverständliches, verwirrtes Geschwätz bedeutet, ist Französischen Ursprungs, und seine Entstehung soll folgende Veranlassung haben. Ein Französischer Bauer, Nahmens Mathias, hatte einen Rechtshandel über einen Hahn, der Lateinisch Gallus heißt. Der Anwald, welcher seine Sache nach der damahligen Sitte in Lateinischer Sprache führte, ließ dabei oft die Worte: der Hahn des Mathias, Gallus Mathiae, hören, wobei er sich denn öfter versprach, und Galli Mathias, der Mathias des Hahns, sagte. Von diesem Wortgewirre nahm man Gelegenheit, Galli Mathias zur Bezeichnung jedes sinnlosen Vortrags zu gebrauchen.

R.

Krates und Kotzebue.

Außer der gleichen Beschäftigung haben der Griechische Comödiendichter Krates und unser Kotzebue noch einiges Ähnliche. Jener soll neunzig Stücke geschrieben haben; die Fruchtbarkeit des Deutschen Dichters gibt ihm nichts nach. Jenem sagt Aristophanes (in den Rittern) nach, daß er das Geheimniß gefunden habe, die Zuschauer mit geringem Aufwande zu bewirthen, und doch zufrieden heim zu schicken; könnte er treffender gesprochen haben, wenn er Kotzebue gekannt und gemeint hätte? Jener erfuhr nicht selten die Launen der Athener, und mußte manche Mißhandlungen erdulden; auch daran hat es dem Deutschen nicht gefehlt. Von Krates 90 Stücken ist kein einziges zu uns gekommen; vor diesem Schicksal wird hoffentlich Guttenberg's Kunst Kotzebue und die Nachwelt bewahren.

—k.

Ursprung der Schönpflästerchen.

Über den Ursprung der Schönpflästerchen findet man in Hommel's Pertinenz- und Erbsonderungs-Register, — wo man dergleichen nicht suchen möchte, — folgende Bemerkung.

Pflästerchen nebst Schachtel sind Gerade. Denn erstere sind ein Putz, letztere eine Schachtel, — Schachteln aber — weibliche Dinge und zur Gerade gehörig. Es schreiben sich aber diese Schönpflästerchen oder Schattierpflästerchen von den Kreuzzügen her.

Die morgenländischen Mädchen hatten von Natur schwarze runde Flecken im Gesicht, welches für eine große Schönheit gehalten wurde. Die Französischen Frauenzimmer machten sich solche mit Kunst, um den Rittern zu gefallen, die von ihren Wallfarthen oder Kreuzzügen nach Hause kamen.

—k.

Charade.

Es kann in vorgeschriebner Bahn
Mein Ganzes niemahls gleiten,
Es sey denn, daß es Wasser hier,
Und Winde dort es leiten.
Zwei meiner Theile dienen bloß
Zur nützlichen Zerstörung;
Zwei andre führen auf der See
Oft mit sich die Verheerung.
Mein Ganzes aber ist ein Theil
Vom erst- und zweiten Gliede,
Und bliebe sonder Wirkung, wenn
Ich treulos von ihm schiede.

Sp.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.

45. Stück.

Sonnabends, am 5. November, 1808.

Über Wissen, Glauben, Mysticismus und Skepticismus.

Eine Vorlesung in der Literarischen Gesellschaft zu Ratzeburg am ersten Jahrstage ihrer Stiftung gehalten von Johann Christian Friederich Dietz.

Höchstzuehrende Herren!

Je erfreulicher der Rückblick auf das Jahr mir ist, welches seit der Stiftung unserer Gesellschaft verfloß, — je mehr ich den Werth solcher Verbindungen überhaupt, je mehr ich insbesondere den Werth derselben unter Umgebungen, welche die geistige Thätigkeit wenig aufmuntern, je mehr ich vollends den Werth dieses Vereins dieser Männer erkenne, welche ein freundliches Geschick zusammen führte, verband und verbunden erhielt, wo man es kaum vermuthen sollte, desto unangenehmer, desto beschämender ist es für mich, daß ich dem Vertrauen, welches Sie, meine höchstzuehrenden Herren, wie in manchen anderen Stücken, so nahmentlich durch die Auffoderung, am heutigen Tage vor Ihnen zu reden, mir bewiesen haben, so wenig entsprechen werde. Am Stoffe wahrlich liegt es nicht. Die Gesellschaft hat, bei unverkennbaren Beweisen ihrer Bekanntschaft mit den Haupterscheinungen der Deutschen Literatur auf der einen Seite ihre Achtung gegen das Achtungswürdige bezeigt, und auf der andern, was in diesen Zeiten des schwärmerischen Treibens mehr sagen will, als Mancher denket, sich nicht wegreissen lassen von dem Strome, sich rein erhalten von dem Mysticismus, der alles klare Bewußtseyn, -- von der Einseitigkeit, die allen wahren Geschmack, -- von der Stelzengängerei, die alle Natur zu verdrängen sucht. Die Gesellschaft hat seit ihrem Entstehen eine Opposition in dem sie zunächst umgebenden Publicum gefunden, die sie nicht erwarten durfte, und die sich seltsame Mittel erlaubte, unsern Zwecken entgegen zu arbeiten. Die Gesellschaft ist in Berührung gerathen mit schwachen Menschen, die Anstoß fanden, wo man ihn nicht zu geben glaubte. Welch ein interessantes Gemählde würde eine geübte Hand daraus entwerfen können! Und welche lehrreiche Resultate für die Menschenkunde ließen sich nicht daraus ziehen! Und selbst die Verhandlungen im Innern der Gesellschaft gaben Gelegenheit zu mancherlei Erfahrungen und Bemerkungen. Also am Stoffe wahrlich liegt es nicht. Aber gerade der Reichthum des Stoffes

setzt oft den, der ihn beachten soll, in Verlegenheit, und je mehr man von dem Werthe und der Wichtigkeit einer Sache erfüllt ist, desto weniger ist man oft im Stande, so darüber zu sprechen, daß man sich selbst befriediget. Doch, so viel Wahres in einer solchen Entschuldigung liegen möchte, ich will nur eine ganz gewöhnliche geltend machen, die aber gewiß in Ihren Augen entschuldigender seyn wird, als jede andere: es ist mir bei einer Menge gerade in die letzte Zeit sich zusammen drängender Geschäfte nicht möglich gewesen, mich frühe und lange genug damit zu beschäftigen, was ich hier zum Zwecke Gehöriges reden möchte. Sie werden es mir also verzeihen, wenn ich nur einige Aphorismen, wie sie sich in den letzten Augenblicken mir dargebothen haben, ohne den Zusammenhang, ohne die Vollendung, die sich denselben vielleicht geben ließen, Ihnen zur Beurtheilung vorzulegen mir erlaube.

Sie erinnern sich, daß eines unserer verehrten auswärtigen Mitglieder vor einiger Zeit bei seiner Anwesenheit unter uns auftrat, und mit löblicher Begeisterung die Gesellschaft auf das Ziel hinwies, das sie sich vorzustecken habe: — Die Wissenschaft. So gewiß nun in diesem Munde jene Auffoderung einen bestimmten Sinn hatte, so bekannt ist es doch, daß auch das Wort Wissenschaft zu denjenigen Ausdrücken gehört, denen Manche eine magische Kraft zuschreiben, und von denen es ihnen schwer werden würde, einen festen deutlichen Begriff zu geben. Was es sagen wolle, sich eine Wissenschaft oder die Wissenschaften zum Ziele setzen, das sieht man leicht; aber die Wissenschaft ist von einer Wissenschaft und von den Wissenschaften verschieden. Dieser Unterschied, also das eigentliche Wesen der Wissenschaft dürfte nicht Jedem sogleich einleuchten. Prüfen Sie, meine Herren, ob das, was ich darüber denke, richtig sey.

Wir wissen, so scheint es mir, wir wissen, im höhern, eigentlichen Sinne des Worts, wenn wir uns vollständige Rechenschaft geben können, warum wir Etwas als gewiß annehmen. Nach dem gemeinen Sprachgebrauche weiß man das, was man gelernt d. i. mit dem Gedächtnisse gefasset, wovon man allenfalls die gegebenen Beweise verstanden hat. Das ist kein Wissen im wahren Sinne des Wortes, kein wissenschaftliches Wissen, ob es gleich nicht selten dafür gelten muß. Der Schüler der Physik meint zu wissen, daß der Ball, den er in die Höhe wirft, zur Erde fallen muß, und doch hat sein und vielleicht seines Lehrers Wissen, ungeachtet der gelehrten Einkleidung von Schwerkraft und anziehender Kraft und Mittelpunct der Erde, keinen größern Werth und Gehalt, als des Bauern Antwort, der sagen würde, es sey ja ganz natürlich, daß der Ball niederfalle, da er schwer sey. Wie viel gehört dazu, nur dieses Urtheil, als eigenes Urtheil, zu fällen, oder zu wissen, daß der Ball zur Erde fallen muß! Unsere Wahrnehmungen und Versuche lehren uns zunächst nur, daß er oft fällt; denn daß er immer falle, setzte eine Vollständigkeit aller Wahrnehmungen voraus, die in sich unmöglich ist; und doch sind die Urtheile: er fällt immer, und: er muß fallen, — noch sehr verschieden.

Wie komme ich überhaupt zu dem Gedanken des Müssens? und was berechtigt mich, über die Möglichkeit jeder Erfahrung hinaus mit den Erscheinungen den Gedanken der Nothwendigkeit zu verbinden? Ich nehme hier einen Causal-Zusammenhang an. Was ist es recht eigentlich, das ich mit dem Worte Ursache bezeichnen will? Und was berechtigt mich, das, was ich damit bezeichne, den Erscheinungen unterzulegen, da es in keiner Wahrnehmung vorkommen kann? Wie komme ich zu dem Begriffe Kraft? Wie unterscheidet er sich von dem Begriffe der Ursache? Wie fern habe ich Etwas erklärt und begreiflich gemacht, wenn ich es auf den Begriff der Kraft zurück geführt habe? Wie fern kann dem Menschen überhaupt Etwas begreiflich werden? Wie fern ist ihm in einem gewissen sehr wahren Sinne Alles unbegreiflich? Dieses sind nur einige der Fragen, auf welche derjenige nothwendig kommt, der sich bemüht, gewiß zu seyn, ob ein Körper fallen müsse, und die derjenige sich mit Deutlichkeit und Bestimmtheit muß beantworten können, der sich eine vollständige Rechenschaft von seinem Gewißseyn über diesen Punct geben will *).

*) Aus der Schwierigkeit, diese Fragen befriedigend zu beantworten, aus der Urtheilskraft und Weisheit, die dazu gehört, wenn man hier nicht Worte für Gedanken geben will, habe ich vor einigen Jahren zu zeigen gesucht, wie wenig die so genannten neuen Reformatoren des Erziehungswesens seit Basedow und Campe in mancher Hinsicht selbst gewußt haben, was sie wollten, und wie sie, bei dem angeblichen Bestreben, allen Wortkram zu verbannen und Realien an deren Stelle zu setzen, gerade den Wortkram auf den Thron zu heben gesucht und dem wahren gründlichen Wissen, das ohne eigenes, deutliches, festes Urtheil nicht seyn kann, unendlichen Schaden zugefügt, also nicht Weisheit, sondern Unverstand und Unreife des Urtheiles verrathen haben. (Ein Scherflein zur Verständigung über die Wahl der Gegenstände und die Methode des Unterrichts. Ratzeburg, 1805.)

Man sieht, daß das Bemühen, uns vollständige Rechenschaft auch nur über Eine Annahme der Naturlehre zu geben, uns unumgänglich in uns selbst zurück und zur genauen Betrachtung der Organisation unsers Geistes treibt, und in so fern ist es ein sehr richtiges Urtheil, daß der Mensch bei jeder wissenschaftlichen Beschäftigung sich selbst studiert, und die Welt seines Wissens in sich findet.

Was heißt nun: Wissenschaft sich zum Ziele setzen? Es heißt: in jedem bei Gelegenheit einer äußeren oder innern Erscheinung sich darbiethenden oder vorgelegten Urtheile sorgfältig scheiden die Erscheinung von dem, was das urtheilende Gemüth daran knüpft, mit vollem Bewußtseyn fragen, was uns berechtige, an diese Erscheinung diesen Act des urtheilenden Vermögens anzuknüpfen, scharf untersuchen, was wir denn nun in diesem Urtheile eigentlich haben, und wie weit es trage; es heißt: den Zusammenhang des Urtheils mit den nothwendigen Gesetzen des menschlichen Geistes aufsuchen und es auf sie zurück führen; es heißt: streben, einem jeglichen unserer Urtheile die Stelle in dem Systeme unsers Geistes anzuweisen, wo es in seinem wahren Umfange, in

seiner wahren Tendenz, wo es als ergänzendes Glied eines organischen Ganzen erscheinet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chemische Merkwürdigkeit.

Der Physiker Gibbes lösete das Fleisch thierischer Körper in einem mit Schwefelsäure geschwängerten Wasser auf, und zog so Talglichter aus ihnen. Die Pariser Chemiker machten denselben Versuch mit menschlichen Körpern. — Der letzte ist so übel nicht. Er könnte manchem unserer Schriftsteller, dem es im Leben nicht glücken wollte, wenigstens nach seinem Tode zu der Ehre, zu leuchten, verhelfen.

K.

Türkisch kaiserliche Trunkenbolde.

In Konstantinopel sind eine Menge Tabernen oder Tabagieen, die von der Regierung meistens an Griechen verpachtet werden, und wo an Jedermann Wein und Branntewein verschenkt werden darf. Diese Trinkhäuser werden daher häufig von gemeinen Türken besucht, denen man hierin, jedoch mit folgenden Gradationen durch die Finger zu sehen pflegt. Kann ein betrunkener Türke noch nach Hause gehen, so nimmt man keine Notiz davon. Bleibt er aber auf der Straße liegen, so wird er den andern Morgen mit einer tüchtigen Bastonade bedient. Dasselbe geschieht, wenn er den Exceß zum zweiten und dritten Mahle begeht. Bei'm vierten Mahle aber kommt er ohne Strafe davon, wird als unverbesserlich angesehen, und erhält den Titel eines kaiserlichen, d. h. privilegierten Trunkenboldes. Wenn er sich nun einmahl wieder in diesen Umständen befindet, braucht er nur Nahmen, Charakter und Wohnung anzugeben, (wenn er nähmlich noch sprechen kann,) und man legt weiter keine Hand an ihn, sondern läßt ihn gar säuberlich auf dem warmen Aschenhaufen eines Badehauses campieren, bis er seinen Rausch ausgeschlafen hat.

K.

Charade.

Mein Erstes, — billig sollte drob
Die Menschheit nur erröthen, —
Nutzt in der höchst verhaßten Kunst
Der Menschen, sich zu tödten.
Wär' es mit seines Gleichen tief
Stets im Versteck geblieben,
Zu dieser Höhe wäre kaum
Die Kriegskunst dann getrieben.
Mein Zweit, und Drittes, Fremdling hier,
Zu Haus' in weiter Ferne,
Bedürfniß durch Verwöhnung, denn
Niemand entbehrt es gerne.
Das Wasser ist sein ärgster Feind;
Bring' es damit zusammen,
Und zur Vernichtung wirst du es
Dadurch sofort verdammen.
Mein Ganzes, in des Klugen Hand,
Kann Heil und Gutes stiften;
Den Unverständigen jedoch
Kann es sehr leicht vergiften.

Sp.

Auflösung der Charade im 44. Stücke: Mühlenwelle.

Rabeburgische
Literarische Blätter.
46. Stück.
Sonnabends, am 12. November, 1808.

Über Wissen, Glauben, Mysticismus und Skepticismus.

(Fortsetzung.)

„Allein nicht Alles kann Gegenstand des Wissens werden; auch der Glaube hat sein Gebieth.“ Er hat es, und in einem gewissen sehr wahren Sinne setzt alles Wissen ein Glauben voraus. Wir wissen, was wir auf die ursprünglichen Gesetze der Vernunft zurück führen können. Aber diese Vernunft mit ihren Gesetzen, mit ihrem Anspruche auf das Amt einer höchsten Richterinn, ist sie uns nicht selbst als etwas Unbegreifliches gegeben? Kann sie, die bei Allem auf Gründe dringt, einen Grund von sich selbst angeben? Ihr Wesen ist es, jedes Urtheil nur in so fern für wahr gelten zu lassen, als es auf zureichenden Gründen beruhet; und gerade dieses Urtheil, daß Alles auf Gründen beruhen soll, gerade diese Grundfoderung der Vernunft läßt sich durch nichts anders begründen, als dadurch, daß sie nun einmahl diese Foderung thut. Jeder Versuch, hier Gründe anzugeben, setzt schon die Gültigkeit der Foderung voraus. Wer hier fragen wollte, warum man denn annehmen müsse, daß die Vernunft Recht habe, den mag man immerhin einen Thoren schelten, man wird auf dem Wege des Beweisens, auf dem Wege der Wissenschaft nichts gegen ihn ausrichten; er wird der ohnmächtigen Bemühungen spotten, und mit Recht. Man kann ihn nur darauf hinweisen, daß seine Frage schon eine Annahme dessen in sich schließt, was er zu bezweifeln vorgibt; denn die Frage: warum muß ich annehmen, daß die Vernunft Recht habe? heißt nichts anders, als: was für einen Grund gibt es, dieß anzunehmen? und geht also von dem Vernunftgesetze aus, daß Alles, was wir für wahr halten sollen, einen Grund haben müsse. Wir finden uns hier in einem Zirkel befangen, aus dem der menschliche Geist zu schreiten nie vermag. Der Philosoph, der sich recht versteht, erkennt diesen Zirkel an, und gesteht, daß alles Wissen sich im Nichtwissen endet; er unterscheidet sich von dem Unphilosophen aber dadurch, daß er weiß, wo dieses Nichtwissen anhebt, und warum das Wissen so enden muß.

Allein das wäre ein sehr tragisches Ende des Wissens und eine sehr schlechte Belohnung des Forschers, wenn nicht in und mit diesem Nichtwissen, in und mit diesem Gefühl der Beschränkung unserm

Bewußtseyn etwas dargebothen würde, das uns über dieses Nichtwissen beruhigte, den Mangel des Wissens ersetzte. Indem wir inne werden, daß alles Wissen auf einer Voraussetzung der Gültigkeit der Vernunft beruht, die sich selbst nicht wissen läßt, dabei aber den Trieb zum Wissen in das Wesen unseres Geistes verwebt finden, kann dieser Geist sich nicht entschließen, das Denken, das Forschen nach Wahrheit, das vernünftige Wirken aufzugeben; es ist eine innere Nothwendigkeit, die ihn an der Idee der Wahrheit festhält; es ist das Bewußtseyn, daß mit der Annahme, Vernunft täusche, sey keine Führerinn zur Wahrheit, — der menschliche Geist ein aus inneren Widersprüchen zusammen gesetztes, auf seine eigene Vernichtung hinarbeitendes Ungeheuer werden, und bei dem, der jene Annahme fest zu halten vermöchte, alle Thätigkeit, alles geistige Wirken aufhören müßte. Die Scheu vor dieser Selbstvernichtung dringt uns, der Vernunft uns in die Arme zu werfen; die Unmöglichkeit, nicht thätig zu seyn, nöthigt uns, ihr zutrauensvoll zu huldigen; die Unmöglichkeit, alle Zwecke aufzugeben, zieht uns hin zu ihr, die als Führerinn sich uns darbiethet.

Ist nun ein jedes Gewißseyn, welches kein Wissen ist, ein Glauben, so ist auch die Annahme, daß die Vernunft verdiene, uns zu leiten, als Quelle und Prüfstein aller Wahrheit verehrt zu werden, ein Glauben, und all unser Wissen beruht zuletzt auf Glauben. Wie zeigt sich denn hier der Glaube? Als Vertrauen auf die Vernunft d. i. als zuversichtliche Annahme, daß, wenn wir der Idee der Einheit nachgehn, wir auf dem Wege der Wahrheit sind, daß alle Wahrheiten ein Ganzes ausmachen müssen, und daß wir für den Zweck unseres Daseyns nicht irren, wenn wir das annehmen, was sich uns als Schlußstein zum Systeme unseres Wissens, oder als nothwendiges Glied in der Kette der Wahrheiten darbiethet, gesetzt, es gebe auch keine eigentlichen Beweise dafür. Damit ist denn aber auch das Gebieth des Glaubens abgesteckt, damit das Merkmahl jedes Glaubens gegeben, der sich als vernünftigen Glauben geltend machen will. Der Glaube, der sich durch Gefühle rechtfertigen will, deren Wesen in der Dämmerung schwebt, der Glaube, der auf Kosten des Wissens herrschen will, der Glaube, der wohl gar das Wissen entbehrlich machen will, ist kein vernünftiger, am allerwenigsten ein philosophischer Glaube. Wenn dieser zwar jedem Wissen zum Grunde liegt, so setzt er in anderer Hinsicht auch das Wissen wieder voraus; beide stehen so in Wechselwirkung, daß Eines ohne das Andere nicht seyn kann. Ein grundloser Glaube ist ein blinder Glaube; es ist aber jeder Glaube in der That grundlos, der sich nicht im Wissen und durch das Wissen als gegründet, als aus dem Gesetze der Einheit des Geistes hervor gehend zu rechtfertigen vermag.

(Der Schluß folgt.)

Bemerkungen und Einfälle.

39.

In der Apologie der Klatscherei, (Stück 33 der L. B.,) wünscht der Verfasser, für seine Clientinn einen glimpflichern Nahmen

zu finden. Warum behält er nicht die in höhern Ständen längst eingeführte Benennung Medisance bei? Einen Deutschen so gut klingenden Nahmen gibt es nicht, denn -- die Deutsche Sprache ist mit der sittlichen Cultur der Deutschen Nation nicht fortgeschritten. Die Sachen haben wir gelernt, aber Worte wissen wir nicht zu erfinden. Medisance, Galanterie, Coquetterie ꝛc. sind in Deutschland so einheimisch, als anderswo, und gleichwohl haben wir noch keine passenden Deutschen Ausdrücke, deren man sich in feiner Gesellschaft bedienen, oder von denen man im Schreiben mehr, als die ersten Buchstaben nennen dürfte.

—k.

40.

Die Eifersucht verhält sich zur Liebe, wie der Rauch zum Feuer. Je reiner und stärker die Flamme, desto geringer der Rauch. So ist's auch mit Liebe und Eifersucht.

Wo aber die Dämonen Eitelkeit, Sinnlichkeit, Neid das heilige Gewand der Liebe usurpieren, da gibt es jene Eifersucht, welche dem stinkenden Dampfe gleicht, der einem unter unreinen halb brennbaren Materialien glimmenden Feuer entsteigt und die Atmosphäre verpestet.

—k.

41.

Die Deutschen sagen, um die ungewöhnliche Länge einer Meile zu bezeichnen: Ein Fuchs hat sie gemessen, und den Schweif zugegeben. Ein Russisches und Polnisches Sprichwort gefällt mir viel besser: Den Weg haben ein Paar Liebende gemessen, denen die Zeit nicht lang wurde.

R.

42.

Es gibt Menschen, die es durchaus nicht dulden können, wenn Alles in Ordnung und Ruhe zugeht, wenn sie Andere zufrieden und einig finden. Sie erheben überall Schwierigkeiten, werfen überall Steine in den Weg. Sie machen Nebendinge zur Hauptsache. Sie nehmen Anstoß, wo keiner ist. Sie prophezeien Gefahren, die entweder nicht zu fürchten, oder nicht zu achten sind. Sie sind besonders glücklich in Aufsuchung kleiner Bedenklichkeiten, über welche Andere weggegangen sind, weil sie dem Zwecke nicht hinderlich seyn durften. Sie tragen in alle Verbindungen Mißtrauen und Zwist, in alle Unternehmungen Hindernisse, in alle Verhandlungen Zögerungen und Streit, gewöhnlich mit der Plumpheit, welche die Waffe der Rechthaberei, der Einseitigkeit, des Irrthums, der bösen Absicht ist. Man nennt das im gemeinen Leben: Hundehaare hacken. Woher mag die sonderbare Redensart kommen?

R.

Die Aufsammler.

Calvisius Sabinus, erzählt Seneca, war sehr reich, aber bei seinem Reichthume der ungeschlachteste Ignorant. Er wußte Alles, hatte Alles gelesen, kannte alle Griechischen Helden der Vorzeit, und konnte sich doch weder auf den Ulysses, noch auf den Achilles besinnen. Die bekanntesten Griechischen und Trojanischen Heldennahmen verhunzte er.

Um aber bei seiner armseligen Scheingelehrsamkeit und literarischen Armuth

doch recht gelehrt zu scheinen, kaufte er sich, zur Qual seiner Gäste, für schweres Geld gelehrte Sclaven, welche mehrere Griechische Dichter auswendig lernen, und ihm zu Füßen die Verse, die er bald aus dem Homerus oder Hesiodus, bald aus dem Anakreon oder Pindarus anführen wollte, zuflüstern mußten.

Fürwahr eine compendiöse Gelehrsamkeit für einen Reichen! Nur Schade, es ereignete sich nicht selten das Unglück, daß der gelahrte Ungelehrte in einem Verse stecken blieb. Weßhalb ihm ein gewisser Satellius Quadratus den lustigen Rath gegeben haben soll, sich auch noch gelehrte Auffammler der entfallenen Wörter anzuschaffen *).

Heilige Erato, du bezaubernde Freudengeberinn, wie oft wirst du entheiliget! So dachte ich, und legte meinen Seneca nieder. Denn mir fiel manche Sabina à la mode ein, wie sie ohne Organ, Tact und Gefühl am Klaviere steht, und ein klägliches Duetto, das ein schwebender Struppkopf mit seinem Häherkehlchen herzbrechend accompagniert, abklimpert, abpümpert und abbuchßabieret.

*) Die im Deutschen wegen des Wortspiels schwer wieder zu gebende Stelle (S Epist. 27,) im Seneca heißt: Suasit illi Satellius Quadratus, stultorum divitum arrosor, et, quod sequitur, arrisor, et, quod duobus his adiunctum est, derisor, ut Grammaticos haberet analectas.

Satellius Quadratus, (ein Benager reicher Thoren, und, was dann folgt, ihr Belacher und, was mit diesen beiden verbunden ist, ihr Verlacher,) rieth ihm, daß er sich sprachkundige Auffammler halten solle.

Ei, wenn doch die Mode einmahl gebiethen wollte, sing- und spielfertige Auffammler (musicos analectas) zu halten, die die liegen und stecken gebliebenen Noten aufnehmen und die verhunzten Töne verbessern könnten! Aus Mitleiden würden diese vielleicht auch gern ganz die Stelle der schönen Sänger und Sängerinnen, welchen die Natur Stimme und Gefühl versagt hat, vertreten wollen, damit nur der lieblichen Uhutöne weniger werden möchten, von welchen sich so manche Gesellschaft zur ärgerlichen und folternden langen Weile Stunden lang umheulen lassen muß.

Rußwurm.

Vergeltung.

Swift wollte ausreiten, und verlangte seine Stiefeln. Sein Bedienter brachte sie ihm. Warum sind sie nicht geputzt? fragte der Dechant. -- Da Sie die Stiefeln doch gleich wieder unter Weges schmutzig machen, so dachte ich, daß es nicht der Mühe werth wäre, sie zu reinigen. Gleich nachher forderte der Bediente von Swift den Schlüssel zum Eßschranke. Wozu? fragte der Herr. — Um zu frühstücken. — Ah, erwiederte Swift, es ist nicht der Mühe werth, jetzt zu essen; du wirst Appetit bekommen; zwei Stunden von hier wirst du doch wieder hungrig seyn.

R.

Auflösung der Charade im 45. Stücke: Bleizucker.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
47. Stück.
Sonnabends, am 19. November, 1808.

Über Wissen, Glauben, Mysticismus und Skepticismus.

(Beschluß.)

Was haben wir aber von dem Mysticismus zu halten, der sich bald mit dem Glauben, bald mit dem Wissen verbindet, oder bald als Glaube, bald als Wissen erscheinen will? — Es gibt, wenn man doch einmahl den Nahmen in einem guten Sinne gebrauchen will, eine wahre, philosophische Mystik. Wir kommen bei unserm philosophischen Forschen auf etwas Unbegreifliches, das sich uns doch als wahr rechtfertiget; wir kommen dahin, einzusehen, daß ohne Glauben an ein Übersinnliches auch Sinnenwelt und Vernunft, das Gewisseste, was wir haben, für uns aufgehoben wäre. Wir vermögen aber die Natur des Übersinnlichen nicht auszusprechen, weil selbst Alles, was wir von unserer Vernunft prädicieren, schon von der Form der Sinnlichkeit hat entlehnt werden müssen, und weil sich das Geistige in uns immer nur durch das Medium des Sinnes zu erkennen gibt. Und doch wurzeln in der Geisterwelt unser edelstes Wirken und unsre menschlichsten Hoffnungen. Hier müssen wir ringen, das Unbegreifliche mit Gedanken zu denken, die von dem Begreiflichen hergenommen wurden, mit Worten auszudrücken, die nur das Sinnlichwahrnehmbare bezeichnen. Das Übersinnliche wird hiedurch in die Sphäre des Sinnlichen herabgezogen, und soll doch als über dieser Sphäre befindlich erscheinen. Hier entsteht Mystik, die sich vor dem Richterstuhle der Philosophie rechtfertigen läßt, Ein Mahl als Lehre und Behauptung des Unbegreiflichen, das doch gewiß ist, und sodann als Versuch, dieses Unbegreifliche für die geistigen Bedürfnisse des Menschen durch Bilder darzustellen, die nur von dem, wenigstens bis auf einen gewissen Punct Begreiflichen hergenommen werden können. Aber diese Mystik wird Mysticismus, so bald uns das Bewußtseyn verläßt, daß die Bilder die Sache nicht erreichen, so bald in unserer Vorstellung Bild und Sache in einander schmelzen, so bald die übersinnliche Welt uns eine physische wird; ja, wir nähern uns ihm, so bald wir nicht philosophisch nachweisen können, wo die Stelle in dem Gebäude unsers Wissens sich befindet, von der wir aufsteigen oder wenigstens aufschauen zu dem, was wir als wahr und wirklich darstellen, und so bald nicht unsere Bilder demjenigen, der zu denken vermag, Veranlassung werden, in seinem Innern selbst zu finden, was

uns zum Bilde ward. Dieser Mysticismus mag ehrlich gemeint seyn, ja, ich bekenne sogar, daß er dem philosophischen Forscher in mancher Hinsicht wichtig werden kann; aber auf den Nahmen Philosophie, auf Achtung oder nur Billigung der Vernunft darf er nie Anspruch machen. Wer selbst die Tramontane verliert, wie kann der ohne Anmaßung fodern, daß man sich ihm als einem sichern Führer anvertrauen soll? Überhaupt aber scheint mir der Mystiker von dem philosophischen Forscher, der auch in einem gewissen Sinne Mystik denkt und spricht, sich so zu unterscheiden: Jener jagt nach mystischer Darstellung, und es ist, als machte er sich ein Studium daraus, den Gedanken zu vermummen; dieser ringt nach höchster Klarheit, und das Mystische ist ihm nur in so fern werth, als die reine Wahrheit sich seinem Bestreben, sie aufzufassen, entzieht.

Vergönnen Sie mir, noch mit wenigen Worten hinzuzusetzen, was ich mir unter Skepticismus, und in welchem Verhältnisse ich ihn mir zum Wissen denke. Seit den ältesten Zeiten haben sich selbst die Philosophen, die Geschichtschreiber ihrer Wissenschaft wurden, mit den albernsten Begriffen von Skepticismus herumgetragen. Die wahre skeptische Denkungsart ist von jeher den Meisten verborgen geblieben. Es ist, wie es mir scheint, die Bemerkung, daß alles Wissen Resultat eines subjectiven Bestrebens ist, welche den echten philosophischen Skepticismus begründet. Daß es uns aufgegeben sey, zu forschen, und nach dem uns zu richten, was wir fanden, hat er nicht geläugnet und kann er nicht läugnen. Nicht läugnen

ist sein Charakter, selbst nicht Zweifeln, wie man gemeiniglich glaubt, sondern Forschen. Skeptiker heißt nicht sowohl Zweifler, als Forscher. So gewiß dir die Resultate deines Forschens erscheinen, so gewiß sie allen Übrigen erscheinen mögen: der Philosoph darf nicht aufhören, Forscher zu seyn; denn Niemand kann beweisen, daß sich nicht einst ein Mangel, ein Irrthum entdecke, wo wir ihn nicht möglich halten. Nie also sey deine Untersuchung geschlossen, aber so lange dir dieselben Resultate als gewiß einleuchten, halte dich an sie, laß all dein Denken und Thun sie ausdrücken, und achte sie, als wären sie die objective Wahrheit selbst und die Aussprüche der absoluten Vernunft. Denn du kannst deine Achtung gegen die absolute Vernunft nicht reiner an den Tag legen, als wenn du ihrer Repräsentantinn in dir, deiner Menschenvernunft, gehorchest, und alle Mittel, die in deiner Gewalt sind, aufbietest, ihren Ausspruch so rein, als möglich, aufzufassen.

Dieser Skepticismus ist so wenig ein Feind der Wissenschaft, daß es vielmehr mir scheint, als müßte jedes echt philosophische Streben nach Wissenschaft auf ihn hinführen, auf ihn, der nichts weniger, als Zweifelsucht, und der die einzige Denkungsart ist, welche das, was wir mit einem unschicklichen Nahmen Toleranz nennen, erzeugt, und zugleich ihre Ausartung in Indifferentismus verhindert.

So ehrwürdig und göttlich nun auch die Wissenschaft ist, und so sehr sie verdient, der eigentliche höchste, ja einzige Zweck unserer Verbindung zu seyn, so glaube ich doch nicht, daß es besonnen ge-

nug gesprochen sey, die Wissenschaft als das Göttlichste und Höchste zu preisen. Wäre Wissen der höchste Zweck des Menschen, so würde sich dieser beklagen dürfen, seinen Zweck nur so unvollkommen erreichen zu können. Der philosophische Forscher findet, daß, wenn wir die Gesetze der Natur, die eigentliche Sphäre unsers Wissens ergründet haben, wir weiter nichts wissen, als wie die Dinge in Beziehung auf uns erscheinen, und daß, was über diese Welt der Erscheinung hinaus liegt, nie Gegenstand des Wissens, nur des Glaubens und Ahndens, werden kann. Ist das Wissen an sich Zweck, so ist dieß ein trostloses Resultat; es erscheint aber ganz anders, wenn des Menschen Bestimmung als Thätigkeit in Beziehung auf einen Zweck, und Wissen als die Bedingung dieser Thätigkeit vorgestellet wird. Daß dieß die richtige Vorstellung sey, dazu führt die nähere Betrachtung alles dessen, was wir haben, wenn wir wissen. Ist denn das, was wir Kraft, Ursache u. s. f. nennen, irgend ein Gegenstand oder eine Eigenschaft eines Gegenstandes, so sich an sich aufweisen läßt? Oder sind nicht alle diese Ausdrücke nur Bezeichnungen gewisser Relationen zu unserm Bewußtseyn? Sagt irgend eine Formel, in die wir ein Naturgesetz fassen, uns wirklich etwas an sich, außer dem menschlichen Bewußtseyn, Geltendes? Die philosophische Kritik antwortet: nein. Alles physische Wissen ist nichts, als Einsicht, welche Erscheinungen ich unter gewissen Umständen zu erwarten habe, und hat ihren wahren Werth dadurch, daß sie uns auf diese Erscheinungen vorbereitet, und uns in den Stand setzt, zum Behufe unserer Zwecke in der Welt der Erscheinungen zu wirken.

So zeigt sich Handeln als die wahre Bestimmung des Menschen; aber der edlere Mensch zeichnet sich dadurch aus, daß er strebt, von seinem Handeln zu wissen und nach seinem Wissen zu handeln.

Der Richter.

Welches Verhältniß im bürgerlichen Leben kann wohl unglücklicher und gefahrvoller seyn, als das eines Richters? Das Element, in welchem er sich täglich herumtreiben muß, ist der häßlichste moralische Schmutz. Frech stellt sich täglich die Lüge der Wahrheit gegen über, und der Meineid leitet die blinde Themis am Gängelbande. Alles fröhnt dem Eigennutze, welcher die heiligsten Bande der Menschheit zerreißt. Der Sohn muß gezwungen werden, seinem grauen Vater durch spärlichen Unterhalt sein kümmerliches Leben zu fristen, und der Vater behandelt den Sohn wie eine Maschine, von deren Arbeit er den höchst möglichen Nutzen ziehen dürfe, ja, er verkauft ihn, wenn es sein Interesse fordert, auf die Galeere einer unglücklichen Ehe. Die Liebe hat vor Gericht eine Taxe, und die Ehe ist ein Handel. Die niedrigste verworfenste Schamlosigkeit, die den Menschen unter das Thier herabwürdigt, nöthigt die Polizei zu Zwangsmitteln, um, da die Moralität einmahl nicht zu retten ist, wenigstens der physischen Vergiftung Schranken zu setzen, und den Zeitpunct hinaus zu rücken, in welchem (wie ein

Dichter sagt) der Affe, grinzend an seinen Baum gelehnt, des entnervten ausgearteten Menschen-Geschlechts spotten wird.

Wie soll der Richter in diesem moralischen Unrathe, der ihn umgibt, sich selbst rein und unbefleckt, wie soll er sich frei von bitterm Menschenhaß oder, — welches für den Bessern noch schwerer ist, — frei von kalter Menschenverachtung erhalten? — Wer hält das Ruder fest und sicher, um beiden Klippen zu entgehen? — Ehre in dem Menschen die Menschheit, und wenn auch unter den Menschen keine Menschen wären! Sicher führt dich diese Magnet-Nadel, unwandelbar wie die Gesetze der Natur, zum Ziele, und nie wird dann die heilige Flamme der Liebe in deiner Brust ganz erlöschen.

—k.

Chemische Merkwürdigkeit.

Man hat unter den Elementen, die den menschlichen Körper zusammensetzen, auch das Eisen und den Braunstein ausgefunden. Bürger Sage zu Paris zog durch Einschmelzung, Reduction und Verschlackung die Eisentheilchen aus dem Körper eines National-Gardisten ab, ließ daraus eine Medaille verfertigen, und legte sie dem National-Convent vor. — Das Experiment ist echt Französisch, und ein guter komischer Dichter könnte es als Stoff zu einer neuen Witwe von Ephesus verarbeiten. Wie? — mögen die Herren, die Lust haben, einmahl errathen.

K.

Herr von Kropf.

„Ach! rief der Herr von Kropf, man
wird mich bald begraben!
Bedenken Sie, die Sicht stieg mir sogar
zu Kopf;
Ich armer Erdensohn!“
Warum denn, Herr von Kropf?
Man muß doch was im Kopfe haben.

Schink.

Herschel *).

Nimm ihn, Urania, hin! so sprachen die
göttlichen Schwestern;
Unsern Spielen zu groß, hör' er der Sphären
Musik.

L. Nauwerck.

*) Bekanntlich war Herschel Anfangs ein Musikus.

Charade.

Mein Erstes ist bei uns zu Haus,
Und schirmt, in großen Quantitäten
Gebraucht, die Menschen; nur ist's ganz
Verbothen in den Städten. —
Doch hat es Spanien erzeugt
Bei seines Climas Hitze;
Dient es Bemittelten zugleich
Zur Zierde und zur Stütze.
Vom Zweit- und Dritten kann man, wie
Von manchem Domherrn, sagen,
Sie haben weiter kein Verdienst,
Als einen — guten Magen.
Und weil die große Speiselust
Das Eigenthum verletzet,
So sind auf ihre Köpfe oft
Schon Prämien gesetzet,
Die Kunst, zu rathen, was ich bin,
Wird dich nun leicht erfreuen,
Gehst du zum Ersten hin, und hörst
Darin mein Ganzes schreien.

Sp.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.

48. Stück.

Sonnabends, am 26. November, 1808.

Paragraphen über Weltton und Lebensart.

Bruchstück eines größeren Werks.

1.

Der echte Weltmann wird vielleicht so gut geboren, als der Held und Dichter. Aber Erziehung, Achtsamkeit auf sich selbst und auf Andere, und das Leben in der guten Gesellschaft können erstaunlich viel thun, und viel ersetzen, was die Natur nicht mitgab.

2.

Was man Weltton und Lebensart nennt, ist weit mehr, als man gewöhnlich glaubt, das Werk der inneren, moralischen Bildung eines Menschen. Schlechte Grundsätze und schlechte Sitten sind in der Regel immer beisammen. Der Pöbel, Pöbel an Empfindung, Gesinnung und Wissen, kann sich selten im äußeren Betragen verbergen. Den Mann von liberaler Denkart, von allgemeiner wissenschaftlicher Bildung, die ihm in's Herz gedrungen ist, unterscheidest du auf den ersten Blick.

3.

Sey der gute Gesellschaftston immerhin ein Gegenstand des Studiums, eine Kunst, die man lernt und übt. Nur daß sich die Kunst nie als solche verrathe, wenn sie nicht ihr Spiel verlieren will. Sie wird ekelhaft oder lächerlich, wenn man es ihr ansieht, daß sie nichts weiter ist.

4.

Deine Aufmerksamkeiten in der Gesellschaft, deine Artigkeiten, deine Worte und Werke im Umgange machen dich nur dann liebenswerth und beliebt, wenn man dabei fühlt, daß sie aus natürlichem Wohlwollen hervor gehen. Das läßt sich nicht nachkünsteln. Da ist Gottes Finger.

5.

Man sagt: der Weltmann. — Die Weltfrau, das Weltmädchen könnte man nicht sagen, ohne mißverstanden zu werden. Die Generalinn v. D. ist eine Frau von Welt, oder viel Welt; Mademoiselle R. hat wenig Welt, oder gar keine: das hört man häufig, und sieht es auch. Madame Z. hat keine Lebensart, das hört man noch öfter.

6.

Die Gesetze der guten Lebensart lassen sich schwerlich positiv angeben. Was schlechte Lebensart, (in dem eingeschränkteren Sinne, worin wir hier den Ausdruck nehmen,) sey, das kannst du in vielen der brillantesten Gesellschaften erfahren, und das ließe sich dir auch noch

wohl sagen, wenn du darnach fragst. — Oder wollen wir es an Beispielen lernen?

7.

Beobachte den Pöbel, (den weiblichen gehörigen Ortes immer mit eingeschlossen, wiewohl ihm noch ein eigenes Capitel bevorsteht,) in den mancherlei Verhältnissen des Lebens und der Gesellschaft, wie sich überall die Gemeinheit des inwendigen Menschen in Haltung, Worten, Ton, Geberden, Manieren, u. s. w. rein ausspricht. Siehe ihn unter den verschiedenen bürgerlichen Ständen, unter Fremden, unter Freunden, in Gesellschaften, in seinem Hause, u. s. w.

8.

Bemerke die Art, wie er Menschen behandelt, die der Zufall ihm untergeordnet hat, die ihn bedienen, die für ihn arbeiten und von ihm bezahlt werden. Der Vornehmste würde sie mit Herr anreden; ihm fällt das nicht ein. Er nennt sie sogar, wenn es irgend durchgeht, Er, um das Verhältniß recht merklich und fühlbar zu machen. Er hat den Schuster kommen lassen, um ihm eine Rechnung zu bezahlen, welches auch durch die Magd hätte geschehen können. Er redet den wackeren Mann darauf an: Er habe es wohl recht nöthig; es seyen jetzt freilich schlechte Zeiten; nun, er wolle ihm helfen. Er gäbe ihm doch wirklich manchen Groschen zu verdienen, und bezahle doch immer richtig. Das ist die Einleitung, um den Mann zu disponieren, sich einen bedeutenden Abzug gefallen zu lassen. Mit solchen Leuten spricht er alle Mahl Hochdeutsch. — Da kommt aber ein Anderer, ein Bauer, ein Fuhrmann, der opfert eine Bagatelle in die Haushaltung,

oder hat es einmahl gethan, oder soll es noch thun. Oder er hat etwas umsonst transportiert, oder er soll etwas umsonst mitnehmen. Da ist eine Herrlichkeit. Er wird Herr und Sie genannt. Man ruht nicht eher, als bis der Kerl auf dem großen Stuhle Platz ergriffen hat; er wird mit Weißbrot gestopft; man stößt mit ihm in Branntewein an, und spricht ein Breites mit ihm von den lieben Kindern und dem lieben Viehe.

9.

Siehe den Mann ohne Welt und Lebensart unter Leuten, denen er sich etwa gleich setzen zu können glaubt. Er ist im Augenblicke auf der letzten Stufe der Vertraulichkeit mit ihnen. Die gewöhnlichen Höflichkeitsformen fallen gleich weg. Er nennt sie bei ihren Nahmen, ohne Herr und Titel; so wie die Cordialität steigt, nennt er sie Ihr, oder auch wohl Du. Er redet das ihm geläufige Plattdeutsch. Er endigt seine Gesticulationen auf ihren Schultern und ihren Lenden. Er gibt ihnen zärtliche Nahmen: Alter, Mama, mein Töchterchen, u. s. w. Um aber auch in dieser Umgebung das zu behaupten, was er seine Würde nennt, hilft er sich auf andere Art. Er produciert Briefe von hohen Gönnern, oder von Leuten, die Geld bei ihm haben borgen wollen. Er spricht von seinem Einflusse bei den Großen, und von ihren Gnadenerweisungen gegen ihn. Er faselt von seinen Aussichten, und macht Alles ganz gewiß. Er erzählt von seinen Verwandten, und renommiert mit ihrem Reichthume, oder ihrem Nahmen, oder ihrem Stande.

10.

Achte auf sein Benehmen gegen Höhere.

Sind es solche, von denen er Vortheile, Geschenke, Beförderung, Fürsprache und Empfehlung sucht, so ist er bündisch geschmeidig und kriechend. Wo solche Erwartungen nicht Statt finden, da reißt er so bald, als möglich, die Scheidewand weg. Er nennt Höhere, mit denen er in Dienstverhältnissen steht, und denen er wohl geradezu untergeordnet ist, Collegen, und merkt nicht, daß diese Artigkeit nie erwiedert wird. Er trägt Personen von Range, mit denen ihn der Zufall in Verbindung gebracht hat, Brüderschaft an. Er nennt Personen, denen er entweder wegen des Grades der Verwandtschaft, oder wegen des verschiedenen Standes Rücksicht schuldig ist, nie anders, als Onkel, Tante, Vetter, u. s. w., wieder mit Weglassung des Herrn, der Frau, u. s. w. Er schreit diese Titel unfehlbar am öftersten und lautesten aus, je mehr Zeugen da sind. Er sucht mit diesen Onkeln, Tanten und Vettern einen so gemeinen Ton zu etablieren, daß sie mit einem angemesseneren jeden Augenblick in's Gedränge kommen. Er erwartet nicht den Handschlag oder die Umarmung des Vornehmen; er ist es, der Beides anbiethet. Er trägt bei ihnen darauf an, sich zu setzen, sich zu bedecken, u. s. w. Die Haupt-Summa seiner feinen Lebensart ist, daß er dir auf der Straße die linke Hand abzugewinnen strebt, und wenn er dich auch dabei über den Haufen rennen sollte, oder du neben ihm im Schnee und Kothe herwaten müßtest.

IX.

Da ist ein Fremder. Er macht sich flugs an ihn. Er thut die indiscretesten Fragen nach Nahmen, Stand, Wohnort, Ziel und Absicht der Reise. Er forscht nach Neuigkeiten, und examiniert den verlegenen Fremden über seine politischen Meinungen. Je kürzer diese Fragen und Untersuchungen abgefertigt werden, desto früher kommt er auf sich selbst, auf seinen wichtigen und schweren Dienst, auf seine kranke Frau, die ihm die Haushaltung so sparsam führt, und die Alles selbst thun muß, auf seine schönen und wohl gerathenen Kinder, auf sein Schwein, wofür er nur sieben Thaler gegeben hat, und das er jetzt nicht für funfzehn läßt, ob es gleich noch nichts, als den Abfall aus Küche und Garten gefressen hat, auf seine wertheften Angehörigen, auf seine Erbschaft, u. s. w. Das Vaterland des verzweifelnden Fremden erinnert ihn an eine Cousine, die der Krieg einst aus den Rheingegenden vertrieben, und die eine Zeit lang in seinem Hause sich aufgehalten hat. Er kann nicht genug erzählen, welche Kosten und Lasten er von der Dame gehabt hat. Das hat sie nun davon, daß sie bei dem Prahlhans mit Hunger und Durst, schlechter Behandlung, ohne Aufwartung, und auf einem kalten Zimmer fürlieb nahm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Jakutische Schaman.

(S. Sawritta Sarytschew's achtjährige Reise im nordöstlichen Sibirien, auf dem Eismeere und dem nordöstlichen Ocean. Aus dem Russischen übersetzt von J. H. Busse. Leipzig, 1805.)

Der Russische Reisende Sarytschew erzählt, daß er auf seiner Reise nach Ochotsk im Jahr 1785 Gelegenheit hatte,

der Geisterbeschwörung eines Jakutischen Schamanen mit zuzusehen. Er beschreibt diese Scene mit folgenden Worten: Der Schaman war von einem kranken Jakuten gerufen worden, der den bösen Geist besänftigen wollte, von dem, wie man dort glaubt, die Krankheiten zugeschickt werden. Der Schaman legte sein gewöhnliches Jakutisches Kleid ab, und zog seinen Schamanen-Habit an, der aus gegerbtem Rennthierleder gemacht ist, nicht viel über das Knie herabgeht, und rund herum mit schmalen Riemen und mit Eisenblechen von allerlei Figur und Größe besetzt ist. Als er sich völlig angeschickt, ließ er sein auf dem Kopfe zusammen gebundenes Haar aus einander, rauchte eine Pfeife Tobak, nahm seine Trommel, setzte sich in der Mitte der Jurte, (Hütte,) und schlug sie zuerst unter großen Pausen mit seinem Bolujach *), sang dabei ein Schamanisches Lied, in dem er, wie mir der Dolmetscher sagte, die sieben Geister, welche bei ihm unter Commando standen, nahmentlich aufrief. Nach einigen Minuten fing er seine Trommel an heftiger zu schlagen, und heftiger zu schreien, wobei er aufstand, und nach allen Seiten hin sprach; bald darauf fing er an zu springen, und um den Kranken nach dem Tacte der Trommel herum zu hüpfen, wobei er mit fürchterlicher Stimme schrie, und den Körper gräßlich verdrehte. Sein Kopf mit den zerstreuten Haaren warf sich bald nach vorn, bald nach hinten, und dann wieder nach allen Seiten so geschwind, daß er

(*) Bolujach ist ein hölzerner, flach geschnittener Stock, mit Rennthierhaut bezogen, mit dem der Buben, (die Trommel,) geschlagen wird.

wie durch eine Feder beweglich schien; die Augen funkelten ihm, wie einem Rasenden, und bald darauf fiel er von der heftigen Bewegung in eine Art von Ohnmacht und Sinnlosigkeit, worauf denn zwei Jakuten sich anstrengten, ihn aufrecht zu erhalten. Nach einigen Minuten kam er wieder zu sich, forderte ein Messer, und so bald er es erhalten, stach er sich's in den Leib, und befahl einem Jakuten, es mit einem Holzscheit bis auf das Heft einzuklopfen; dann ging er zum Herde, nahm drei glühende Kohlen heraus, verschluckte eine nach der andern, ohne die geringsten Schmerzen zu verrathen, und tanzte so noch eine lange Zeit. Endlich riß er sich das Messer aus dem Leibe, gab mit einiger Anstrengung die Kohlen wieder von sich, und nun fing er an zu weissagen, daß der Kranke wieder besser werden würde, wenn man dem bösen Geiste, der ihn quälte, ein Pferd zum Opfer schlachtete, und dabei bezeichnete er die Farbe des Pferdes. In jedem solcher Fälle trifft sein Loos gewiß immer das fetteste. Denn, wie der Verfasser nachher hinzu fügt, haben die Schamanen den Vorsitz bei'm Opfer, und verschlingen das Opferfleisch mit Heißhunger; dem bösen Geiste setzt man nur den Kopf, die Beine, den Schwanz und die Haut vor.

Ähnliche Cur-Methoden kennt man zwar auch in Europa schon seit lange, nur mit dem Unterscheide, daß hier nicht der Arzt, sondern der Patient dergleichen magenstärkende Pillen einnimmt, und die heilsamen Incisionen an seinem Leibe erfährt.

—ck.

Auflösung der Charade im 47. Stücke: Rohrsperling.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

49. Stück.

Sonnabends, am 3. December, 1808.

Paragraphen über Weltton und Lebensart.

(Fortsetzung.)

12.

Nur in der Umgebung gleich gemeiner Naturen ist ihm wohl. Da läßt er sich ganz gehen. Da rechnet er auf noch Einfältigere, die seiner Superklugheit, seinem breiten Aberwitze Gehör leihen. Da redet er mit unbegränzter Zuversicht und seliger Behaglichkeit von sich, seinem Thun und Treiben, und seinem Werthe. Da spricht er über Alles entscheidend ab. Da wirft er alle Verdienste, alle Talente, alle Vorzüge des Standes, des Herzens und des Geistes, die Ehre und den Ruhm Anderer in die Plunderkammer. Da schimpft er mit göttlicher Grobheit auf die Heroen der Zeit, auf Fürsten, Feldherrn und Gelehrte. Nähmentlich auf die Schriftsteller, die ihm ein Gräuel sind. Da kramt er die Weisheit des politischen Journals und seine eigene aus, da entziffert er die Hieroglyphen der Staatsklugheit, da enthüllt er die Geheimnisse der Cabinette, da gewinnt er verlorene Schlachten, und läßt die gewonnenen verloren gehen. Bescheidene und vernünftige Einwürfe gegen seine Behauptungen vernichtet er durch die Versicherung, daß man von der Sache nichts verstehe. Der Mann versteht Alles, und theilt sich auch über Alles mit. Er kommt von Wind und Wetter auf die Veränderung der Zucker- und Kaffeh-Preise, von der Zahl seiner Einquartierten auf die Zahl der Eier, die seine Nachbarinn zum Pfannkuchen nimmt, vom Deputat-Holze auf die Revenüen und Gefälle aller seiner Bekannten, vom Intelligenz-Blatt, auf das Gewicht seiner Gänse und die Würste, die er im Rauche hängen hat.

Solche Gesellschaft liebt er und sucht er, die sich, nach seinem Ausdrucke, nichts übel nimmt. Er nimmt selbst wirklich Manches nicht übel. Wo man ihm nicht gerade die Thür weiset, da glaubt er, willkommen und gern gesehen zu seyn. Er ermüdet nicht mit seinen Besuchen und Anmeldungen, und es fällt ihm gar nicht auf, daß ihm keine Besuche zurück gegeben werden, und daß man ihn nie zu Gesellschaften ladet. —

So groß übrigens sein Bauernstolz ist so steigt er doch gern eine Stufe herunter, um Genossen nach seinem Herzen zu finden. Kann es nicht mit den Herren seyn, so verkehrt er mit Büchsenspännern, Kammerdienern, Köchen und Kellermei-

stern. Ihm schmecken die Speisen und Getränke, die er bei ihnen einnimmt, oder die sie ihm zuschleppen, vom Herrentische so gut, als am Herrentische, und er braucht sich über dieß gar nicht zu genieren.

13.

Er wird zuweilen einmahl bei einem Vorgesetzten oder gnädigen Gönner zu einer größeren und besseren Gesellschaft gelassen. Er geht in der That nicht gern hin. Daß er und die Gesellschaft nicht zusammen passen, das meint er keineswegs, so unbehaglich er auch darin sich fühlt. Aber er kann nicht im Oberrocke bleiben, und die Pfeife nicht mitnehmen. Dennoch geht er gewiß hin. Theils, um seinen Nachbaren zu zeigen, daß er so distinguirt werde; Theils, um für das Haus und seinen Zirkel Stoff zu Klatschereien aufzulesen; Theils, weil er sich wirklich einbildet, daß man ihn vermissen werde. Er nimmt seine unangenehme kleine Familie, wie gewöhnlich, mit, auf die natürlich nicht gerechnet ist. Er übereilt seine joyeuse entrée mit einem tiefen Bücklinge gegen den — Bedienten. Er faßt Posto an der Thür, als erwarte er die Einhohlung durch die Dame vom Hause. Der Wirth bringt ihn endlich der Gesellschaft näher. Er findet ein Paar Leute im Gespräche begriffen, und tritt mit gerecktem Ohre neben sie, oder mischt sich in die Unterhaltung, oder unterbricht sie durch eine Frage. Es wird Thee präsentiert, und er macht Scherze mit dem Bedienten, während er sich versorgt. Den Thee schlürft er, wie die Waschfrauen den Kaffeh, aus der Untertasse. Er befingert die Lichter, um zu untersuchen, ob sie von Wachs

sind, und wenn er Talg gegriffen hat, so reinigt er sich an der Gardine. Er stellt sich hinter die Spieler, fährt ihnen in die Karten, gibt guten Rath, und kritisiert. Es geht endlich zur Tafel, die er schon längst umwandert und im Detail untersucht hat. Er greift gewaltsam in den Plan der Wirthinn, die ihren Gästen Plätze anzuweisen beschäftigt ist, denn er setzt sich nach eigenem Belieben, und gibt gern ein gutes Beispiel. Man muß nicht lange Umstände und Complimente machen, behauptet er. Er nimmt von Allem; ihm schmeckt Alles vortrefflich; und er lobt Alles ungeheuer. Sein Wirth soll Ehre davon haben, wie er ißt und trinkt. Da sitzt er mit schäumendem Munde, vollen Backen, und von Fett triefenden Fingern. Du kannst es im Nebenzimmer hören, wie thätig seine Kiefer sind. Er läßt einen Westenknopf nach dem andern los. Er spricht und kaut zugleich. Er langt mit seiner eigenen Gabel in die Schüsseln, und mit den Fingern nach Salz und Pfeffer. Sollte er einen Augenblick vergessen, daß er nicht zu Hause ist, so legt er, was von Salz und Pfeffer auf seinem Teller übrig geblieben ist, wieder zu der Masse. Das Tischtuch an seinem Platze und seine Serviette, woran er Messer und Gabel und Hände säubert, gleichen Landkarten. Er ist der Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Gekichers der Domestiken, die sein Appetit und seine Verlegenheiten in allen Fällen, die an seinem Tische nicht gewöhnlich sind, amüsiert. Er weigert sich, Messer und Gabel auszuliefern, die bei'm Häring gebraucht sind. Er äße wohl noch! versichert er. — Er prote-

stiert gegen reine Teller, reine Gläser und Obstmesser. Es kommt ja Alles in Einen Magen! meint er. Es wird ihm nach den Krebsen Waschwasser und Handtuch angebothen. Er bittet sich aber ein Glas Bier aus, und versichert, daß er schon mit einer Serviette versehen sey. Endlich ist er satt, und sehnt sich nun nach Ruhe. Er versäumt nicht, zur schuldigen Danksagung zu trinken. Er zieht die Uhr, und erinnert, daß es schon spät sey. Man müsse morgen zeitig wieder heraus und an die Arbeit. Wenn das nicht helfen will, so bricht er selbst auf, und geht zuerst.

14.

Folge ihm nicht in sein Haus. Dein Lächeln würde sich in Ekel und Verachtung verwandeln. Unser Mann hat mit dem übrigen Pöbel die Vorstellung gemein, daß man in seinem Hause, unter Frau und Kindern, unter Verwandten, unter bekannten Personen, unter seinem Gesinde anders seyn, sich mehr erlauben dürfe, als unter Fremden. Er verwechselt Vertraulichkeit mit Gemeinheit. Ich glaube, daß der unter den Franzosen herrschende bessere Gesellschafts-Ton größten Theils dadurch etabliert ist, daß sie jene unselige Vorstellung nicht haben, daß ihnen, was die gute Gesellschaft als Unsitte und Unart bezeichnet, auch in ihrem häuslichen Kreise dafür gilt. Wo das anders ist, da geht alle gegenseitige Achtung, alles Gefühl für das Schickliche und Anständige zu Grunde, und am Ende alle Moralität. Hier ist das Grab aller guten Erziehung. In keinem Stücke wirkt das Beispiel auf die Kindheit so entschieden, als in diesem. In keinem andern

muß die Erziehung so früh angefangen werden, als in diesem. Es gelingt nur sehr wenigen Menschen, sich in späteren Jahren über die schlechten Gewohnheiten und Unsittlichkeiten des Kindesalters hin aus selbst zu bilden. Die frühe Gewohnheit wird hier recht eigentlich die andere Natur. Daher merkt man Leuten, die durch Glück oder durch Talente und Kenntnisse sich zu den höheren Ständen empor gehoben haben, nur gar zu oft den Ursprung aus einem niedrigen an. Wahrlich, lieber den Kindern einen Mühlstein an den Hals gehangen, und sie ersäuft, wo es am tiefsten ist, als sie zu Zeugen von Unsitte, Grobheit, Flegeleien und Unschicklichkeiten gemacht, oder zu ihren eigenen Unarten und Unanständigkeiten geschwiegen! Schlimm genug freilich, wenn die Ältern nicht wissen, oder nicht glauben, daß es Unarten und Unanständigkeiten sind, was ihre Kinder auch wohl sonst, als gerade im Hause zu lernen Gelegenheit haben. Wie kann auch nur die gewöhnlichste Achtung des Sohnes und der Tochter bestehen, wenn Papa und Mama in einer schmutzigen oder halben und indecenten Bekleidung bei'm Aufstehen, bei Tische, vor dem Schlafengehen u. s. w. vor ihnen erscheinen? Wie können Ältern Ehrerbiethung von ihren Kindern erwarten, wenn sie selbst in ihren Umgang, in ihr Betragen gegen einander so wenig Feinheit, Delicatesse und guten Ton zu legen wissen? Welche Schule für ihr künftiges Leben, in der sie bei den immer wieder kehrenden Handlungen jeden Tages nichts sehen, als dieselbe Unsitte. Ach, was der Wohlstand nur zu nennen verbiethet, das wird ihnen vorgethan,

und ihnen gestattet! Welche Schule, worin sie zu Lügnern, Heuchlern, Horchern und Schleichern gebildet werden! Welche Schule, worin sie nichts hören, als die Sprache der Bierbank und der Spinnstube, nichts, als die elenden Berechnungen des gemeinen Eigennutzes, nichts, als das Jammern der Schelsucht und des Neides, nichts, als Trätschereien, Klatschereien und Verläumdungen. Die Schule der Unsitte ist auch die Schule des Lasters.

(Die Fortsetzung in der Folge.)

Der arme Kaiser.

Als der Deutsche Kaiser, Karl VI, 1740 ohne männliche Erben starb und nach der pragmatischen Sanction Maria Theresia von den Erbländern Besitz nahm, machte der Kuhrfürst Karl von Baiern Anspruch auf Österreichische Länder, fiel, von einem Französischen Heere unterstützt, in Oberösterreich und Böhmen ein, und nahm schon die Huldigung als König von Böhmen an. So bald sich aber Maria Theresia durch Abtretung Schlesiens im Breslauischen Frieden 1742 von einem furchtbaren Feinde (Preussen) befreiet hatte, trieb die Königinn von Ungarn die Baiern und Franzosen zurück, und nahm des nun zum Deutschen Kaiser erwählten Kuhrfürsten (Karls VII.) Länder in Besitz, so, daß er seine einstweilige Residenz und selbst den Reichstag nach Frankfurt verlegen mußte. Er lebte dort in traurigen Umständen. Einmahl ward ihm, wie J. J. Moser erzählt, ein giftiges Pasquill in seinem Kabinett in den Huth geleget. Er versprach dem

tausend Ducaten zur Belohnung, der den Verfasser entdecken würde. Am andern Tage lag wieder ein Papier in dem Huthe, worin der Verfasser sich erbotb, sich selbst anzugeben, wenn der Kaiser Caution stellen würde, wo man die tausend Ducaten erheben könne.

D—z.

Die Sängerinn.

Zu dem berühmten Publicisten Johann Jacob Moser *), der bekanntlich auch auf äußere Erweisungen der Andacht viel hielt, sagte bei seinem Aufenthalte in Wien einmahl die Magd, die sein Bett machte, er sänge alle Tage so schön. „Wenn Sie, antwortete Moser, so ein Wohlgefallen daran hat, will ich Ihr mein Gesangbuch leihen; es ist nichts wider Ihre Religion darin.“ Sie nahm es an, und Moser hörte sie am andern Tage lange, aber ohne einige Melodie, singen. Als sie nun wieder kam, das Bett zu machen, sagte er: „Nun, Sie hat ja heute lange gesungen. Was hat Sie denn gesungen?“ — Es ist halter, versetzte sie, gar ein schönes Lied, aber es ist gar zu lang — Als Moser es sich zeigen ließ, hatte sie das Register gesungen.

D—z.

*) S. dessen Lebensgeschichte von ihm selbst, (3. Aufl. 1 Th. S. 63,) ein Buch, das zwar durch seine Schreibart wenig einladet, auch wegen des Pietismus des Verfassers Manchen, die sich nicht gewöhnt haben, in Anderer Ansichten sich zu versetzen und den Kern von der Schale zu scheiden, mißfallen muß, doch aber als interessantes und treues Gemählde eines sehr verdienten Gelehrten, der durch böse und gute Gerüchte ging, dessen Redlichkeit aber jede Prüfung bestand, wohl verdienet, in's Andenken gebracht zu werden.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
50. Stück.

Sonnabends, am 10. December, 1808.

Was versteht man unter dem Ausdrucke Honoratioren?

In dem Allgemeinen Anzeiger der Deutschen Num. 120 dieses Jahres steht folgende Anfrage:

„Bei Ankündigung eines Balls in öffentlichen Blättern findet man oft: für Adel und Honoratiores.

Welche Personen zählt man, außer Adel und Gelehrten, in kleinen Städten darunter? Mehrere angesehene Bürger einer kleinen Stadt des Königreichs Sachsen bitten um Beantwortung dieser Frage.“

Mit den Ausdrücken Honoratioren und Vornehme verbindet man gewöhnlich sehr unbestimmte Begriffe.

Honoratioren sind, der Ableitung des Worts nach, diejenigen, welche mehr, als Andere, geehrt werden.

Vornehme sind die, welche sich vor andern Leuten etwas voraus nehmen.

Pedantische Stubengelehrte bringen hier eine Menge Distinctionen vor. Sie sprechen von innerem Werthe und äußeren Vorzügen, und von innerer und äußerer, von verdienter und usurpierter Ehre.

Dergleichen Distinctionen gehören aber bloß in die Studier-Stuben und auf die Lehrstühle.

Im wirklichen Leben sind sie lächerlich. Halten wir uns also an das, was ist, und bekümmern uns nicht um die hypochondrischen Grillen der Gelehrten über das, was nach ihrer Meinung seyn sollte. Wer mehr geehrt seyn will, als andere Adams-Kinder, oder wer sich etwas vor Andern voraus nehmen, mithin ein Honoratior, ein Vornehmer seyn will, muß seine Ansprüche darauf darthun, denn ursprünglich aßen die Menschen alle einerlei Eicheln und hüllten sich alle in gleiche Bärenfelle. Die Anfrager nennen Adel und Gelehrte als unbezweifelt auf die Honoratioren-Rolle gehörig. Vor allen Andern kann nun auch der Adel verlangen, unter die Honoratioren gezählt zu werden.

Seine Ansprüche beruhen auf klaren Documenten, durch welche schon vor Jahrhunderten befohlen wurde, den oder den Herrn von *** mehr zu ehren, als andere Menschen, die nicht ein ähnliches Document aufzuweisen hätten. Da, wo die Documente fehlen, vertritt der langjährige Besitz ihre Stelle, und gilt für Recht, so lange es behauptet werden kann, d. h. so lange die Nichtadeligen in schuldiger Demuth daran glauben.

Nach dem Adel folgen die Gelehrten mit ihren vermeintlichen Ansprüchen. Nicht ohne Grund nenne ich diese Ansprüche vermeintliche, denn, obgleich es Gegenden in Deutschland gibt, in welchen der Bürger, (dem Adel kann man diese Schwäche, mit wenigen Ausnahmen, nicht verwerfen,) jene Ansprüche der Gelehrten anerkennt, so ist man doch in andern Gegenden, (besonders hin und wieder im nördlichen Deutschland,) aufgeklärter. Man erkennt nur diejenigen Gelehrten als Honoratioren an, welche ein mit einem gewissen Range verbundenes Amt bekleiden.

Ohne ein solches Amt kann man ja auch nicht wissen, ob Jemand ein Gelehrter sey, oder nicht, denn durch das Amt wird die Gelehrsamkeit für das Publicum erst erkennbar, zumahl da das Amt in vielen Fällen erst den Verstand mit sich bringt. Mögt ihr euch daher immer in der gelehrten Welt einen Nahmen gemacht haben, ihr könnt darum doch nicht verlangen, daß man euch in euerm Städtlein unter die Honoratioren zählen solle, denn eure Nachbaren können, sollten sie auch der Mode wegen Literatur-Zeitungen lesen, an euern Verstand nicht glauben, wenn ihr nicht auf dem gewöhnlichen Wege, durch ein Amt mit demselben begabt seyd. Ihr würdet euch jedoch sehr irren, wenn ihr vermeinen solltet, ein jedes Amt, welches mannigfaltige gründliche Kenntnisse, strenge unparteiische Rechtschaffenheit, Thätigkeit, Muth in Gefahren ꝛc. erfordert, und dessen gewissenhafte Führung für das allgemeine Wohl von großer Wichtigkeit sey, könne unter die Zahl der Honoratioren versetzen. Ihr könnt

den leersten Kopf haben, in eurer Handlungsweise der Wetterfahne gleichen, die sich nach jedem Winde dreht, ihr könnt eure Geschäfte immer nur wie eine bittere Würze der Freuden betrachteten, welche euch die Frivolitäten des geselligen Lebens darbiethen, ihr könnt der furchtsamste Haase seyn, wenn es darauf ankommt, mit Freimüthigkeit und Energie eure Pflicht zu thun, wisset ihr nur sonst das große Wort zu führen, — alles dieß schadet euch nicht, wenn euer Titel nur in der Rangordnung sich findet. Dann und anders nicht seyd ihr ein Honoratior, und ihr könnt von Rechts wegen verlangen, daß die Leute, (wenn sie sich auch dabei verstellen müssen,) euch ehren sollen. Werdet ihr nun gar für euer Amt sehr reichlich, vielleicht unverhältnißmäßig bezahlt, so rückt ihr in eine höhere Classe der Honoratioren, denn ihr habt goldenen Verstand.

Das Gold ist überhaupt das Universal-Mittel, durch welches man Alles, mithin auch ein Honoratior, ein vornehmer Mann werden kann. Und was das Beste ist, — der bloße Besitz dieses Zauber-Metalls ist dazu hinreichend; auf die Art, wie man dazu gelangt seyn mag, kommt durchaus nichts an.

Habt ihr Gold, so habt ihr nicht nur Alles, sondern ihr seyd auch Alles, was ihr seyn wollt. Freilich gibt es idealische Querköpfe, die von etwas Besserem und Höherm träumen. Ein verständiger Mensch ist von solchen Träumereien ganz frei, und findet die Quelle derselben bei jenen Queerköpfen lediglich darin, daß ihnen die reellen Güter des Reichthums, des Ranges ꝛc. mangeln, und daß sie diesen

Mangel durch einen eingebildeten Werth zu ersetzen suchen, den sie intellectuellen und moralischen Eigenschaften andichten.

Jeder Welt- und Menschenkenner wird euerm Geldkasten den schuldigen Respect bezeigen, von euerm reich meublirten Hause in Entzücken versetzt werden, und von euerm Silbergeschirr mit größter Devotion speisen.

Selbst der älteste Edelmann wird die Vorzüge der Geburt vor dem Reichthume vergessen, besonders, wenn ihn das Schicksal mit vergänglichen Gütern nicht gesegnet haben sollte; denn bekanntlich legt der Mensch denjenigen Dingen, die ihm fehlen, einen höhern Werth bei, als sie wirklich haben.

Das Resultat von dieser Betrachtung ist nun, daß Geburt, (man meint damit Adel und bedient sich dieses Ausdrucks dem Sprachgebrauche gemäß, obgleich die Nichtadeligen auch geboren werden,) Amt oder Geld erforderlich sind, um unter die Honoratioren gerechnet zu werden.

Die Anfrager in der obigen Stelle des A. A. d. D. können sich hieraus die Antwort auf ihre Frage selbst abnehmen.

Angesehene Bürger, wenn sie anders nicht reich sind, dürfen sich nicht zu den Honoratioren zählen, wenn es auch einzelne Sonderlinge gibt, welche einen rechtlich gesinnten, fleißigen Bürger mehr ehren, als manchen so genannten Honoratioren.

Zu ihrem Troste weiß ich weiter nichts zu sagen, als daß der jetzige Zeitgeist den obgedachten Grillen finsterer Stubengelehrten nicht ganz ungünstig, daß es vielleicht möglich sey, daß die Distinctionen zwischen äußerer und innerer, verdienter und usurpierter Ehre auch im Leben practisch werden möchten.

Bis dahin möge den Besseren ihr Selbstbewußtseyn genügen, und den so genannten Honoratioren ihre Flittern verbleiben, mit denen viele derselben ihre Blöße nicht bedenken können.

K. H. Z.

Literatur.

Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. Von August von Kotzebue. 7. Jahrgang. Riga, bei C. J. G. Hartmann. 1809.

Für lachlustige Seelen hat Herr von K. dieß Mahl reichlich gesorgt. Nur müssen sie nicht zu ekel seyn, wenn es mitunter ein wenig derb geschieht. Dafür erhalten sie Possen und Fastnachtsspiele, und da kommt es auf ein Paar Unwahrscheinlichkeiten, auf ein wenig mit der Thür in's Haus fallen nicht an. Genug, daß Jeder, dem sein böser Genius die heilsame Gabe, zu lachen, nicht versagte, sich durch närrische Situationen, tolle Charaktere, possierliche Einfälle, satyrische Anspielungen auf die Zeitvorfälle, und nicht selten durch echten Witz erheitert und sein Zwergfell in wohlthätige Erschütterung gesetzt fühlen wird. Mehr läßt sich von Gemählden in Hogarth's Manier billig nicht fodern, und die Kritik würde selbst zur Karrikatur werden, wenn sie sich unter diesen Umständen damit nicht begnügen ließe.

Der hier mitgetheilten dramatischen Karrikaturen sind vier. 1) Die Englischen Waaren, Posse in zwei Aufzügen. 2) Die Seeschlacht und die Meerkatze, Posse in einem Acte. 3) Das Landhaus an der Heerstraße,

Fastnachtsspiel in einem Acte. 4) Der Hagestolz und die Körbe, ein Intermetzo in einem Akte.

Nur Ein Mahl fällt Herr von Kotzebue, was ihm sonst wohl öfter in seinen schriftstellerischen Werken passiert, in eigentlichem Sinne des Wortes, durch, in Num. 3. Es erscheint hier ein sonst ehrbares Mädchen, das sich den Bauch ausgestopft hat, als ob es schwanger, und in Gefahr wäre, auf der Bühne nieder zu kommen. Auch wird von diesem möglichen Falle ziemlich gerade heraus gesprochen und eben nicht sehr decent darüber bonmotisiert. Das heißt denn doch, mit des Verfassers Erlaubniß, den Spaß zu weit treiben, und seine Anmerkung unter dem Texte: „So unschuldig dieser Scherz ist, so wäre es doch wohl möglich, daß ein ohrenzartes Publicum Anstoß daran nähme; ich einnere daher nochmahls, daß dieser Almanach bloß für Privatgesellschaften geschrieben ist," hält nicht Stich, denn gerade auf Privatbühnen dürfte sich wohl am wenigsten ein Frauenzimmer, das nur einigermaßen für Sittlichkeit und Anstand Sinn hat, zu einer Scene, wie diese, hergeben. Aber mit dem, was sich schickt und ziemt, scheint dieser Schriftsteller überhaupt noch nicht auf's Reine gekommen zu seyn, und schwerlich möchte es seine Genialität je lernen.

Gänzlich mißlungen aber ist Herrn v. K. das empfindsame Wesen in den rührend seyn sollenden Schauspielen: Der kleine Declamator und die Abendstunde. In dem ersten spricht ein zwölfjähriger Knabe, wie ein Buch, und declamiert, Geld für seine verarmte Mutter zu gewinnen, auf der Straße allen Leuten, die ihm begegnen, Gedichte von Schiller, Bürger, Kleist und Wieland vor, die er, vermöge seiner Jugend, kaum verstehen kann, und paßt sie noch dazu mit einer Überlegtheit und Feinheit dem jedesmahligen Zustande des Hörenden an, die sich durchaus von keinem Kinde in seinen Jahren erwarten läßt. Das Ganze ist überhaupt nur durch die Form Drama, und voll wahrhaft horribeler Unwahrscheinlichkeiten. Um nichts besser steht es mit der Abendstunde. Auch hier herrscht eine so platte Unwahrheit, daß man, Trotz allem Winseln und Empfindeln darin, sich kein Interesse daran abzugewinnen vermag.

Doch der lustige Theil des Büchleins macht Alles gut. Er sey dem Leser bestens empfohlen. Das halbe Stündchen, das er ihm schenkt, wird offenbarer Gewinn für ihn seyn; er wird lachen, und lachend die Zeit und die Welt sich umtreiben lassen, wie sie können und wollen, selbst — die politischen Windmühlen, und sollten sie auch Tag für Tag, statt Korn, nur — Spreu vermahlen. &c.

Drei sonderbare Schlagflüsse.

In einer kleinen Stadt in England wurde vor sechs Jahren eine Frau durch einen Anfall vom Schlage der Sprache beraubt. Ein zweiter Anfall gab ihr den freien Gebrauch ihrer Zunge wieder. Ihr Mann war durch dieses Ereigniß so betroffen, daß er plötzlich stumm wurde.

R.

Räthsel.

Der Mann ist's einst gewesen,
Und, umgekehrt, hat er darauf gelesen.

v. d. Horst.

Ratzeburgische
Literarische Blätter.
51. Stück.

Sonnabends, am 17. December, 1808.

Der Morgen.

(Auf dem Königsstuhl, einem Berge bei Heidelberg.)

Es dämmert die Frühe, es wallet Gluth
Auf östlichen Wolken, auf Stromes Fluth;
Es rauschen in Wipfeln die Ströme der Luft,
Es dampfet die Erde von Opferduft.
Noch schläft sie in träumender Stille,
Die Erd', in sich selbst versenkt.
Da quillt aus dem innern Leben
Ein mächtiges Wirken und Weben,
Die Geister des Lichts mit seliger Wonne
Durchschweben das All in den Strahlen der Sonne.
Der Nacht gestaltlose Hülle,
Sie wird in das Nichts verdrängt.
Und der Chor in den Hallen der Wälder erwacht,
Es feiert der Morgen in purpurner Pracht.
Sieh, die Blumen heben die kleinen Häupter,
Sie öffnen dem goldnen ambrosischen Licht
Von Perlen schwer die duftigen Kelche,
Und geistig wehr's, und erquickend rings. —

Da regt sich das Leben mit himmlischer Lust,
Da strebt's und ströme's durch die volle Brust,
Da wallt's durch die Adern mit heißer Gluth,
Es drängt sich empor mit unendlichem Muth;
Und umfassen möcht' es die Welt und umspannen,
Zum Himmel fliegen gigantischen Flug. —
Aber bald mit banger Schwüle
Brennt der Mittag heiß herab;
Und das Herz sehnt sich nach Kühle,
Sehnt den Abend sich herab.
Und das Große wird eng', und der Muth versiegt,
In der Brust wird's arm, und die Kraft erliegt!

Wohl, wann des Lebens Morgen dämmert,
Wann die Jahre des Frühlings sich froh entfalten,
Wann's wogt von Glanz ringsum und von Schimmer,
Ein Schleier die Fernen des Lebens umspinnt;
Und die Berge glühen, — goldene Wolken,
Und die Wolken ein Schimmer umwobenes Land;
Wann von Zauber umschlungen des Leben ruht,
Und die Welt dem Blick sich unendlich verbreitet,
Im Himmel schwebend in seliger Ruh, —
Wohl füllt's dann die Seele mit himmlischer Lust,
Wohl rollt es dann, Gluth, durch die volle Brust,
Und umfassen möcht' es die Welt und umspannen,

Und Ahnung verschmelzet Himmel und Erde,
Wie der Ferne Umdüftung sie lieblich verschmelzt.

An goldenen Wolken im Himmelsraum
Schwebt harmlos der Jugend elysischer Traum;
Hell um ihn spielen die Kinder des Lichts,
Die Herrscher der Farben, die Bringer der Wonne,
Die Feuer beflügelten Schimmer der Sonne,
Sie hüpfen den leichten ätherischen Tanz,
Sie winden den Horen den Blüthenkranz --

Bald streuet die Blüthen der Frühlingsbaum,
Bald schwindet der Jugend entzückender Traum,
Und aus des Vergangenen tiefer Nacht
Die Freude, das Leben nimmer erwacht! —

Und ernster und ernster wird's um uns her;
Es freun uns die Spiele, die frohen, nicht mehr.
Es sänftigt Stille die wogende Brust,
Und Ruhe gesellt sich zu Schmerz und Lust
Und das Große wird klein, und der Muth versiegt,
Und im Herzen wird's arm, und die Kraft erliegt. —

Lieblicher Abend, komm herab,
Mit der Dämm'rung, mit der Kühlung;
Breite die schweigenden thauigen Schatten
Über des Lebens versengte Matten,
Mit den traulich schönen Bildern,
Mit den heimlich süßen Träumen,
Mit der Dämm'rung, mit der Kühlung,
Lieblicher Abend, komm herab!

G. W—g.

Friedrich Maximilian von Klinger über Wieland, den Dichter.

Ich weiß nicht mehr, wo ich neulich, das traurige Amt des Recensenten verwaltend, — es war, so viel erinnere ich mich, ein elender Roman, und ich legte ihn unrecensirt bei Seite, — auf die abermahlige Behauptung stieß: Wieland sey kein Dichter, sondern höchstens nur ein glücklicher Versifikateur. Ich zuckte die Achseln, und vergaß die Thorheit. Nicht lange darauf fielen mir Klinger's geist- und sinnvolle Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur, (Cöln, 1803.) in die Hände, und mit ihnen das hier angezeichnete Urtheil über den Nestor des vaterländischen Dichterreigens. So stehe es denn, als ein Wort zu seiner Zeit, in diesem Blatte.

„In Wieland's vortrefflichen, einzigen Gedichten ihrer Art, als Musarion, Oberon, den Rittergedichten, Mährchen, u. s. w. herrscht eine Griechisch-Italienische Phantasie mit Deutschem Gefühl erwärmt, und durch schöne, menschliche Philosophie veredelt. Ich habe ihn noch nicht als Dichter genannt; aber braucht man den zu nennen, der ganz Europa gezeigt hat, daß die Grazien im Geleite schöner Weisheit, — und doch ohne fieberhafte Überspannung immer gefälliger Dichtung, feiner Sinnlichkeit und Harmonie der Sprache, auch in einem Deutschen Dichter sich vereinigt haben? — Von allen unsern Dichtern ist er derjenige, welcher den Ausländern am meisten gefällt und gefallen mußte. Seine Stoffe gehören allen Völkern und liegen der Phantasie ei-

nes Jeden gleich nahe; und ob ihm gleich die Behandlung derselben eigenthümlich zugehört, so ist sie doch dem Geiste jedes cultivierten Volkes angemessen. Wie viel könnte man nicht noch über ihn sagen? Es sey genug, wenn ich hinzusetze, er allein hat den sanften Rosenschimmer über unsern Parnaß gezaubert, der die grelle, ernste Farbe desselben erhellt. Wer ihn hier verkennt, dem haben die Musen nie gelächelt. Auch lächelten vielen ihrer seynwollenden Priester wirklich die Musen nie."

So ein Mann, der durch seinen Rafael de Aquillas, seinen Weltmann und Dichter, seine Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit, durch mehrere treffliche dramatische Werke seine Dichtergenialität höchst begründet, und also auch hier eine entscheidende Stimme hat. Was soll man nun von den Leuten sagen, die, ohne auch nur durch das kleinste ästhetische Product ihr poetisches Talent erwiesen, ohne auch nur das verlorenste Recht zu einer solchen Vermessenheit zu haben, gewissen, bereits längst verhallten Kunstrichterstimmen frech nachlallend, diesem ehrwürdigen Veteranen des Deutschen Parnasses seine Dichterglorie abstreiten? Muß man sie nicht zu den Hyperboräern verweisen? Wahrlich, wem Musarion, Oberon, Idris und Zenide, die treffliche romantische Dichtung, Liebe um Liebe, u. s. w. keine Gedichte sind, Klarkos aber, der Kaiser Octavianus, und das, was der Müllerische und Kleistische Apollon auftischt, dafür gelten, dem haben wohl die Musen nie gelächelt, und man kann in Rücksicht seiner nur thun, was Friedrich der Große bei einer ähnlichen Gelegenheit that: Gott und die Vernunft bitten, daß sie ihn in ihren heiligen Schutz nehmen mögen!

Hi.

Über Kirchenmusik.

Meinem Dafürhalten nach gehören Recitative, Arien, Duette, u. s. w. eigentlich nicht in die Kirche. Chöre, und nur Chöre allein scheinen mir da an ihrem rechten Platze zu seyn. Warum? Wir hören in der Kirche ein Chor, und es macht einen tiefen Eindruck auf uns; Text und Musik wirken gleich mächtig auf unser Herz, und entflammen es zur heiligsten Andacht. Die darauf folgende Arie macht auch einen Eindruck; aber einen Eindruck von ganz anderer Art. Wird sie gut gesungen, — und dieß dürfen wir erwarten, weil ein schlechter Vortrag nirgends mehr schadet, als in der Kirche, — so freuen wir uns über die schöne Stimme des Sängers oder der Sängerinn! Ist es nun gar eine Bravour-Arie, o wie bewundern wir da die Kunst und die Fertigkeit der Kehle des Singenden! Der Text geht uns nichts an; der Sänger ist uns allein schon genug, und die schöne Sängerinn vielleicht noch mehr! Wir suchen den Eindruck des ersten Chors wieder; aber der ist durch die herrliche und kunstvolle Arie ganz verwischt! —

Die Sache betrifft einen ernsthaften Gegenstand. Ich urtheile bloß nach meinem Gefühle, welches aber vielleicht nicht das richtigste ist, und ersuche daher, mich mit

Gründen zu widerlegen und zu belehren, wenn ich etwa irren sollte *).

C. H. Fiedler.

*) Das Gefühl und die Ansicht des Herrn Verfassers stimmt ganz mit dem überein, was Herr Kapellmeister Reichardt hin und wieder, nahmentlich in einem, dem ehemahls zu Berlin herauskommenden Archive der Zeit eingerückten Aufsatze geäußert hat, und verdient allerdings eine genauere Prüfung.

D. R.

Über Stralsund.

Büsching gibt in seiner Erdbeschreibung unrichtig an, daß Stralsund ganz von Seewasser umgeben sey; und aus diesem Buche ist das in mehrere Geographieen übergegangen. Aber es ist dieß ein Irrthum. Auf der Landseite enthalten die Wassergraben und Teiche süßes Wasser, welches das allgemeine Kochwasser der Stadt hergibt. In der Absicht wird es durch ein Werk an einem Thore der Stadt am Walle in das so genannte Kunsthaus geführt, und von da in die übrigen Druckwerke in der Stadt durch Röhren vertheilt. In den Sommermonathen ist daher das Wasser, das überhaupt nur sehr mittelmäßig ist, von den blühenden und sich besamenden Wassergewächsen grünlich gefärbt und ekelhaft. Um wohlschmeckendes Trinkwasser zu haben, muß man es daher von Rügen kommen lassen, wo an der so genannten Grahlschen Fähre ein sehr guter Brunnen ist, von wo täglich in großen Quantitäten Trinkwasser in Tonnen nach Stralsund gebracht und das Anker zu etwa 2 Groschen verkauft wird.

*

Den Kaufmann Stax betreffend.

A. Stax, sagst du, wäre reich; das hätt' ich nie gedacht.

B. Bedenke doch, drei Mahl hat er Bankrott gemacht.

—ck.

Charade.

Zwei meiner Sylben deuten dir
Das Göttlichste auf Erden,
Wodurch wir sanfter, menschlicher
Und cultivierter werden.
Mit diesem Sylbenpaar entflöhn,
Flöh' es, die schönsten Freuden;
Ihr Mangel würd' im Paradies
Den Aufenthalt verleiden.
Darum entließ dieß Meisterstück
Der Schöpfer seinen Händen,
Dadurch an uns das Mangelnde
Allmählich zu vollenden. —
Mein Drittes fliehe, wenn du kannst.
Mit Gall' und Gift beladen
Für dich, schleicht es einher, und sucht
Dir, wo es kann, zu schaden.
So lang' es bleibet, was es ist,
Ist es nicht zu versöhnen,
Es kann nur Einer Leidenschaft,
Der, dir zu schaden, fröhnen. —
Im Ganzen aber zeigt sich dir
Die drolligste Erscheinung.
Denn über's erste Sylbenpaar
Ist es nicht meiner Meinung.
Es haßt nur das, was mich entzückt,
Ich schließe draus: es ist verrückt.

Sp.

Auflösung des Räthsels im 50. Stücke: Knab. Bank.

Ratzeburgische Literarische Blätter.

52. Stück.

Sonnabends, am 24. December, 1808.

Alexandriner.

Bekanntlich nennet man sechsfüßige jambische Verse mit einem Abschnitte nach dem dritten Fuße, von denen die beiden sich reimenden immer zusammen stehen, Alexandriner. Unter den verschiedenen Meinungen über den Ursprung dieses Nahmens hat man schon lange derjenigen den Vorzug gegeben, welche ihn von Alexander von Paris ableitet, einem Dichter, der, ein geborner Normann, zu Philipp August's Zeiten nach Paris kam, und dort in jener Versart ein Gedicht auf Alexander den Großen voll allegorischer Anspielungen auf die Thaten des Königes, an dessen Hofe er lebte, verfertigte. Wenn aber auch dieser Dichter zu der Benennung Veranlassung gegeben hat, so macht doch, bei Gelegenheit eines von Voltaire angeführten Gedichtes auf die Verfolger der Waldenser, Chenier *) une remarque échappée à Voltaire, daß dieses Gedicht das erste Beispiel der Alexandrinischen Versart, folglich Alexander, der hundert Jahre später lebte, nicht Erfinder derselben sey. — Allein Philipp August ward 1166 geboren, kam 1180 zur Regierung, und starb 1223. Und der Lyonsche Kaufmann, Peter von Vaux (Waldus), von dem die Waldenser ihren Nahmen haben, lebte, wenn gleich Einige ihn höher hinauf setzen, nach den richtigsten Angaben ebenfalls am Ende des zwölften Jahrhunderts, und begann etwa 1170, seine Ideen auszubreiten, die, weil sie viel mehr Wahres und Eindringendes enthielten, als die Lehre der herrschenden Kirche, bald großen Anhang gewannen. Im Jahre 1179, da die dritte Lateran-Synode gehalten ward, ließ Pabst Alexander III. ein Verboth wider ihre Zusammenkünfte ergehen, und Lucius III. verdammte sie 1184 auf dem Concilium zu Verona. Gesetzt also, jenes Gedicht sey wirklich gegen die ersten Verfolger der Waldenser gerichtet, so kann es doch nicht früher, als zur Zeit der Regierung Philipp August's verfertigt seyn, und ist durchaus kein Beweis, daß man vor Alexander in Alexandrinern gedichtet hat.

Dietz.

*) Introduction au cours de littérature française, à Par. 1806, und im Conservateur, 1807. No. 1.

Concordia principum.

Einigkeit der Fürsten, wann werden wir sie sehen und uns ihrer Segnungen

freuen? Unsere Väter pflegten, wenn sie irgend etwas eifrig wünschten, aus dem Nahmen der ersehnten Sache vermittelst eines Chronostichon die Zeit zu errathen, wann sie eintreffen würde. — Vor einigen Wochen ward in einer frohen Gesellschaft, in der auch mehrere Französische Officiere waren, auf baldigen und ewigen Frieden angestoßen. Einer der letzten brachte den Toast: Concordia, principum aus. Welch ein ominöser Toast! Er enthält, was wir wünschen, und sagt uns, daß das jetztlaufende Jahr das Jahr des Friedens sey:

ConCorDIa prInCIpVM.

Wenn es doch eintreffen wollte, wie jenes Anagramm zum Glücke Frankreichs eingetroffen ist:

8 9 5 1 13 2 10 14 15 12
L a r e v o l u t i o n f r a n-
3 4 11 6 7
ç o i s e.

Das Ohr.

Warum übergeht man bei Aufzählung der Schönheiten der menschlichen Gestalt die Ohren fast immer mit Stillschweigen? Wenige Theile des Körpers liegen so unverhüllt zu Tage, vornähmlich bei der jetzigen Mode des männlichen und weiblichen Haarputzes. Kaum irgend ein anderer Theil verstattet so viele Schönheitslinien, als dieser. Unter allen finden wir in ihm die größte Mannigfaltigkeit und Abwechselung. Schwerlich möchte der Bau der Ohren zweier Menschen sich völlig gleich seyn. Ja, wir werden sogar zuweilen an demselben Kopfe verschieden gestaltete Ohren antreffen. Ich rechne ein gefällig geschweiftes, in allen seinen Theilen regelmäßig ausgearbeitetes, weder zu großes, noch zu kleines, nicht glänzendes, gut gelegtes Ohr zu den wesentlichen Erfordernissen der Schönheit, und begreife gar nicht, warum wir darauf nicht eben so gut sehen müßten, als auf die Form der Stirn, der Nase, u. s. w. In der That, ich kenne nichts Häßlicheres, als ein häßliches Ohr!

Überhaupt scheint es, daß wir auf dieses Glied, wie auf die meisten, wovon wir Duplicate haben, zu wenig achten. Wäre es, weil unsere Ohren, (wenn sie nicht, wie bei den Wilden, Front gegen den Spiegel machen,) unserer eigenen Beschauung ziemlich entzogen sind? Sie verdienen aber in jeder Hinsicht wirklich mehr Aufmerksamkeit. In den Ohren, (wie in den Händen, und besonders den Nägeln,) ist die meiste Familien-Ähnlichkeit zu entdecken. — Vielleicht wollte daher die Natur für den Ehefrieden sorgen, als sie die Ohren in den Hintergrund stellte.

R.

Anzeige.

(Aus der Schildaer Zeitung.)

Dem geehrten Publiquum und vornehmlich den Antirationen *) hiesigen Ortes wird hiedurch angezeugt, da ich mir an fielen fürstlichen Hefen und den gröfesten Städten Taitschlandes, in Schöphenstädt,

*) Soll wohl Honoratioren heißen.
Anm. d. Setzers.

Täterow, Krähwinkel u. s. w. unstörblich gemacht habe, mit der Politik und die Profezeihung, und schmeigle mich deshalb, daß ich auch hier meines hohen Namens wirtig befunden werde.

Da in dieser Begebenheitreichen und kritischen Zeit, ohnmeglich Jemand wissen kann, was geschehen und wie es kommen wird, und es hoffentlich sehr ahngenehm für gläubige Gemüther seyn wird, wenn ich sie durch mir in die Zukunft sehen lasse. Ich bin derohalben bereit, den hohen Herrschaften hieselbst auf Verlangen in Dero Heisern aufzuwarten und gegen Dero schenereuse Erkenntlichkeit, nicht nur beliebige und höchst erwinschte Erägnisse von dem theatri bolitico zu brofezeihen, sondern auch Dero geehrten Brivat-Fata aufzudecken; wobey bemerke, daß die Wahrsagungen aus dem Caffe ganz vorzieglich scharmant und interessirt ahnzusehen seynd. Auch werde nicht entstehen, in meinem Loschie nach Belieben aufzur arten mit der verliehenen Eingebung und Profezeihung.

Weilen aber das hiesige geehrte Bublicum nicht immer so glücklich seyn kann, mich zu besitzen, und man noch an vielen Orten meine Hilfe verlangen thut; so biete zugleich einige bolitisch-brofetische Noth- und Hilfsmittel zum Selbstunterricht und Unterhaltung an, maßen wohl der Erleuchtete durch eigene Kraft schon gläuben und aus die Afficen herauslesen kann, was er wünschen thut, ist aber für die Schwächeren ein eiserlich Mittel und Bestättigung nit zu verachten, und bey mir nach beyfolgendem Preis Kuhrand zu haben:

1) Diverse bolitisch-machische Zauberkristalle, worein man so fiel gewonnene Pattaljen, Friedensschliße und dergleichen sehen kann, wie man will, von 5 bis ½ Rthl.

2) Dito Prismata zur beliebigen Verfertigung des bekannten Gnadenzeichens des Regenbogens. 5 — ½ Rthlr.

3) Vielfarbige bolitisch-magische Prillen.

NB. ☞ Von der Sorte Rosenfarb und Hoffnungsgrün ist nur noch ein kleiner Rest vorräthig, wegen des enormen Absatzes, von 2 -- ¼ Rthlr.

4) Politisch-magische grande patience. Ein unterhaltendes Kartenspiel für kleine und große Kinder und bejahrte Matronen beyderley Geschlechts. 1 Rthlr.

5) Josephus somnispex, oder großes bolitisches Universal-Traumbuch. 6 Bde. fol. 10 Rthlr.

6) Velleda, Sibylla germanica. Bibliothek aller Weissagungen über das deutsche Vaterland. Zur lehrreichen und ersprießlichen Unterhaltung für gebildete Patrioten. 20 Bde. gr. fol. 40 Rthlr.

NB. Schneide auch Leichdörner, Hühneraugen und den Wurm.

Loschiere in der goldnen Schelle beym Irrenhause.

Schilda, den 25. November, 1808.

Sibylla Swedenborgiun.

Die Teleologen.

Jener Kapuziner, welcher über die Wunder der Schöpfung predigte, sagte unter andern: Meine Brüder, ihr erstaunet über so manche Dinge, wo man es gerade nicht erwarten sollte, und so viele andere lassen euch gleichgültig, die euch weit mehr Nutzen gewähren. So

bewundert ihr die Sonne weit mehr, als den Mond; und doch leuchtet euch dieser in der Nacht, und jene nur am Tage, da es ohnedas hell genug ist.

So begriff, wie Friedrich Heinrich Jacobi erzählt *), eine vornehme Pariserinn vollkommen das Gute des Mondes, weil er unsere Nächte erhellet; aber wozu, bei hellem Tage, die Sonne am Himmel stände, konnte sie nicht begreifen.

—z.

*) In einer Anmerkung zu der geistvollen Abhandlung über gelehrte Gesellschaften ꝛc. München, 1807.

Heinrich IV. und Süllly.

(Aus den Anecdotes françaises.)

Als Heinrich mit einer gewissen Dame, die gerade sein Herz beschäftigte, in seinem Kabinette allein war, kam Süllly in das Vorzimmer, und wollte nach seiner Gewohnheit sogleich zum Könige. Man gab ihm aber einen Wink, und er stellte sich indessen an ein Fenster, der kleinen Treppe, die zu dem Kabinette des Königs führte, gegen über. Nicht lange, so kam eine Dame in einem grünen Kleide, die er aber nicht erkennen konnte, heraus. Einen Augenblick nachher auch der König, der, als er den Minister gewahr wurde, ihn freundlich grüßend fragte: Was machst Du, Süllly? — Unterthänigster Diener, Sire Aber mich dünkt, fuhr er fort, da er den König erhitzt fand, Eure Majestät sind nicht ganz wohl. -- Das ist wahr, antwortete der König, etwas verlegen, ich habe diesen Morgen das Fieber gehabt. — Ich weiß es, Sire, versetzte der Herzog; ich habe es im Vorbeigehen bemerkt. Es sah ganz grün aus. — Das dich! rief der König. Es ist doch nicht möglich, dich zu betriegen; deine Augen sind gar zu scharf!

R.

Das leckere Gericht.

Ein Reisender fragte in einem Wirthshause, was es zu essen gebe? Der Wirth antwortete, daß nichts, als Eier, da wären. Aber, fuhr der Fremde fort, haben Sie nicht noch von dem Pökelfleische, das Sie mir auf meiner vorigen Reise vorsetzten? Ich habe nie etwas Besseres gegessen. — Wahrhaftig, fiel das Kind des Wirthes ein, das Fleisch würde uns ein wenig hoch kommen, wenn uns alle Woche ein Pferd fallen sollte.

R.

Rechtfertigung.

Unwahr von Jemand reden, ist
Verläumdung, und Verläumden ein Verbrechen.
Dennoch verlangt das Fräulein Zwist,
Daß ich soll Gutes von ihr sprechen.

Schink.

Als man den neuen Planeten Here genannt hatte.

O weh! ein böses Weib fand sich am Himmel ein;
Nun kann der jüngste Tag auch nicht mehr ferne seyn.

L. Nauwerck.

Auflösung der Charade im 51. Stücke: Weiberfeind.

gehört zum 2681

Nº I

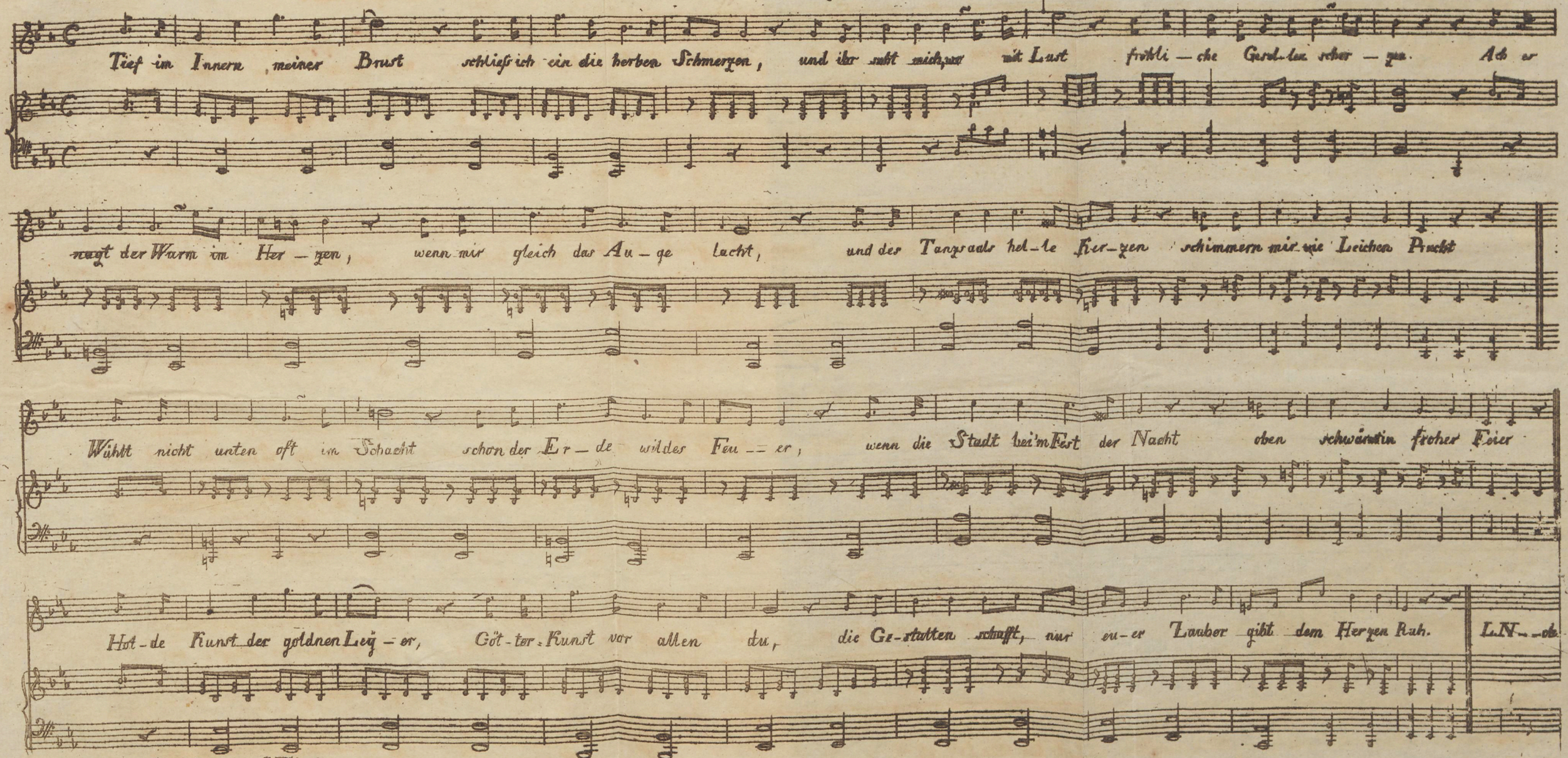
DIE TRÖSTERINNEN

G — — k.

Tief im Innern meiner Brust schließ ich ein die herben Schmerzen, und ihr seht mich, wer mit Lust fröhli — che Gesel-len scher — zen. Ach er

nagt der Wurm im Her — zen, wenn mir gleich das Au — ge lacht, und des Tanzsaals hel — le Ker — zen schimmern mir wie Leichen Pracht

Wühlt nicht unten oft im Schacht schon der Er — de wildes Feu — er, wenn die Stadt bei'm Fest der Nacht oben schwärmt in froher Feier



Hol — de Kunst der goldnen Leg — er, Göt — ter-Kunst vor allen du, die Ge-stalten schafft, nur eu — er Zauber gibt dem Herzen Ruh. L.N. — ch

Ratzeb: Lit: Bl: 1808 Nº 26

bewundert ihr die Son
als den Mond; und do
dieser in der Nacht, un
Tage, da es ohnedas hell
So begriff, wie Fri
rich Jacobi erzählt *),
Pariserinn vollkommen da
des, weil er unsere Nächt
wozu, bei hellem Tage, d
Himmel stände, konnte sie

*) In einer Anmerkung
Abhandlung über
sellschaften ꝛc. Mi

Heinrich IV. und

(Aus den Anecdotes

Als Heinrich mit einer
die gerade sein Herz besch
nem Kabinette allein war,
das Vorzimmer, und w
Gewohnheit sogleich zum
gab ihm aber einen Wink
sich indessen an ein Fenst
Treppe, die zu dem Kabin
führte, gegen über. Nich
eine Dame in einem grün
er aber nicht erkennen k
Einen Augenblick nachher
der, als er den Minister
ihn freundlich grüßend
machst Du, Sülly? —
Diener, Sire Aber mich
fort, da er den Köaig erh
Majestät sind nicht ganz
wahr, antwortete der Kön
legen, ich habe diesen Mo
gehabt. — Ich weiß es,

der Herzog; ich habe es im Vorbeigehen bemerkt. Es sah ganz grün aus. — Das dich! rief der König. Es ist doch nicht möglich, dich zu betriegen; deine Augen sind gar zu scharf!

R.

Das leckere Gericht.

Ein Reisender fragte in einem Wirthshause, was es zu essen gebe? Der Wirth antwortete, daß nichts, als Eier, da wären. Aber, fuhr der Fremde fort, haben Sie nicht noch von dem Pökelfleische, das Sie mir auf meiner vorigen Reise vorsetzten? Ich habe nie etwas Besseres gegessen. — Wahrhaftig, fiel das Kind des Wirthes ein, das Fleisch würde uns ein wenig hoch kommen, wenn uns alle Woche ein Pferd fallen sollte.

R.

Rechtfertigung.

Unwahr von Jemand reden, ist
Verläumdung, und Verläumden ein Verbrechen.
Dennoch verlangt das Fräulein Zwist,
Daß ich soll Gutes von ihr sprechen.

Schink.

Als man den neuen Planeten Here genannt hatte.

O weh! ein böses Weib fand sich am Himmel ein;
Nun kann der jüngste Tag auch nicht mehr ferne seyn.

L. Nauwerck.

Auflösung der Charade im 51. Stücke: Weiberfeind.